

Vierzehnter

Bericht

der

Philomathie

in

Neisse

vom März 1863 bis zum März 1865.

Neisse.
Verlag von Joseph Graveur.

Druck von A. Letzel.
1865.

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia -w Opolu-
BIBLIOTEKA W OPOLU
06.053/06.055.5 (061.2)(04)
Ber Phil
3303 D/IV
E II 3
3303 D

Ἐὰν ἦς φιλομαθής, ἔσῃ πολυμαθής.

Isocrates.

Vorwort.

Die Philomathie in Neisse beschloß am 10. December 1863, an Stelle des bisherigen nur für die Mitglieder gedruckten Jahres-Berichts alle zwei Jahre einen ausführlicheren Bericht in Verbindung mit mehreren wissenschaftlichen Abhandlungen zu veröffentlichen, und zwar in ähnlicher Weise, wie dieß im Jahre 1863 bei der zur Feier ihres 25jährigen Bestehens herausgegebenen Denkschrift geschehen war.

Indem der unterzeichnete Vorstand durch die Herausgabe des gegenwärtigen Berichts diesen Beschluß zur Ausführung bringt, hofft er damit ein treues Bild des geistigen Lebens in der Philomathie zu geben. Die meist von den Verfassern der gehaltenen Vorträge besorgten Referate dürften in ihrer größeren Ausführlichkeit ebensowohl die nothwendigen festen Punkte für die Erinnerung der betreffenden Zuhörer, als auch genug thatsächliche Momente enthalten, um auch weitere Kreise für die behandelten Gegenstände zu interessiren.

Neisse, im März 1865.

Der Vorstand der Philomathie.

Inhalt.

Seite.

Chronologisches Verzeichniß der Mitglieder I

Statuten der Philomathie ..... V.

Chronologisches Namens-Verzeichniß der Mitglieder.

Herr Warmann, Rechnungs-Rath, den 4. Juni 1841.
„ Kastner, Professor und Gymnasial-Oberlehrer, den 7. December 1841.
„ Kasper, Dr. med., Sanitäts-Rath und Kreis-Physikus, den 16. October 1842.
„ Poleck, Dr. phil., Apotheker, den 3. December 1844.
„ Scholz II., Justiz-Rath, den 8. April 1845.
„ Berliner, Dr. med., praktischer Arzt, den 3. Juni 1845.
„ Gabriel, Justiz-Rath, den 4. Mai 1847.
„ Kattner, Dr. med., practischer Arzt, den 4. Januar 1848.
„ Zastra, Dr. phil., Director des Gymnasiums, den 6. Juni 1848.
„ Hoffmann, Dr. phil., Professor und Gymnasial-Oberlehrer, den 6. Juni 1848.
„ Bauer, Dr. phil., Oberlehrer an der Realschule, den 10. October 1848.
„ Ernst, Apotheker und Stadtältester, den 3. Januar 1849.
„ Krause, Lieutenant a. D. und Rendant der Königlichen Pulver-Fabrik, den 8. April 1850.
„ Schmidt, Gymnasial-Oberlehrer, den 22. Februar 1851.
„ Stuckenschmidt, Königlicher Musik-Director, den 26. März 1851.
„ Jaeckel, Schulvorsteher, den 26. März 1851.
„ Hanuschke, Dr. med., Sanitäts-Rath, in Ottmachau, den 29. Mai 1851.
„ Felsmann, Dr. med., praktischer Arzt, den 30. November 1851.
„ Sondhauß, Dr. phil., Director der Realschule, den 27. September 1852.
„ Wutke, Gymnasial-Lehrer, den 30. November 1852.
„ Brilka, Lehrer an der Realschule, den 29. September 1853, ausgeschieden im October 1864.
„ Prox, Pastor in Ziegenhals, im October 1853.
„ Mutke, Gymnasial-Lehrer, den 9. Februar 1854, gestorben den 20. Juli 1864.
„ Henrici, Kreisgerichts-Director, den 2. December 1854.
„ v. Treskow, Hauptmann im 2. Oberschles. Infanterie-Regiment (Nr. 22), im April 1855.

Herr Herring, Hauptmann in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), im September 1855.
„ Hellwich, Appellations-Gerichts-Rath in Ratibor, den 18. October 1855, ausgeschieden im März 1864.
„ Rotte, Hauptmann im Genie-Corps, den 22. December 1855, ausgeschieden den 6. October 1864.
„ Stenzel, Dr. med., Garnison-Stabsarzt, den 10. April 1856.
„ Beckmann, Apotheker, den 26. October 1856.
„ Masuch, Spezial-Kommissarius, den 26. Februar 1857.
„ Schuppe, Stifts-Assessor, den 2. October 1857.
„ Meinecke, Dr. med., Ober-Stabsarzt im 1. Oberschles. Infanterie-Regiment (Nr. 22), den 10. October 1857.
„ Bauch, Premier-Lieutenant in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 24. October 1857.
„ v. Gallwitz, Oberst-Lieutenant a. D., den 16. November 1857, ausgeschieden im October 1864.
„ Lorenz, Rittergutsbesitzer in Schaderwitz, den 15. April 1858.
„ Gerlach, Staats-Anwalt, den 23. November 1858.
„ Skutsch, Dr. med., praktischer Arzt, den 23. November 1858.
„ Schirmer, Premier-Lieutenant in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 23. November 1858, ausgeschieden im März 1863.
„ Berendt, Premier-Lieutenant à la suite der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 23. November 1858.
„ v. d. Marwitz, Hauptmann im 2. Oberschles. Infanterie-Regiment (Nr. 23), den 8. April 1859.
„ v. Sydow, Premier-Lieutenant im 2. Oberschles. Infant.-Regiment (Nr. 23), den 9. April 1859, ausgeschieden im October 1864.
„ Baron v. Seherr-Thoß, Landrath, den 21. September 1859.
„ v. Donat, Kreisgerichts-Rath, den 21. October 1859, ausgeschieden im April 1864.
„ Mauve, Lieutenant im 2. Oberschles. Inf.-Rgmt, (Nr. 23), den 21. October 1859, ausgeschieden den 2. März 1864.
„ v. Othegraven, General-Lieutenant, den 22. October 1859, nach Breslau im Mai 1863.
„ Hummel, Oberst und Festungs-Inspekteur, den 8. Februar 1860.
„ v. Bülow, Oberst-Lieutenant in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 8. Februar 1860, nach Münster den 27. Juni 1864.
„ Kreßmann, Lieutenant in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 2. April 1860, nach Berlin im September 1863.
„ Hahn, Dr. med., praktischer Arzt in Ziegenhals, den 2. April 1860.
„ Müller, Hauptmann und Platzmajor, den 6. October 1860, gestorben den 26. October 1863.
„ Richter, Proviantmeister, den 6. October 1860, ausgesch. den 29. Juni 1863.
„ Baron v. Hundt, Kreisgerichts-Rath, den 25. October 1860.
„ v. Schulzendorff, Hauptmann à la suite der Ostpreußischen Artillerie-Brigade (Nr. 2) und Lehrer an der Kriegsschule, den 17. Januar 1861.

Herr Thilo, Dr. med., praktischer Arzt, den 27. Januar 1861.
„ Kleinschmidt, Wirthschafts-Inspektor in Nitterwitz, den 31. Januar 1861.
„ Wolf, Kandidat der Theologie, den 19. November 1861, ausgeschieden den 14. März 1864.
„ Otto, Lieutenant in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 19. November 1861.
„ Stolz, Major und Kommandeur des Oberschles. Pionier-Bataillons (Nr. 6), den 7. December 1861, versetzt nach Luxemburg im März 1864.
„ v. Plaenckner, Major im 2. Oberschles. Infanterie-Regiment (Nr. 23), den 7. December 1861.
„ Kursawa, Lieutenant im 2. Oberschles. Infanterie-Regiment (Nr. 23), den 7. December 1861.
„ Lütkemüller, Garnison-Auditeur, den 28. Januar 1862.
„ v. Stückradt, Oberst und Kommandeur des 1. Oberschles. Infant.-Regiments (Nr. 22), den 28. Januar 1862, ausgeschieden den 30. Juli 1863.
„ Himpe, Hauptmann im 2. Oberschles. Infanterie-Regiment (Nr. 23), den 11. Februar 1861.
„ Robert, Kreisgerichts-Rath, den 6. November 1862, nach Berlin im Juni 1864.
„ Stern, Dr. med., praktischer Arzt, den 6. November 1862.
„ Welz, Hauptmann in der Schles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 4. December 1862, ausgeschieden im September 1863.
„ Röhmer, Major und Ingenieur vom Platz, den 5. Januar 1863.
„ Mentzel, Hauptmann im Genie-Corps, den 5. Januar 1863, nach Glogau im Februar 1864.

„ Oberdick, Oberlehrer an der Realschule, den 24. Mai 1864.
„ Slawitzky, Dr. phil., Kollaborator am Gymnasium, den 13. October 1864.
„ Krause, Dr. phil., Kollaborator am Gymnasium, den 13. October 1864.
„ Seichter, Hilfslehrer am Gymnasium, den 13. October 1864.
„ v. Schramm, Premier-Lieutenant in der Oberschles. Artillerie-Brigade (Nr. 6), den 27. October 1864.
„ Dombois, Pastor, den 17. November 1864.
„ Lühe, Dr. med., Assistenzarzt im 2. Oberschles. Infant.-Regiment (Nr. 23), den 5. Januar 1865.

Den Vorstand der Gesellschaft bilden gegenwärtig:

Apotheker Dr. Poleck, Sekretair.
Justiz-Rath Gabriel.
Kreisgerichts-Direktor Henrici.
Sanitäts-Rath Dr. Kasper.
Professor Kastner.
Major Röhmer.
Justiz-Rath Scholz II.
Director der Realschule Dr. Sondhauß.
Director des Gymnasiums Dr. Zastra.

Statuten
der
Philomathie in Neisse.

Nach dem ursprünglichen Entwurfe vom 3. April 1838,
revidirt und beschlossen am 1. October 1850.

§. 1.

Die Philomathie ist ein Verein für wissenschaftlichen Ideen-Austausch und strebt diesen Zweck zu erreichen durch Vorlesung eigner Arbeiten oder durch freie Vorträge, mit strenger Vermeidung jeder Abschweifung vom wissenschaftlichen Standpunkte.

§. 2.

Eine bestimmte Qualification wird von keinem neu aufzunehmenden Mitgliede gefordert; der neu Eintretende nimmt die Verpflichtung auf sich, einen Vortrag zu halten, sobald ihn die Reihefolge trifft.

§. 3.

Da der wissenschaftliche Ideen-Austausch das Hauptziel der Gesellschaft ist, so hat jedes Mitglied eine gleiche Berechtigung zu sprechen und spricht zugleich auf eigene Verantwortung.

§. 4.

Die Gesellschaft versammelt sich jeden Monat einmal, im Winter um 6, im Sommer um 6½ Uhr des Abends. Dem Vortrage geht die Lesung des Protokolls über die letzte Sitzung voraus.

§. 5.

Die Gesellschaft wählt alljährlich und zwar im October durch Stimmzettel eine Kommission und einen Sekretair, welche den Vorstand der Gesellschaft bilden. Bei der Wahl des Sekretairs entscheidet die absolute, bei jener der Kommission die einfache Majorität der Anwesenden.

§. 6.

Der Sekretair führt den beständigen Vorsitz in der Kommission, er hat die Umlaufschreiben und die Protokolle abzufassen und zu besorgen, bei ihm werden die Vorträge und die Aufnahme neuer Mitglieder zur weiteren Beförderung an die Kommission angemeldet, ihm die einzuführenden Gäste vorgestellt und von ihm die Akten der Gesellschaft aufbewahrt. Er hat die Beschlüsse der Kommission, resp. der Gesellschaft auszuführen und ist endlich auf's Neue wählbar, aber immer nur auf ein Jahr.

§. 7.

Die Kommission besteht mit Einschluß des Sekretairs aus neun Mitgliedern, von denen aber mindestens fünf Mitglieder gegenwärtig sein müssen, um sie beschlußfähig zu machen. Sie beschließt mit einfacher Majorität und bei Stimmengleichheit ist die Stimme des Sekretairs die entscheidende.

§. 8.

Der Kommission werden alle Sachen der Gesellschaft zur Berathung überwiesen, und sie beschließt über alle jene Angelegenheiten, welche nicht eine Aenderung der Statuten zum Zweck haben, ohne dieselben erst in der Gesellschaft zur Debatte zu bringen. Der Sekretair ist jedoch verpflichtet, die gefaßten Kommissions-Beschlüsse in der nächsten Sitzung der Gesellschaft mitzutheilen, und diese kann in ihrer Majorität die Beschlüsse der Kommission abändern.

§. 9.

Die Mitglieder der Kommission vertheilen die Geschäftsführung unter sich, so zwar, daß sie abwechselnd die Kasse, das Arrangement der Tafel ꝛc. übernehmen. Jährlich scheidet die Hälfte derselben aus, die Ausscheidenden sind auf's Neue wählbar.

§. 10.

Nur im Fall der Aenderung der Statuten tritt die gesammte Gesellschaft zur Berathung zusammen. Ein Antrag der Art kann von der Kommission gestellt oder muß von wenigstens zehn Gesellschafts-Mitgliedern schriftlich eingebracht werden. Die Gesellschaft ist zu dieser

Berathung unter Bekanntmachung des Gegenstandes ausdrücklich einzuladen und zur Entscheidung ist in diesem Falle eine Majorität von zwei Drittel der Stimmen der Anwesenden erforderlich. Eine gleiche Einladung muß bei vorzunehmenden Wahlen des Vorstandes ergangen sein.

§. 11.

Der Sekretair notirt die angemeldeten Vorträge und theilt sie der Kommission in der nächsten Konferenz mit. Die Vorträge werden nach der Zeitfolge der Anmeldungen gehalten, wenn nicht ein Anderes von der Kommission bestimmt wird, welche hauptsächlich darauf zu sehen hat, daß eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern zum Vortrage gelangt. Sind keine Vorträge angemeldet, so fordert die Kommission die Mitglieder nach ihrer Anciennität hierzu auf; eine zeitweilige Ablehnung ist jedoch gestattet. In jeder Versammlung der Gesellschaft theilt der Sekretair die angemeldeten Vorträge mit.

§. 12.

Die Anmeldung neuer Mitglieder kann nur durch ein Mitglied und muß schriftlich an den Sekretair geschehen.

§. 13.

Der Sekretair theilt der Kommission die Namen der aufzunehmenden Mitglieder mit, und diese beschließt über die Aufnahme und zwar mit Stimmen-Einheit.

§. 14.

Jedes neu aufgenommene Mitglied zahlt 1 Rhlr. und erhält dafür ein Exemplar des Liederbuchs der Philomathie; außer diesem wird ein jährlicher Beitrag von 2 Rhlr. 12 Sgr. für das Abendbrot, Miethe des Lokals ꝛc. entrichtet, welcher halbjährlich und zwar am 1. April und 1. October fällig ist.

§. 15.

Der freiwillige Austritt, sowie das Ausscheiden durch Versetzung wird dem Sekretair angemeldet, der es dann zur Kenntniß der Gesellschaft bringt. Nach zeitweiligen Versetzungen ist bei der Wiederkehr keine neue Aufnahme-Formalität nothwendig.

§. 16.

Wer in einem Halbjahr auch nicht eine Versammlung besucht, wird in dem nächsten Umlaufschreiben nicht weiter aufgefordert; Krankheit, Reisen oder sonstiges begründetes Nicht-Erscheinen unterliegen natürlich dieser Bestimmung nicht.

§. 17.

Was die gesellige Anregung betrifft, so hat die Gesellschaft sich stets nach den Vorträgen zu einem frugalen Abendbrod vereinigt. Arbeiten geringeren Umfangs, Erzeugnisse poetischer Lust und Laune sind die echte Würze eines jeden Mahls: eine wissenschaftliche Gesellschaft kann sie daher um so weniger entbehren. Gäste einzuführen, steht jedem Mitgliede frei, doch sind diese jedesmal dem Sekretair anzumelden.

Der Vorstand der Philomathie.

Frey. Dr. Kasper. Lohmeyer. Nixdorff. Dr. Poleck.
Theiler. Waxmann. Dr. Zastra.

Geschichte

der Apotheken der Stadt Neisse

von

Aug. Kastner,
Professor.

Wie Stenzel [1]) in seiner urkundlichen Geschichte Schlesiens schreibt, ist es sehr schwer zu ermitteln, seit wann sich in Schlesien Apotheken d. h. Anstalten hauptsächlich zur Anfertigung von Arzeneien befanden. Der in Urkunden gebrauchte Ausdruck **apotheca** bedeutet nämlich auch einen Kramladen und **apothecarius** soviel als **institor** oder Krämer. Auch die Läden der Fleischer z. B. wurden Apotheken genannt. Zur Krämerei rechnete man aber auch außer andern Gegenständen besonders Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Muskaten, Muskatenblumen, Zimmetrinde, Paradieskörner, Zucker, Zuckermehl und andere Gewürze, aus denen Arzneien bereitet wurden. Die Krämer verkauften auch eingemachte Früchte. „Es ist daher nicht gewiß, ob die in Schweidnitz 1264 und in Glogau 1281 urkundlich erscheinenden Apotheken nur Kramladen oder zugleich Apotheken, hauptsächlich zur Anfertigung von Arzneien gewesen, doch ist das letztere wahrscheinlich. Jedenfalls kann man nicht zweifeln, daß der Magister Peter Apotheker in Glogau und in den Jahren 1331 und 1333 am Hofe des Herzogs ein eigentlicher Apotheker gewesen, wie schon seine akademische Würde darthut.“ [2])

1) Seite 335–6.
2) Stenzel a. a. O.

In Schweidnitz wird urkundlich das Bestehen einer Apotheke bereits 1330 nachgewiesen; gleichwohl wurde das Privilegium der ersten Apotheke daselbst erst 1505 begründet. Dieses von dem Rathe erhaltene Privilegium wurde seinem wesentlichen Inhalte nach 1601 von dem Könige Rudolph II. bestätiget. [1])

Nach diesen einleitenden, zur Orientirung dienenden Angaben theile ich auf den folgenden Blättern die urkundlichen Nachrichten mit, welche ich über die Apotheken der Stadt Neisse habe auffinden können, in der Meinung, einen kleinen Beitrag zu der Geschichte der Apotheken in Schlesien zu geben.

1378 den 15. Februar (**15. Kal. Marcii**) wurde ein Zins von einer Mark dem Nicolaus Apotheker, Bürger zu Neisse (**Nicolao Apothecario, civi Nisen.**), verkauft. [2])

In einer Urkunde [3]) des Bischofs Wenceslaus (Neisse den 1. December 1413) ist unter den Zeugen Gregorius, Apotheker in Neisse (**Gregorius Apothecarius in Nisa**), ein Neisser Bürger, angeführt.

1415 den 16. Februar ist ein Haus auf dem Ringe bei der Apotheke (**circum apothecam**) in Neisse erwähnt. [4])

1418 den 12. Juni verkaufte Thomas der Apotheker (**Apothecarius**) einen Zins von 2 Mark auf einem Hause. [5])

1435 den 6. März ist ein Haus in Neisse erwähnt, auf der Kirchgasse (**in platea ecclesie**) zwischen dem Hause des Apothekers (**apotecarii**) auf einer und dem Hause des Vogtes (**advocati**) auf der anderen Seite gelegen. [6])

1438 den 29. März ertheilte der Bischof Conrad seinem Apotheker Bartholomeus von Wien ein Privilegium [7]) über die Apotheke zu Neisse. Da es das älteste erhaltene über diese Apotheke ist, so theile ich es unverkürzt mit diplomatischer Genauigkeit mit.

1) Dr. Friedrich Jul. Schmidt: Geschichte der Stadt Schweidnitz Bd. 1, S. 34 und 374.

2) Neisser Landbücher im Provinzialarchiv Fol. 11.

3) Copie derselben in einem Copialbuche des Neisser Kreuzstiftes.

4) Neisser Landbücher Fol. 37.

5) Ebenda Fol. 150.

6) Ebenda Fol. 39.

7) Das Original, eine wohl erhaltene Pergamenturkunde, befindet sich in den Händen des Herrn Apothekers Ernst in Neisse; das gut erhaltene Wachssiegel hat die Umschrift: **Sigillum Conradi Episcopi Wratislaviensis.**

„In dem namen gotis amen. Zu ewigem gedechtnis. Wir Conrad, von gotis gnaden Bischoff zu Breslaw, Bekennen offintlich mit desim vnserm brive allen, die en sehen adir horen lesin, das wir merkliche fleyssige vnd getrawe dinste angesehin habin, die vns vnd den vnsern vnd vnserr stad der vorsichtige vnd erbar Bartholomeus von Wiene bishier fleissiglich getohen vnd dirczeiget hat vnd in zukunftigen czeiten steydiglicher tuen sal vnd dirczeigen mag. Hirumben so habin wir en mit Wissen vnserer eldisten vnd der stad in desin nachvolgenden stöcken gnediglich besorget vnd begnaden en von vnser angebornen güten in craft dis Brives. Zum ersten so nemen Wir en uns zu vnserm Apteker in vnser stad Neisse, em die Apoteke gonnende, dieweile er bey vns in der stad wonen vnd bleiben wil adir wonet, wedir en keinen andern Apteker adir Empericum vfnemen wellen nach en domete obirsetzen nach leiden von den vnsern em solichs zu tun. Zum andern mole, ap ymand von andirswo in vnser stad Neisse Confect adir ander gerethe, das in die Apteke gehörte, ane was do geschege in eyme freyen Jormargkte, furin adir brengen wurde vnd welde das doselbst verkoffen vnd also orbernde vnsern egenan. Aptekern domete drangen, dem sullen vnser Ratmann. zur Neisse lossin vndirsagen em soliche Infelle nymer zu tuen. Zum dritten mole das er sich das dir bequemlicher vnd erlicher mit den sein in vnser stad vertragen mege, So gonnen wir em von sunderlichen gnaden, das er allerley weyne vnd auch ander. trenke nach seime vermogen schenken mag mit vnser adir vnser Eldisten lobe vnd wissen, vnd dorczu in der Apteken allerleye species pfeffer, Ingeber, Cenemey, Nelken, Zaffran vnd anderer gestossin vnd vngestossen, gemengit vnd vngemenget, als das vnser vorger Apoteker gehat hat, von yderman. vngehindert verkoffen mag, also dach, das er die vngestossen species vnd gancz, mit pfund. nicht auswege nach verkaufe als das die Cromerer pflegen zu tuen. Zum viernde mole so freyen wir em sein haws, das er em in vnser genan. stad kowfen wurde vnd schicken, also das er dorinn sitczen vnd wonen sal freye aller geschösser, vfsetcze vnd der wache vnd sust vmb. alle sachen vmbeswert. Zum leczten mole so behalden wir en in vnser beschirmunge, also das nymand andirs en richten sall denn. wir adir der, weme wir das

befehlen wurde(n). Is weren denn. etwas sachen adir Broche, dovon wir mit em mogelich reden mogen adir die vnsern, den wir is befülen. Hirumb. so befelen vnd gebitten wir Conrad Bischoff obgenanter allen vnd iglichen Amechtleuten vnd getrauen, das sie dem vorgeschrebn. Bartholomeo vnserm Apteker soliche vnser freyeheit vnd begnadunge bey vermeydunge vnserer swern vngunst vnvorbrochlich halden sullen. Des zu orkund habin wir vnser gmeyne sigel an desin brieff von rechten vnserm wissen lossin hangen. Gebin zur Neisse am Sonobund vor Judica noch gotis geburt Tusind vierhundert vnd im XXXVIII^{ten} iore."

1440 am Tage der heil. Hedwig (den 15. October) verkaufte der Magister Bartholomeus, Apotheker in Neisse (apotecarius), einen jährlichen Zins von vier Mark in und auf seinem auf dem Ringe gegenüber dem Rathhause (ex opposito pretorii) gelegenen Hause, das früher dem Augustus Aleß gehört hatte. [1])

1444 ist im Neisser Stadtbuche Fieweger's Haus bei der alten Apotheke (alden Apteke) gelegen erwähnt.

1445 den 22. December ist ein Haus genannt auf dem Ringe bei den Fleischbänken auf einer und dem Apotheker Bartholomeus (apotecarium) auf der anderen Seite. [2])

1451 am Freitage vor Mariä Lichtmeß (den 29. Januar) ist in einer Urkunde der Apotheker (Appoteker) Bartholomeus angeführt. [3])

1455 am Sonnabende am Tage aller Heiligen (den 1. November) ist der Meister Bartholomeus, Apotheker (Apteker) zu Neisse, als Zeuge genannt. [4])

1455 am Sonnabende am Tage aller Heiligen verkaufte der Neisser Apotheker (apotecarius) einen jährlichen Zins von zwei Mark in und auf seinem auf dem Ringe der Stadt Neisse gelegenen Hause, das früher dem Augustinus Alesch gehört hatte, den Neisser Altaristen Nicolaus Kwsmalcz und Nicolaus Grotil. [5])

1457 am Montage am Tage Petri Kettenfeier (ad vincula sancti Petri, den 1. August) verkaufte zu Ottmachau Michael von Gleiwitz, ehemaliger Stadtschreiber zu Neisse, zwei Mark jährlichen Zinses

1) Neisser Landbücher Fol. 108.
2) Ebenda Fol. 137.
3) Ebenda Fol. 22.
4) Ebenda Fol. 50.
5) Ebenda Fol. 50.

nach Inhalt des fürstlichen Briefes, den er darüber gehabt hatte, in und auf dem am Ringe gelegenen Hause des Magisters Bartholomeus, des Apothekers (Apotekir's) zu Neisse, dem Herrn Johannes Stanewicz, Pfarrer zu Karlowitz. [1])

1464 am Freitage nach Ostern (den 6. April) wurde in der Apotheke zu Neisse von dem bischöflichen Marschalk Nicolaus (Streit) eine Verhandlung aufgenommen, bei welcher unter anderen der Apotheker (apotecarius) Michael Zeuge war. [2])

1468 am Sonntage Jubilate (den 8. Mai) ist der Magister Bartholomeus, Apotheker (apotecarius), als Zeuge genannt. [3])

1469 am Tage der heiligen Margaretha (den 20. Juli) ertheilte der Bischof Rudolph dem Apotheker Michel, dem Eidam des Bartholomeus von Wien, ein Privilegium über die Apotheke in Neisse. Auch diese Urkunde [4]) gebe ich hier unverkürzt und mit diplomatischer Genauigkeit wieder, obgleich sie größtentheils eine Wiederholung der früheren (von 1438) ist.

„Wir Rudolphus von gotes gnaden Bischoff zu Breslaw Bebstlicher legathe etc. Bekennen vffintlichen mit desem briefe allen, die en sehen horen ader lezen, das wir angesehen vnnd betracht haben getrawe dienste, die vnns, vnnsern vorfarenden Bischoffen vnnd dieser vnnser Stat Neisse der vorsichtige vnnd Erbar Bartholomeus von Wiene zeliger etwann Apoteker zur Neisse lange Zeit getan hat, vnnd ouch ytczund Michel, seyn eydem, wol thuen mag vnnd sal yn zukunfftigen zeyten. Dorumb haben wir em alle vnnd ytzliche privilegia, freyheyten vnnd begnadungen etwan Bartholomeo Apoteker obgenant von Bischoff Conraden loblichis gedechtnisse vnnserm vorfaren, vorlegen, bestetiget vnnd vornewet, als wir ouch demselbigen Apoteker mit wost vnnd vorwillunge des Rathis vnnd Eldisten vnnser Stat Neisse bestetigen, vornewen vnnd vorleyen von sunderlichen gnaden yn crafft diess brieffis. Czum Irsten so nemen wir en vff zu vnserm Apoteker yn vnnser Stat Neisse, em

1) Neisser Landbücher Fol. 61.
2) Ebenda Fol. 86.
3) Ebenda Fol. 13.
4) Das Original, eine wohl erhaltene Pergamenturkunde, besitzt der Herr Apotheker Ernst in Neisse; das anhangende gut gehaltene Wachssiegel hat die Umschrift: Sigillum Rudolphi Episcopi Wratislaviensis.

die Apoteke gonnende, die weile her bey vnns yn der Stat wonen vnnd bleiben wil ader wonet, wieder en keynen andern Apoteker ader Empericum vffnemen wellen, en domethe vbirsetzen nach leyden von den vnnsern eyn soliches zu thuen. Czum andern ap ymandes von andirswo yn vnnser Stat Neisse Confecte ader Electuaria Real, ander gerethe das yn die Apoteke gehorte, ane, was do geschege yn eynem freyen Jormargkte furen ader brengen wurde vnnd welde das doselbist vorkewffen vnnd also orbernde, vnnserm egenanten Apoteker domete drangen, dem sullen vnnser Ratmann. zur Neisse lassen vndirsagen, em sulche ynfelle wieder vnser begnadunge nicht zu thuen nach zu gestaten. Czum dritten das her sich dister bequemlicher vnnd erlicher mit den seynen yn vnnser Stat betragen vnnd awskomen moge, So gonnen wir em von sunderlichen gnaden, das her Clareth machen vnnd conficiren vnnd auch medth schencken mag, vnnd dorczu yn der Apoteken allerley Wortze ader Species pfeffer, yngebir, Czenemey, Nelken, Saffran, Moscaten vnnd ander gestossen, gemenget vnnd vngemenget, alze das vnsir foriger Apoteker gethan vnnd gehabt hat von yderman vngehyndert, frey vorkewffen mag, Alzo dach das her die vngestossene Species gancz mit pfunden nicht awswege nach vorkewffe, als das die Cromer pflegen czu thuen. Czum fierden Mole so freyen wir em seyn haws, das her ytczund hat vnnd dorynne her wonet, Also das her dorynn. sytzen vnnd wonen sal frey aller geschossir, vffsetcze, stewer, vngelt, wache, vnnd sust vmb alle sachen vmbesweret. Czum letczten mole so behalden wir en yn vnnser beschirmunge also das nymandes anders en nach seyn gesynde richten sal denn. wir ader weme wir das bephelen wurden. Is weren denn. etwas Sachen ader broche, davon wir mit em mogelich reden mogen ader die vnnsern den wir is befulen. Hierumb so bephelen vnnd gebiethen wir Rudolphus Bischoff vnnd legathe yn macht diesz brieffis allen vnnd ytczlichen Amechtlewthen, Undirthanen vnnd getrawen, das sy dem vfftgemelten Micheln vnnserm Apoteker sulche vnnser freyheit vnnd begnadunge vnnvorbrochlichen stete vnnd feste halden bey vormeydunge vnnser sweren vngunst vnnd bussen. Czu Orkunde haben wir vnnser Ingesegil an diesen brieff lassen mit rechten wissen hengen, der gegeben ist czur Neisse an Sand Margarethen Tag der heiligen Jungfrawen noch Cristi geborth Tawsendt vierhundert vnnd ym newn vnd sechczigsten Jaren."

1471 am Freitage vor Lätare (am 29. März) ist ein Haus bei der Apotheke (Apteke) am Ringe zu Neisse erwähnt und Michael, Apotheker (apotecarius) zu Neisse, als Zeuge angeführt. [1])

1473 am Montage nach dem Sonntage Vocem Jucunditatis (am 24. Mai) ist ein Zins auf des Apothekers Hause zu Neisse erwähnt. [2])

1480 am Mittwoch vor Erhöhung des heil. Kreuzes (am 13. Sept.) ist Magister Michael, Apotheker (apotecarius), als Zeuge genannt. [3])

1483 am Donnerstage, am Tage des heiligen Leichnams (am 29. Mai) ist Meister Michel, Apotheker (Apteker) zu Neisse, als Zeuge genannt. [4])

1485 am Sonnabende in der Osteroctave (am 9. April) ist Meister Vitus, Apotheker (Apoteker) zu Neisse, als Zeuge genannt. [5])

1487 an der Vigilie des heiligen Jacob (am 24. Juli) ist Meister Vitus, Apotheker (Apoteker) zu Neisse, als Zeuge genannt. [6])

1487 am Tage der Translation des heiligen Stanislaus (am 27. September) ist Vitus, Apotheker zu Neisse, als Zeuge genannt. [7])

1496 am Tage des heiligen Lucas (am 18. October) ist Meister Veyt, Apotheker (Apoteker), als Zeuge genannt. [8])

1497 am Dienstage nach dem Palmsonntage (am 21. März) ist Meister Veyt, Apotheker (Apoteker), als Zeuge genannt. [9])

1498 am Freitage nach Lucia (am 24. December) ist Vitus Ymbofer, Apotheker zu Neisse, als Zeuge genannt. [10])

1502 am Dienstage nach Petri Kettenfeier (am 2. August) wurde ein Zins von einer halben Mark verreicht in und auf einem Hause und Hofe zwischen dem Hause des Meister Hymsears, Apothekers, einerseits, und den Fleischbänken andrerseits am Ringe zu Neisse gegenüber dem Rathhause. [11])

---

1) Neisser Landbücher Fol. 43.
2) Ebenda Fol. 87.
3) Ebenda Fol. 315.
4) Ebenda Fol. 22.
5) Ebenda Fol. 77.
6) Ebenda Fol. 151.
7) Ebenda Fol. 157.
8) Ebenda Fol. 519.
9) Ebenda Fol. 548.
10) Ebenda Fol. 624.
11) Ebenda Fol. 787.

1504 am Sonntage nach Scolastica (am 11. Februar) ist Meister Beytt, Apotheker zu Neisse, als Zeuge genannt. [1])

Nach einer Urkunde [2]) (Neisse den 23. Juli 1528) wurde die Apotheke zu Neisse von Hans Strubicz an Lorenz Scholcz verkauft, von diesem dem Bischofe Jacobus abgetreten, von diesem desselben Leibarzte Christoff Schonfeldt zugestellt und von letzterem wieder an Michael Hemmerlenn verkauft. Der Bischof Jacobus urkundete nämlich an dem genannten Tage (am Donnerstage nach Mariä Magdalenä 1528) zu Neisse, wie folgt: „Demnach Hans Strubicz für sich, in voller Macht und Vormundschaft seines Weibes Anna und ihres unmündigen Bruders Hans zu einer Zeit die Apotheke (Apotecke) zu Neisse Lorencz Scholczenn verkauft, der uns nachmals sein Recht daran ganz abgetreten und eingeräumet hat: welches wir dem Herrn Doctor Christoff Schonfeldt, unserem Leibarzte, zugestellt, also daß er die Apotheke verleihen („vorlegenn") sollte, und ferner gemeldeter Herr Doctor dieselbige Apotheke sammt der Zugehör Michael Hemmerlenn verkauft und eingeräumt hat; dieweil aber der Strubitz noch zur Zeit bis anher derhalben mit der Gewehr („Gewher") säumig geblieben, so hat er vor unserem Marschalk (Dipprand Czeteris) in genannter voller Macht und Vormundschaft seines Weibes und ihres unmündigen Bruders solche Gewehr gethan, wie sich's nach Brauch und Gewohnheit erheischet." [3])

Von Michael Hemmerlen erkaufte die Apotheke zu Neisse Christoff Hagspichel. Diesem bestätigte der Bischof Jacobus die Privilegien früherer Bischöfe, insbesondere des Bischofs Rudolph in einer besonderen Urkunde [4]) (Neisse am Sonnabende nach Mariä Lichtmesse, am 5. Februar 1530). Solche lautet: „Demnach der vorsichtige, unser lieber getreuer Christoff Hagspichel die Apotheke in unserer Stadt Neisse von Michael Hemmerlen in Kaufs Weise an sich gebracht und uns darauf unterthänigen Fleißes angelangt, daß wir ihm das Recht über solche Apotheke gnädiglich zu bestätigen geruhten, inmassen dann dasselbe Recht und Befreiung in etlichen unserer Vorfahren

1) Neisser Landbücher Fol. 877.

2) Signatur in den Neisser Landbüchern Fol. 684—5.

3) Zeugen waren George Waldaw von der Lindewißenn, Hans Frise, Bürgermeister, Jorge Kunczendorf und Vicens Strubicz, Rathmanne zu Neisse. Der Inhalt der Urkunde ist hier wörtlich, aber mit jetziger Orthographie wiedergegeben.

4) Signatur in den Neisser Landbüchern Fol. 108—9.

und sonderlich Herrn Rudolphi Bischof's offenem Briefe verleibet und begriffen; [1]) derhalben wir (Jacobus) in sonderlichem Bedacht seiner Treue und seines Fleißes, so er bisher zu Anrichtung und Besserung solcher unserer Apotheke treulich vorgewandt und hinfürder auch fleißiger thun wird und soll, und derwegen solche Privilegien, Recht und Freiheiten der mehr genannten Apotheke für seine, des gemeldeten Christoff Hagspichel's Person, in allen ihren Clauseln und Artikeln aus sonderlichen Gnaden verneuet, confirmirt und bestätiget, verneuen, confirmiren und bestätigen hiermit in Kraft dieses Briefes, dieser Gestalt, daß er sich hinfürder solcher Freiheit und (solchen) Rechtes halten, gebrauchen und genießen und darob von uns, unseren Nachkommen, dem Rathe unserer Stadt Neisse und jedermänniglich gelassen, geschützt und gehandhabt werden soll." [2])

Von Christoff Hackspiegel ging die Apotheke zu Neisse durch Kauf an Erasmus Reyß über. 1536 am Dienstage nach Egidii (am 5. Septbr.) wurde nämlich zu Neisse durch Matthias Auctus und Clemens Boritius, Doctoren der Arznei, als des Bischofs (Jacobus) verordnete Mittler und Befehlhaber zwischen Christoff Hackspiegel und Erasmus Reyß um die Apotheke zu Neisse mit ihrem guten Willen auf zugestellte Macht folgender Kauf behandelt und getroffen, also daß Christoff Hackspiegel die berührte Apotheke, wie die durch die genannten Doctores besichtiget, mit dem Corpore und allerlei Materialien, so darin befunden, auch anderem Zeug, wie er den gebraucht und in Besitz gehabt, auf der Stunde abtreten und enträumen will und soll; dafür ihm bemeldeter Erasmus zu geben zugesagt 290 Gulden, zu 34 weißen schlesischen Groschen den Gulden gerechnet, nämlich auf nächst künftige Michaelis 150 Gulden und nachmals auf folgende Michaelis (1537) 70 Gulden und aber bald auf Ostern 1538 darnach zu voller Bezahlung die übrigen ausständigen 70 Gulden. Es ist auch beineben beredet und von oben genanntem Christoff bewilliget dem gedachten Erasmus freie Wohnung bei und neben Balten Sieber in der Niederstube seines Hauses und sonst zwei Kammern mit dem Gewölbe bis auf nächst (schierst) kommende Ostern zu lassen und einzugeben. In diesen Kauf hat Anna, Ehefrau des Christoff Hack-

1) Es folgt nun in der Urkunde das Privilegium des Bischofs Rudolph (Neisse den 20. Juli 1469), s. solches oben.

2) Der Inhalt ist wörtlich mitgetheilt und nur die Orthographie die jetzige.

spiegel, durch Hanns Fryzen, ihren gekorenen Vormund, bewilliget. Dabei waren Gotfried Adelsbach von Nicklasdorff, Heinrich Reibnitz von Peterwitz der ältere, Melcher Bober, Bürgermeister zu Neisse, Görge Laurer, Apotheker zu Breslau, Magister Johannes Lang, Secretarius (des Bischofs).

An demselben Tage bei denselben Zeugen hat Erasmus Reyß auf diesen Kauf aus Gutwilligkeit auf der Herrn Doctoren Ermahnen ausgezahlt und entrichtet 25 hungrische Gulden in Golde auf eine Rechnung, dieselben in der nächsten „Gulte" abzurechnen. [1])

Ueber diesen Kauf und zu einer Uebermaß hat gemeldeter Christoff zugesagt drei Stein Zucker, zwei Stein Oel, einen Stein Wachs und ein Fäßlein Terpentin in die Apotheke zu schenken.

An demselben Tage (am 5. Sept. 1536) hat Erasmus Reyß zu Neisse vor dem Bischofe diesem bei seinem Eide und seiner Seligkeit gelobt und mit Mund und Hand zugesagt, ihm getreu und gewehr zu sein und gegen ihn und seine Unterthanen mit Arzneimachen und Geben treulich, frommlich und unverdächtig zu fahren und sich in der Taxe der Arznei allenthalben gegen männiglich den Apothekern zu Breslau zu vergleichen und darin gebührlich zu verhalten. Dabei waren Zeugen Matthias Auctus, Clemens Boritius, Doctores der Arznei, Vincentius Gartner, Kanzler, Magister Johannes Langus, Secretarius. [2])

Balthasar, erwählter und bestätigter Bischof zu Breslau, Verweser der Oberhauptmannschaft in Ober- und Nieder-Schlesien, ertheilte ein Privilegium [3]) (Neisse, am Freitage nach St. Petri Kettenfeier, am 6. Aug. 1540) dem Neisser Apotheker Erasmus Reis, nachdem dieser die Apotheke in Neisse von Christoff Hagkenspigel in Kaufsweise an sich gebracht und darauf den Bischof gebeten hatte, derselbe möchte ihm das Recht über solche Apotheke bestätigen, wie denn dasselbe Recht und Befreiung in etlicher früheren Bischöfe und besonders des Bischofs Rudolph offenem Briefe begriffen. Balthasar bedachte

1) Erasmus Reyß zahlte Sonntags nach Matthei 75 Gulden; 1537 Mittwoch nach Francisci 70 Gulden Rheinisch (zu 34 w. G.) und Donnerstags nach Judica 1538 den Rest 70 Gulden (gegenwärtig war D. Clemens Boritius).

2) Neisser Landbücher Fol. 180.

3) Pergamenturkunde, früher im Neisser Rathsarchive, jetzt im Besitze des Herrn Apothekers Ernst in Neisse. Diese Urkunde steht auch in den Neisser Landbüchern Fol. 106—7.

besonders die Treue und den Fleiß, so Reis bisher zur Anrichtung und Besserung solcher bischöflichen Apotheke treulich vorgewandt und hinfürder auch fleißiger thun werde und solle, und verneute, confirmirte und bestätigte solche in der wörtlich aufgenommenen Urkunde Rudolphs vom Jahre 1469 ausgedrückten Privilegien, Recht und Freiheit der Neisser Apotheke für die Person des Reis in allen ihren Clauseln und Artikeln.

1549 trat Neuß die Apotheke zu Neisse seinem Eheweibe Barbara ab, sie nach seinem Tode zu haben. In einer Urkunde [1]) (Neisse am Tage Egidii, am 1. Septbr. 1549) bekannte nämlich der Bischof Balthasar, daß vor Hippolit Tschiernien von Zabrzy, seinem Rathe, Erasmus Neuß, Apotheker in Neisse, wiewohl schwachen Leibes, doch guter Vernunft, in einer rechtmäßigen Gabe aufgelassen und übergeben habe das Corpus sammt allen Zugehörungen in der Apotheke seinem Eheweibe Barbara, solch übergeben Recht und Gerechtigkeit nach seinem tödtlichen Abgange zu haben, zu besitzen u. s. w.; doch sollten 10 hungrische Gulden seiner nächsten Freundschaft gegeben werden. Der Bischof bestätigte diese Gabe.

1550 kaufte die Stadt Neisse die Neisser Apotheke von der verwittweten Barbara Neuß. Der Bischof Balthasar bestätigte durch einen besonderen Brief [2]) (Neisse am heiligen Christabende 1550) diesen Kauf, in welchem Barbara, die Wittwe des Erasmus Neuß, Apothekers der Stadt Neisse, durch ihren Vormund Hans Polligk in ihrem und ihrer Erben Namen verkaufte alle ihr Recht und Gerechtigkeit sammt dem Hause zwischen Mertenn Tietzen und Cuntzendorffs Hause am Ringe in der Stadt Neisse, sammt der Apotheke, darin befundenen Medicamenten und Spezereien, wie solches ausdrücklich namhaft gemacht werden konnte, nichts davon ausgenommen, um eine

1) Signatur in den Neisser Landbüchern Fol. 311.

2) Wohl erhaltene Pergamenturkunde mit dem an einem Pergamentstreifen hangenden Wachssiegel (mit der Umschrift: Balta. a Promnicz D. G. Epis. Wratisla.) früher im Neisser Rathsarchiv, jetzt im Besitz des Herrn Apothekers Ernst. — Als Zeugen sind genannt: Martinus Nieblschietz von Rietschietz, der Rechte Licentiat, Domdechant, Probst zu Großglogau, bischöflicher Kanzler, Hipolithus Tschernin von Saborzi, der bischöflichen Bergwerke, auch zum Cziegenhalß Hauptmann, Ernst Glaubitz von der Tschirne und Martin Finngk, Kämmerer. Der Bischof Balthasar und . . Kautsch sind unterschrieben. — Diese Urkunde steht auch in den Neisser Landbüchern Fol. 685—6.

Geldsumme, darum sie bereits zufrieden gestellt, dem Bürgermeister und den Rathmannen der Stadt Neisse und der ganzen Gemeine, dieselbe mit ihrer Freiheit und Begnadung, wie die von den Bischöfen Conrad und Rudolph ist ausgesetzt und damit versehen, auch die von dem Bischofe Balthasar bestätigt worden, es sei mit Verkaufen und Hinlassen gestoßener Würze und Spezerei, Conficirung Claret, auch daß sie Meth schenken mögen, zu haben, zu halten, zu genießen, zu gebrauchen, damit ziemlicher Weise zu thun und zu lassen vor der Verkäuferin, ihren Erben und Nachkommen ganz frei ungehindert. Die neuen Besitzer (die Stadt Neisse) sollten nach des Bischofs Worten diese treue Vorsehung thun, damit unverlegene Medicamente, auch andere rechtschaffene Nothdurft, so sich dazu erheischt, dadurch nicht allein der Bischof, sondern (auch) sein Land und seine Unterthanen versehen werden und des ohne übermäßigen Auffatz bekommen möchten, gehalten werden.

Die Stadt Neisse blieb im Besitz der Neisser Apotheke bis zum Jahre 1812, also gegen 262 Jahre. Sie verkaufte zwar dieselbe 1555 für 800 Thaler dem Apotheker Wilhelm Monheim, befand sich aber schon 1558 wieder im Besitze derselben. Das Nähere besagen folgende Urkunden.

In einer Urkunde [1]) (Neisse Donnerstag nach Invocavit, den 7. März 1555) bekannte der Bischof Balthasar, daß vor ihm der Bürgermeister und die Rathmanne der Stadt Neisse für sich und ihre Nachkommen in einem Erbkaufe verkauft das Corpus der Apotheke sammt allen darin befundenen Medicamenten, Specereien, wie dieses ausdrücklich und benenntlich gemacht werden könnte oder möchte, nichts davon ausgenommen, um eine Summe Geldes, darum sie bereits vermöge und Inhalt des in der bischöflichen Kanzlei Register einverleibten Kaufzettels richtigen Bescheid, wie sie bekannten, haben, dem ehrbaren Wilhelm Monheim, seinen Erben und ehlichen Nachkommen, dermassen Apotheke mit ihrer Freiheit und Begnadung, wie die von den Bischöfen Conrad und Rudolph ausgesetzt und damit versehen, sie sammt den vorigen Besitzern rechtlich innegehabt, gebraucht, auch die von dem Bischofe

1) Signatur in den Neisser Landbüchern Fol. 539 — 540. Zeugen waren: Hanß Schenck auf Marschwitz, des Bisthums Breslau Landeshauptmann, Hippolytus Tschernin von Zaborzi, der Zugkmantlischen Bergwerke, auch zum Ziegenhals Hauptmann, Benno von Saltza zu Rengersdorf und Niclas Kautsch, Domherr der Breslauer Cathedrale, Probst zu Neisse, Secretär, bischöfliche Räthe, liebe getreue.

Balthasar bestätigt und confirmirt ist worden, es sei mit Verkaufen und Hinlassen gestoßener Würze und Specerei, Conficirung Claret, auch daß er Meth schenken mag, zu haben, zu halten, zu genießen, zu gebrauchen, damit ziemlicher Weise zu thun und zu lassen, vor bemeldetem Rathe und desselben Nachkommen frei und unverhindert. Der Bischof bestätigte diesen Kauf, doch in der Meinung, daß Monheim oder seine Nachkommen die treue und fleißige Vorsehung thun sollen, damit unverlegene Medicamina, auch andere rechtschaffene Nothdurft, so sich dazu erheischt, dadurch nicht allein der Bischof, sondern sein Land und seine Unterthanen versehen und des ohne übermäßigen Auffatz bekommen mögen, gehalten werden.

Nach dem erwähnten Kaufzettel [1]) verkaufte der Neisser Rath sein Corpus der Apotheke mit allen Materialibus und der Apotheke Zubehörungen dem Apotheker Wilhelm Monheim um 800 Thaler, die in vier jährlichen Terminen zu 300, 200, 200 und 100 Thalern gezahlt werden sollten. Der Rath sagte ihm auch zu, das Haus der Apotheke auf ein Jahr zu bewohnen frei, doch sollte der Käufer drei der Geistlichkeit zugehörige, darauf verschriebene Mark entrichten. Da Monheim auch Willens, solch Haus zu sich zu kaufen, sollte er es ein Vierteljahr zuvor ankündigen und sich mit dem Rathe in Contract des Kaufes einlassen. Was die Taxe und Visitation der Apotheke anlange, solle er sich nach gnädigem Aussatz und Willen des Bischofs erzeigen und allenthalben verhalten.

Am Mittwoch nach Petri Kettenfeier (am 3. August) 1558 gab der Bischof Balthasar in Neisse der Stadt Neisse für die von ihr erkaufte und restaurirte Apotheke folgendes besonderes Privilegium: [2]) Er habe vermerkt, daß durch Eigennützigkeit der Apotheker, so bisher bei seiner Regierung die Apotheke in seiner Stadt Neisse erblich

1) Neisser Landbücher Fol. 540.

2) Wohl erhaltene Pergamenturkunde (deren an Seidenschnüren hangendes großes elliptisches Wachssiegel zum Theil defect ist) früher im Neisser Rathsarchiv, jetzt im Besitz des Herrn Apothekers Ernst. Zeugen waren: Wolff Hherr von Kittlitz und Schwaidnitz, des Preichischen Haldes Satzherr, Hippolytus Tschernin von Zaborzi, der Czukmanthlischen Bergwerke, auch zum Czigenhals Hauptmann, George Stentsch vom Stentsch zu Walmsdorf, Hofmarschal, bischöfliche Räthe, Casper Borschke von Malliow, Kämmerer, Peter Pfertner, Rentmeister, und Wolff Kaill, Secretär; unterschrieben sind der Bischof Balthasar und Georgius Weiskopff. Diese Urkunde steht auch in den Neisser Landbüchern Fol. 227—9.

zu sich gebracht und gehalten, jedermann, so Medicamente und andere Specereien daraus bedurft, ganz übel versehen und versorget worden. Daher habe er, arm und reich zu Gute, aus christlicher Liebe dafür zu sorgen gesucht, daß hinfür bessere Ordnung gemacht und weniger Beschwerden deßhalb vorgewandt werden dürften. Er habe darum als regierender Landesfürst der Stadt Neisse zugelassen und gestattet, solche Apotheke mit aller ihrer Ein- und Zugehör laut der alten zuvor durch seine Vorfahren darüber ausgegangenen fürstlichen Briefe gemeinem Nutzen zu Gute und Wohlfahrt erblich kaufsweise um eine dem vorigen Besitzer der Apotheke bereits gezahlte Geldsumme an sich zu bringen. Und nachdem Bürgermeister und Rathmanne seiner Stadt Neisse mit seinem Vorwissen die Apotheke an einen geräumigeren und bequemeren Ort und Haus zwischen der vorigen Apotheke und seines Münzmeisters Haus transferirt und gelegt, auf Baue und dann auf das Corpus, welches sie ganz und gar neu erzeuget, große Unkosten gewandt, habe er deßhalb zu Ergötzung derselben und gemeinem Nutzen zum Besten ihnen solche Apotheke erblich und ewiglich verreicht und verliehen, verreiche und verleihe ihnen dieselbe hiermit als der regierende Landesfürst in Kraft dieses seines Briefes. Dazu habe er ihnen alle und jede Privilegien, Freiheiten und Begnadungen, wie sie von seinen Vorfahren, den Bischöfen Conrad und Rudolph und ihm selbst ausgesatzt sei, bestätigt und verneut und er bestätige und verneue ihnen dieselben in nachfolgender Gestalt: „Zum ersten soll hinter ihrer oder ihrer Nachkommen Verwilligung keine andere Apotheke in berührter unserer Stadt Neisse aufgerichtet, auch diese Apotheke hinter unserem und nachkommender Bischöfe Verwilligung und Vorwissen einer Privatperson nicht verkauft werden. Zum andern ob jemand anderswo hier für [1]) unsere Stadt Neisse Confect oder anderes Geräthe, welches zur Apotheke gehörte (ausgenommen was in einem freien Jahrmarkt geschähe), führen oder bringen würde und zu Abgang und Schmälerung gedachter Apotheke verkaufen wollte, dasselbe mögen sie wehren und keineswegs gestatten. Zum dritten so gönnen wir ihnen, daß sie darin Clarett machen und conficiren und Meth schenken und dazu in der Apotheke allerlei Würze oder Species, Pfeffer, Ingwer, Czinemain, Nelken, Saffran, Muschkaten und andere gestoßene Specerei, gemengt und ungemengt, wie solches die vorigen Apotheker gethan und gehabt, vor jedermann ganz frei

1) In den Neisser Landbüchern steht in statt für.

und unverhindert, verkaufen mögen lassen; doch daß sie hinwiederum den Krämern zu Nachtheil die ungestoßenen Species ganz mit Pfunden nicht auswägen, noch verkaufen. In alle Wege aber so sollen sie verpflichtet sein, guten rheinischen Wein einzulegen und denjenigen in einem ziemlichen Kaufe jährlich zu verschenken, damit man denselben allewege zur Nothdurft darin bekommen möge. Zum letzten thun wir ihnen diese Begnadung, daß sie in berührter Apotheke einen eigenen Zuckermacher gemeinem Nutzen zu Gute unterhalten mögen, der allerlei Zucker und eingemachte Species allein zu arbeiten, zu bereiten und in unserer Stadt Neisse ohne männigliches Einhalt (ausgenommen in gewöhnlichen Jahrmärkten) zu verkaufen befreit sein solle. Da sich auch diesem unserem Privilegium zu entgegen jemand dießfalls in gemeldeter unserer Stadt Neisse etwas anmaßen wollte, sollen sie Macht haben, dasselbe zu steuern und abzuschaffen. Dagegen aber sollen sie diese treue Vorsehung thun, damit unverlegene Medicamente und frische Szecies, auch andere rechtschaffene Nothdurft, so sich dazu erheischt, dadurch nicht allein wir, sondern (auch) unser Land und (unsere) Unterthanen versehen sein und deß ohne übermäßigen Aufsatz bekommen mögen, gehalten werrden."

1572 den 4. Februar ist Nickel Conrad, Apotheken-Verwalter zu Neisse, angeführt. [1])

1597 den 17. Januar wurde der Apotheke des Rathes zu Neisse nach einer Revision derselben ein überaus lobendes Zeugniß [2]) ausgestellt. Dasselbe lautet wörtlich mit jetziger Orthographie, wie folgt.

„Wir hernach benannte Johann Hermann, Andreas Künovius und Michael Volckmann, der Arznei Doctores, und David Pinder, Apotheker zu Breslau, bekennen und thun kund hiemit öffentlich vor jedermänniglich, daß wir auf sonderlich Begehren und Erfoderung eines ehrbaren Rathes der Stadt Neiß, ihre, des Rathes Apotheke daselbst von dem zwölften bis auf den siebzehenden Januarii des sieben und neunzigsten Jahres gewöhnlichem Brauch nach in Gegenwart und Beisein der ehrenfesten und wohlweisen Herrn, Balthasar Prauser's, Bürgermeisters, und M. Caspari Gebauers als geordneten Vorstehern und dann des hochgelehrten Martini Siebenhors, der Arznei Doctoris, bestellten Physici und Provisoris gemeldeter Apotheke,

1) Neisser Landbücher Fol. 137.

2) Papierurkunde mit 4 wohl erhaltenen Siegeln im Besitz des Herrn Apothekers Ernst.

ordentlich visitirt und examinirt. Weil wir dann daselbst dieselbe richtig und wohl bestellt („wohlbestälte"), wie sonst bei andern wohl bestallten Apotheken bräuchlich und vonnöthen, in Simplicien Materialien, Compositen, Oliteten, Extractionen und derselben Reposition befunden, daß wir hierin ein sonderliches und großes Gefallen gehabt, auch niemand ferner daran zweifeln darf, denn wir darin keinen Mangel noch Abgang befunden, als haben wir solches zu mehrerer Sicherheit und glaubwürdigerem Zeugniß mit eigenen Händen unterschrieben und mit unseren gewöhnlichen Petschaften bekräftiget. Actum den siebzehnten Januarii Anno tausend fünfhundert und im sieben und neunzigsten." [1])

Carl, Erzherzog zu Oesterreich, Bischof zu Breslau (von 1608 bis 1624), hatte in Neisse außer der Stadtapotheke eine Hofapotheke, welche der Hofapotheker George Patzenhofer versah. 1629 kam die privilegirte Stadtapotheke in Gefahr, durch eine zweite für immer beeinträchtigt zu werden. [2])

Durch eine Urkunde [3]) (Wien den 20. August 1629) bewilligte nämlich der Kaiser Ferdinand II. dem George Patzenhofer, des Erzherzogs Carl, des kaiserlichen Bruders, gewesenen Hofapotheker, der beabsichtigte, die von dem genannten Erzherzoge hinterlassene und käuflich an sich gebrachte Hofapotheke in sein zu Neisse auf dem Ringe liegendes Haus oder wohin es ihm sonst gefällig wäre, zu verlegen und aufzurichten, auf dessen Bitte und mit Rücksicht auf die von ihm gerühmten getreuen mannhaften und tapferen Kriegs- und andere Dienste, die er dem Kaiser und dem Erzhause Oesterreich beständigst erwiesen und auch ferner zu erweisen erbötig wäre, daß derselbe diese Apotheke in seinem Neisser Hause aufrichten und damit thun, was er vordem als Hofapotheker zu thun befugt gewesen wäre, auch aller und jeder Rechte und Gerechtigkeiten, die er dießfalls genossen hätte, gleichfalls gebrauchen und genießen sollte und möchte, von jedermann ungehindert. Der Kaiser gebot zugleich allen und jeden seinen Unterthanen und Instanz-Obrig-

1) Es folgen die 4 Siegel mit beigefügten eigenhändigen Unterschriften; der zweite Name lautet Andreas Khynovius.

2) S. hierüber den zweiten Theil meiner Geschichte der Stadt Neisse S. 493—4, aus dem ich das Folgende entlehne.

3) Pergamenturkunde mit Siegel im Neisser Rathsarchive.

keiten, besonders aber den zu Neisse anwesenden Administratoren, wie auch dem Bürgermeister und dem Rathe der Stadt Neisse, daß sie den Patzenhofer an dieser ihm ertheilten Bewilligung in keinerlei Weise beirren und beschweren, sondern vielmehr ihn derselben erfreulich genießen und dabei ruhig verbleiben lassen, dawider nicht thun, noch anderen solches zu thun verstatten sollten, bei Vermeidung schwerer kaiserlichen Strafe und Ungnade.

Die Stadt Neisse suchte hierauf das von dem Bischofe Balthasar über die Apotheke ertheilte Privilegium durch eine Bittschrift an den Bischof Carl Ferdinand zu schützen, welcher durch ein Rescript [1]) (Warschau den 26. October 1629) dem Patzenhofer den Titel und die Vorrechte eines Hofapothekers nicht zugestand und seinen Administratoren die Prüfung der beiderseitigen Rechte anbefahl. Nach weiteren Verhandlungen entschied endlich der Kaiser Ferdinand II. die Sache durch einen Brief [2]) (Presburg den 15. Mai 1630). Aus dem Berichte der Administratoren vom 26. Februar 1630 hätte er ersehen, wie sie auf seinen Befehl vom 8. Februar dem Georg Patzenhofer dessen Apotheke in Neisse wiederum eröffnet, der Neisser Rath bei ihnen sich deßwegen und dagegen beschwert und sie für diesen sich verwendet hätten. Mit der Eröffnung der Apotheke hätten sie recht und wohl gethan; er könnte nicht sehen, wie und mit welchem Fug dem Patzenhofer die einmal durch einen onerosen Titel an sich gebrachte Gerechtigkeit und Hoffreiheit so gänzlich, wie der Neisser Rath gebeten habe, zu entziehen wäre. Um also beide Theile zufrieden zu stellen, deren keinen er hierdurch gern beschwert sehen wollte, erklärte er hiermit das dem Patzenhofer ertheilte und bestätigte Privilegium dahin, daß weder derselbe noch seine Erben die gedachte Apotheke länger als bis zu seinem Tode zu genießen und jenes Privilegium zu gebrauchen befugt und berechtigt sein, nach seinem Absterben seine Erben, oder auch er selbst, wenn er die Apotheke bei seinen Lebzeiten veräußern wollte, dieselbe keinem andern als dem Neisser Rathe für den von Sachverständigen bestimmten Preis verkaufen sollten.

Der Bischof Franz Ludwig verordnete (Neisse den 12. Novemb. 1713) an den Bürgermeister und die Rathmänner der Stadt Neisse,

1) Copie in einem rathhäuslichen Copialbuche.

2) Vidimirte Copie desselben (d. d. Neisse den 4. Juli 1630), von den bischöflichen Administratoren dem Neisser Rathe mitgetheilt, im Neisser Rathsarchiv.

daß sie den in der bischöflichen Residenzstadt Neisse practicirenden Medicis die gnädigste Resolution vortragen sollten, daß sich unter Verlust der Praxis forthin keiner mehr unterstehen soll, einige Medicamente andershin als in die Stadtapotheke zu verschreiben, weit weniger der Medicus eine Privatapotheke selbst halten und daraus Medicin für's Geld verkaufen solle. [1])

Die in Neisse 1622 eingeführten Jesuiten unterhielten bei ihrem Collegium in Neisse (wenigstens schon 1695) eine Hausapotheke. [2])

Die königliche Kriegs- und Domänen-Kammer zu Breslau erließ auf den Antrag des Magistrates zu Neisse am 6. April 1753 ein Inhibitorium an das Neisser Jesuiten-Collegium zur Verhinderung der behaupteten Besitzstörungen. Es ergingen dann in Sachen des Jesuiten-Collegiums wider den Magistrat zu Neisse zwei Erkenntnisse, welche am 16. Juli 1754 und resp. am 15. September (oder December) 1757 publicirt wurden. Die Entscheidung lautete, daß die beklagte Stadt Neisse fernerhin bei ihrem wohl erlangten Rechte zu belassen sei und daher das klagende Jesuiten-Collegium sich künftighin des Medicin-Verkaufs aus seiner Hausapotheke bei namhafter Strafe gänzlich zu enthalten habe. [3])

Nachdem durch Friedrich den Großen bei der Stadt Neisse auf dem linken Ufer der Neisse eine neue Stadt, die Friedrichsstadt angelegt worden war, erstand in derselben eine neue öffentliche Apotheke, jetzt gewöhnlich nach ihrer Lage Bergapotheke genannt. Der genannte König ertheilte nämlich dem Neisser bürgerlichen Schuhmacher und Gastwirth Johann George Göppert zu Anlegung einer Apotheke in der Friedrichsstadt folgendes Privilegium [4]) (Potsdam den 22. Februar 1754).

„Wir Friedrich, von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg u. s. w., urkunden und bekennen hiemit öffentlich vor jedermänniglich: Demnach der bürgerliche Schuhmacher und Gastwirth zu Neisse Johann George Göppert, welcher in der

1) Manuscript in einem Fascikel Schriften im Besitz des Apothekers Ernst.
2) Inventarium des Archivs des Neisser Jesuiten-Collegiums.
3) Manuscript im Besitz des Apothekers Ernst.
4) Nach dem Originale, einer wohl erhaltenen Papierurkunde, im Besitz des Herrn Apothekers Dr. Poleck. Der Inhalt dieser Urkunde ist hier wörtlich, aber mit heutiger Orthographie und mit Weglassung der vielen Titel des Königs wiedergegeben.

bei gedachter Stadt angelegten Friderichsstadt ein ansehnliches Haus erbauet und noch eines dergleichen gegen Genuß der im letzteren Avertissement determinirten **Beneficiorum** zu erbauen sich engagirt, bei uns allerunterthänigste Ansuchung gethan, ihm aus Consideration der zum Ausbau solcher Häuser zu unserem allergnädigsten Wohlgefallen schon verwandten, theils noch zu verwendenden beträchtlichen Kosten mit einem **Privilegio privativo** zu Anlegung einer öffentlichen Apotheke in gedachter Friderichsstadt zu begnadigen, und wir in allermildester Erwägung dessen, und daß dergleichen Apotheke den Einwohnern in der Friderichsstadt, auch der Garnison zu Neisse zu besonderer Bequemlichkeit gereichen wird, diesem Gesuch aus oberlandesherrlicher souverainen Macht und Gewalt in Gnaden deferirt; als wird ermeldetem Göppert, seinen Erben und Erbnehmen hiemit und Kraft dieses zu Errichtung einer öffentlichen Apotheke in der Friderichsstadt bei Neisse mit eben den Gerechtigkeiten, Freiheiten und Exemtionen, welche andere Apotheken, besonders aber die in der Stadt Neisse genießen, dergestalt accordiret und verwilligt, daß außer und neben dem p. Göppert, seinen Erben und Erbnehmen niemand noch eine oder mehrere Apotheken auf der Friderichsstadt anzulegen verstattet sein soll. Im übrigen aber bleibt diese Apotheke allen den Abgaben, Schuldigkeiten und Pflichten unterworfen, welche von dergleichen Apotheken erfordert werden; insbesondere muß Impetrant sich nach der emanirten schlesischen Medicinal-Ordnung und Taxe überall auf's genaueste achten; da er selber der Apothekerkunst nicht kundig, die Apotheke durch einen wohl gelernten, von unserem **Collegio medico** examinirten und approbirten Provisorem oder Miether verwalten, den Visitationen der **Physicorum** oder derjenigen, denen es sonst committiret werden dürfte, sich unterziehen und überhaupt auf gute und untadelhafte Arzneien, sowohl in **simplicibus** als **compositis** sich bestens befleißigen. Wir befehlen demnach unserer Breslauschen Krieges- und Domainen-Kammer und dem Richter-Amte auf der Friderichsstadt, Impetranten bei dieser ihm ertheilten Freiheit, so lange er gedachten Verbindlichkeiten gehörig nachkommt, kräftigst zu schützen und zu handhaben. Dieses ist unser gnädigster und ernster Wille. Gegeben Potsdam den 22. Februar 1754." [1])

1) Nach dem Siegel folgt die eigenhändige Unterschrift Friedrichs; ganz unten ist unterzeichnet: v. Massow. Der Stempel kostete 2 Reichsthaler.

Göppert erwarb sich die Zufriedenheit des Königs in so hohem Grade, daß er nicht nur, obgleich er nicht Apotheker war, dennoch ein kostenfreies Privilegium zur Errichtung einer Apotheke, sondern auch die Befreiung seiner fünf Söhne [1]) vom Militär erhielt, und die Lage des von ihm erbauten Hauses, der Apotheke, gefiel Friedrich II. so sehr, daß derselbe es zu seinem Absteigequartier wählte und jährlich dort zur Zeit der Herbstmanöver wohnte.

Da die Friedrichsstadt nur wenig bevölkert war und Göppert seine Apotheke durch einen Provisor verwalten lassen mußte, so kostete ihn die Besitzung mehr, als sie ihm einbrachte. Er verkaufte daher die Apotheke am 10. Juli 1763 an Ludwig Schertz. Dieser verkaufte sie dann am 8. Mai 1769 an die Wittwe Nitsche und diese überließ sie am 24. August 1795 an den Apotheker Wilhelm Spröde. Letzterer verkaufte sie am 1. October 1816 an den Apotheker August Poleck, von dem sie den 1. October 1853 sein Sohn, Dr. Theodor Poleck, der jetzige Besitzer, ein Urenkel des genannten Göppert, übernahm.

Die Bergapotheke blieb bis 1846 das beständige Absteigequartier der Könige. Friedrich der Große richtete sich hier ganz wohnlich ein, erbaute den noch jetzt vorhandenen Gartensaal, auch eine Küche und ein Backgewölbe. Friedrich Wilhelm II. behielt das Absteigequartier. Friedrich Wilhelm III. kehrte, als er bald nach seiner Thronbesteigung nach Neisse kam, in der Bergapotheke ein, in der er auch 1800 bei seinem Aufenthalt in Neisse mit der Königin Luise Wohnung nahm. 1813 hielt sich der König mehrere Wochen in dem genannten Hause auf. 1815 war er mit dem Kronprinzen in Neisse und 1820 wohnte er auf der Reise zum Troppauer Congreß und auf der Rückkehr wiederum in der Bergapotheke. Der Wechsel der Besitzer derselben gab Veranlassung, daß auf Wunsch des Königs die Verpflichtung des Eigenthümers, das Haus bei Anwesenheit Sr. Majestät des Königs oder Allerhöchstdessen Familie als Absteigequartier einzuräumen, hypothekarisch eingetragen wurde, und zwar gemäß der gerichtlichen Verhandlung vom 17. September 1819. Zuletzt weilte Friedrich Wilhelm IV. 1846 in der Bergapotheke. [2])

---

1) Einer dieser fünf Söhne, Heinrich Göppert, Apotheker in Sprottau, war der Vater des geheimen Medicinal-Rathes, Professor Dr. Göppert.

2) Diese Nachrichten hat mir Dr. Poleck aus zuverlässigen Quellen mitgetheilt.

Zum Andenken ließ der gegenwärtige Besitzer an der Apotheke folgende Inschrift anbringen:

„Diess Haus war seit dem Jahre 1753 die Wohnung der Könige von Preussen, Friedrich des Grossen, Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., der Königin Luise und Friedrich Wilhelm IV. Neisse den 2. Januar 1861."

Der Apotheker Gustav Adolph Promnitz erkaufte 1812 von der Stadt Neisse die ihr bisher zugehörige (privilegirte) Apotheke mit allen Privilegien und einem Hause für 24,500 Reichsthaler. [1])

Von ihm erwarb sie den 25. August 1817 nebst dem damit verknüpften Weinhandel mit 9 ganzen Biergerechtigkeiten für 26,000 Reichsthaler Courant nach dem Münzfuße von 1764 der Apotheker Anton Klant (aus Ottmachau) [2]). Diesem verweigerte die königliche Regierung zu Oppeln nach der Verfügung vom 15. Juli 1828 das gesetzliche Anerkenntniß der Ablösungsfähigkeit seiner Apothekergerechtigkeit und er klagte gegen den Fiscus. Letzterer wurde durch ein Urtheil des Oberlandesgerichtes von Oberschlesien (publicirt Ratibor den 15. April 1830) für schuldig erklärt, die Apothekergerechtigkeit als zu der in dem Edicte vom 7. September 1811 und 11. Juli 1822 angeordneten Ablösung geeignet anzuerkennen und letztere zur Ausführung bringen zu lassen. Gleichlautend waren das Appellationsurtheil (publicirt Ratibor den 25. Juli 1831) und das Revisionsurtheil des königlichen geheimen Obertribunals (publicirt Ratibor den 21. September 1833). [3])

Die Stadtapotheke kam kaufsweise von Klant an Welzel, von Welzel an Dr. Tenzer und von diesem an den gegenwärtigen Besitzer Ernst (1847).

Inzwischen hatte der Apotheker Lohmeyer die Concession zur Anlegung einer Apotheke in Neisse (auf der Breslauer Straße) erhalten, welche er 1830 eröffnete und welche durch Kauf an den Apotheker Beckmann, den jetzigen Besitzer, überging.

---

1) Extract aus dem in Neisse den 12. Januar 1815 vom königlichen preußischen Stadtgerichte ausgefertigten Kaufcontracte (im Besitz des Apothekers Ernst). Promnitz empfing damals auch 6 früher im Rathsarchive befindliche, oben erwähnte Urkunden von der Stadt.

2) Den 1. September 1817 richterlich bestätigter Kaufcontract vom 29. Sept. 1817 von dem königlichen preußischen Stadtgericht (im Besitz des Apothekers Ernst).

3) Drei Erkenntnisse im Besitze des Apothekers Ernst in Neisse.

Die Stadt Neisse hat also seit 1830 drei Apotheken: 1) die früher privilegirte Apotheke auf dem Ringe, im Besitz des Apothekers Ernst, 2) die Bergapotheke in der Friedrichsstadt, im Besitz des Dr. Poleck und 3) die concessionirte Apotheke auf der Breslauer Straße, im Besitz des Apothekers Beckmann.

Beiträge

zur Geschichte des römischen Orients

vom Jahre 254 bis 267 n. Chr.,

von

Johannes Oberdick,

Oberlehrer an der Realschule, Ordentl. Mitgl. der D. Morgenl. Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

Die Niederlage und der Tod des Kaisers Dezius in der Gothenschlacht im Jahre 251 n. Chr. ist ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte des Unterganges der römischen Weltherrschaft. Wohl schien es, als ob der römische Staat von diesem Augenblicke an mit raschen Schritten seinem Untergange entgegeneile. Von allen Seiten drohte Krieg und jähes Verderben. Kurz und unfruchtbar war die Regierung der unmittelbaren Nachfolger des Dezius, des Gallus und Volusianus, und es war in der That eine schwierige Erbschaft, die Valerianus antrat, als er im Jahre 254 auf den Thron der Cäsaren erhoben wurde. Franken, Alemannen und Marcomannen stürmten von Westen und Süden her auf das Reich ein, während von Norden her die Gothen und die ihnen stammverwandten Völker ununterbrochene Raubfahrten auf römischem Boden anstellten und an den Gränzen des Orients Sapor mit den Heerschaaren des weiten Perserreiches drohte. Dazu kamen Empörung und Pest im Innern, so daß nach menschlicher Berechnung das Ende Roms nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte. Aber der Untergang des Weltreiches war noch nicht gekommen.

In jedem Völkerleben sollen gewisse höhere Ideen verwirklicht werden. Nach der Schwere dieser Ideen richtet sich die größere oder geringere Dauer des Gesammtprozesses des Werdens und Vergehens. Aufblühen aber und Fall eines jeden Staates sind denselben Gesetzen der Stetigkeit unterworfen. Daher zeigt sich in dem ganzen Verlaufe der Entwicklung eines Volkes eine eigenthümliche Macht der Trägheit und des Widerstandes, welche jede anomale Störung überwindet und den Gang des Aufblühens, sowie des Sinkens bald wieder in das alte Geleise zurücklenkt. [1])

Die Zeit des Falles von Rom war noch nicht da. Noch war Rom im Großen und Ganzen heidnisch und nicht das heidnische, sondern das christliche Rom sollte durch die germanischen Völker untergehen, damit sich auf den Trümmern der alten Welt, die sich abgelebt hatte, die jungen christlich-germanischen Staaten aufbauen und eine neue Ordnung der Dinge gründen könnten [2]). Ueber zweihundert Jahre noch dauerte es aber, bis die Verhältnisse sich so gestalteten. —

Valerian ernannte alsbald nach seiner Thronbesteigung seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten und trug ihm auf, das Reich im Occident zu schützen, während er selbst den Befehl im Orient übernahm, wo die größte Gefahr drohte. — Es war im Jahre 226 n. Chr. gewesen, als Artaxerxes I., der Sohn oder Enkel Babeks, eines Sprößlings aus altpersischem, königlichem Geschlechte den letzten Arsaciden Artaban in einer entscheidenden Schlacht schlug und damit der 400jährigen Herrschaft der Arsaciden ein Ende machte. Die Gründung dieses neupersischen Thrones der Sassaniden ist nun ihrem Wesen nach nichts anders, als eine nationale Bewegung des Magierthums gegen das alles Einheimische überwuchernde Hellenenthum. Schon ihrer halbgriechischen Abkunft wegen waren die Arsaciden den Nationalpersern verhaßt. Dazu kam noch die Hinneigung derselben zu griechischer Religionsanschauung, während sie die einheimische Zendreligion gering achteten und die Magier hintansetzten. Und nichts charakterisirt den Geist der neuen Regierung besser, als die Worte, die Artaxerxes an alle Provinzen des persischen Reiches geschrieben haben soll: Schon allzulange, über 500 Jahre, hat das Gift

1) v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung II. p. 260. Was den Regierungsantritt Valerians betrifft, so wurde derselbe schon im Herbst 253 von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, aber erst 254 vom Senate anerkannt. Vergl. Wietersheim a. a. O. p. 281.

2) v. Wietersheim a. a. O. IV, 4.

des Aristoteles um sich gefressen. [1]) Daher wurde unter ihm gegen die Griechen mit Feuer und Schwert gewüthet und auch die Christen hatten von dem frisch angefachten Fanatismus der Magier viel zu leiden. [2]) Nachdem er seine Herrschaft im Innern befestigt hatte, trat er als Vorkämpfer des Orientalenthums mit den Waffen in der Hand den Römern entgegen, die als Herren über die früher hellenischen Reiche im Orient Erben und Schützer ihrer geistigen und civilisatorischen Bestrebungen geworden waren und zeigte so seinen Nachfolgern den Weg zu künftigen Siegen und Kriegen. — Auf Artaxerxes I. folgte von 240 bis 271 sein Sohn Sapor I., ein wilder, grausamer, roher Krieger, dem jedoch die Feldherrnkunst gebrach. Schon vor der Thronbesteigung Valerians hatte er unter des Gallus ohnmächtiger Regierung Armenien gewonnen. [3]) Nun war er im Besitz der Operationsbasis, um unbehindert in seinen Bewegungen Rom angreifen zu können. Im Jahre 254 ergoß sich sein unermeßliches Heer über den römischen Orient. Mesopotamien mit seinen starken Festungen, Nisibis und Carrae ward nach heftigem Kampfe seine Beute. [4]) Nur Edessa, die starke Feste in Osrhoene hielt sich und an ihren Wällen zerschellten die Angriffe des Persers. Von da zog Sapor 256 nach Syrien. Der Verräther Cyriades, ein liederlicher Mensch aus guter Familie zu Antiochien, der seinen alten Vater bestohlen hatte und mit den Schätzen nach Persien geflüchtet war, zeigte dem Könige den Weg nach seiner Vaterstadt. [5]) Es gelang demselben, die reiche Hauptstadt des Orients völlig zu überrumpeln. Fast die gesammte Bevölkerung befand sich im Theater. Ohne zu ahnen, daß die gefürchteten Perser schon innerhalb ihrer Mauern ständen, schauten sie den Festspielen zu, bis die Sorglosen von den Pfeilen der feindlichen Bogenschützen zu Boden gestreckt wurden und bestürzt der Mime von der Bühne her

1) Graetz, Geschichte der Juden IV. p. 327.

2) Visconti, Iconographie Grecque III, 144.

3) Wietersheim, II. p. 283.

4) Malcolm, History of Persia I. 76. He (Shapoor) marched against Nisibis, which long resisted his efforts. According to Persian authors, this celebrated fortress was at last taken, more trough the prayers than the arms of his soldiers. Wearied with the siege, Shapoor commanded his army to unite in supplication to the Divinity for its fall; and Persian authors state, that the wall fell as they were imploring heaven for success.

5) Trebellius Pollio, 30 tyr. I.

ausrief: „Bei Gott, täusche ich mich nicht, so sind die Perser da.“ [1]) Den Römern zum Spott und Hohn bestellte er über die ausgeplünderte und verwüstete Stadt den Cyriades als Herrscher. [2]) Dann wendete sich Sapor mit seinen Raubschaaren Alles plündernd und verwüstend nach Kappadocien. Nachdem er die feste Capitale Cäsarea eingenommen hatte, wobei allein 12,000 Juden hingemetzelt wurden, [3]) kehrte er mit unermeßlicher Beute beladen in sein Reich zurück. Zu derselben Zeit wollte auch Odenatus von Palmyra, Vater des nachmaligen Kaisers Septimius Odenatus, seiner Stadt die frühere Unabhängigkeit wieder gewinnen. Sein Unternehmen mißlang aber, da er vermuthlich zugleich mit seinem ältern Sohne Septimius Airanes von Rufinus, der dazumal die römische Garnison von Palmyra befehligt zu haben scheint, des Lebens beraubt wurde, ehe er seine Pläne verwirklichen konnte. [4]) — Aber auch Kleinasien sollte nicht unberührt bleiben von den Stürmen, die das römische Reich heimsuchten. Ebenfalls um das Jahr 256 brachen gothische Raubschaaren in Pontus ein und nachdem sie die Küstengegenden ausgeplün-

1) Ammian. Marcell. XXIII. 5, 3. Malal. p. 295 ed. Bon. Bei Malala wird ὅτι der Antioch. Aera angegeben. Diese datirt von 48 v. Chr. und es würde sich demnach das Jahr 265—266 für die Eroberung Antiochiens durch Sapor ergeben. Dieses ist entschieden unmöglich und darum nimmt v. Wietersheim p. 285 mit Recht die Conjektur ὅτ' an, a. 304 Aer. Antioch. Dieses enspricht dem römischen Jahre vom 1. Octob. 255 bis zum 30. Sept. 256. Die Festspiele, von denen bei Ammian. Marcell. die Rede ist, sind vermuthlich die Olympischen Spiele, die während der Monate Panemos und Loos (Juli u. August) 45 Tage hindurch abgehalten wurden. cf. Mal. p. 284 ed. Bonn. Hiernach würde also die Einnahme Antiochiens in den Sommer des Jahres 256 zu setzen sein, welche Berechnung auch mit den übrigen Angaben völlig im Einklange steht. Ohne Zweifel verstrich nämlich das Jahr 255 mit der Eroberung von Mesopotamien.

2) Mit Unrecht setzt Gibbon II, p. 186 gegen das ausdrückliche Zeugniß von Treb. Pollio die Regierung des Cyriades in die Zeit nach der Gefangennehmung Valerians, wo doch im Orient Macrianus und seine Söhne herrschten.

3) Graetz, Gesch. d. Juden, IV. p. 323.

4) Treb. Pollio, 30 tyr. I. Anonym. τὰ μετὰ Δίωνα bei Müller, fgt. Hist. Graec. min. IV, p. 195. — Vergl. meine Abhandl. „Bemerkungen zu den Palmyr. Inschriften“ im 4. Hefte des XVIII. Bds. der Ztschft. der. D. M. Gesellschaft — Beim Anonymus ist offenbar statt ὁ Γαλλιηνός zu lesen ὁ Οὐαλεριανός und bei Treb. Pollio verwirft v. Wietersheim, der die beiden Odenate, Vater und Sohn, nicht von einander unterscheidet, mit Unrecht die gewöhnliche Lesart Odenatum, indem er an dessen Stelle nach dem Cod. Palatinus den völlig unbekannten Odomastes setzt, welchen er für einen Persischen Satrapen hält. —

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

dert hatten, begannen sie das feste Pityus zu belagern. Hier trafen sie aber auf kräftigen Widerstand. Die Stadt selbst war durch eine starke Mauer vertheidigt und dazu kommandirte in derselben der unerschrockene, kriegsgeübte Successianus, ein Mann von alter Römertugend. Alle Angriffe der Gothen wurden tapfer zurückgeschlagen. Dieselben erlitten so große Verluste, daß sie fürchteten, die Garnisonen der übrigen Festungen würden, wenn sie Nachricht hiervon erhielten, zu Hülfe ziehen und sie völlig vernichten. Daher rafften sie alle Schiffe zusammen, deren sie habhaft werden konnten und eilten in ihre Heimath zurück. [1]) Unterdessen hatte Valerian seine Vorbereitungen zum Perserfeldzuge beendet. Es mochte ihm nicht leicht gewesen sein, ein Heer zusammenzubringen, womit er es wagen konnte, den Persern entgegenzutreten, zumal die Kriege an den Rhein- und Donaugränzen die geschwächten Kräfte des römischen Staates beinahe völlig in Anspruch nahmen. Daher hatte sich der Kaiser außer Stande gesehen, der Verwüstung des Orients durch Sapor zu wehren. — Als er endlich gegen Ende des Jahres 256 in Antiochien anlangte, hatte sich dieser bereits wieder in sein Reich zurückgezogen und schwelgte ruhig im Genusse der reichen Beute.

Seinen Schützling Cyriades aber traf sogleich das wohlverdiente Schicksal. Noch ehe Valerian in Antiochien anlangte, wurde derselbe von seinen eigenen Leuten hinterlistigerweise umgebracht. [2]) Darauf berief der Kaiser den tapfern Vertheidiger von Pityus, Successianus, nach Antiochien, ernannte ihn zum praefectus praetorio und trug ihm auf, die Verhältnisse der Stadt zu ordnen und ihre Wiederherstellung zu betreiben. Dieses geschah im Anfange des Jahres 257. Die Bewohner der Küstenländer des Pontus wiegten sich unterdessen in der Hoffnung, die gothischen Barbaren wären durch jene Niederlage vor Pityus abgeschreckt und würden es nicht wagen, von Neuem in das römische Gebiet einzufallen. Kaum aber war die Nachricht zu diesen gedrungen, daß Successianus vom Kaiser abberufen sei, so unternahmen sie alsbald auf Schiffen der Bosporaner einen zweiten Raubzug. Nach einem vergeblichen Versuche, den Tempel der Diana bei Phasis einzunehmen, segel-

1) Zosim. I, 32. — v. Wietersheim, Gesch. d. Völkerw. II, p. 273.

2) Treb. Pollio, 30 tyr. I. — Pollio gibt ohne Zweifel die wahrscheinlichsten Nachrichten über das Ende des Cyriades. Die abweichenden Berichte des Malala, p. 216 ed. Bonn. und des Amm. Marcell. XXIII, 5 werden von Wietersheim II, p. 293 höher geschätzt, als sie verdienen.

ten sie auf ihren Schiffen, die sie dieses Mal nicht zurückgeschickt hatten, geraden Wegs nach Pityus. Mit leichter Mühe nehmen sie die Festung und machen die Besatzung nieder. Mittlerweile war der Sommer, die für die Seefahrt günstigste Jahreszeit, herangekommen. Die Gothen beschlossen daher, ihre Raubzüge weiter auszudehnen, da sie sowohl eine hinlängliche Menge von Fahrzeugen besaßen, als auch genug Gefangene gemacht hatten, von denen sie die tauglichsten zu Ruderknechten auswählten. Sie fuhren also nach Trapezus, einer großen und volkreichen Stadt, die ungefähr 40 Meilen von Pityus entfernt lag. Zahlloses Volk aus der Umgegend hatte sich mit Hab und Gut in die feste Stadt geflüchtet, die durch doppelte Mauern wohl verwahrt war. Im Vertrauen hierauf dachte die Besatzung nicht einmal im Traume daran, daß die Barbaren die Stadt einnehmen könnten und überließ sich einer sträflichen Nachlässigkeit, so daß die gewohnten Schmausereien und Zechgelage keinen Augenblick eingestellt wurden. Da brachten die Feinde in einer Nacht Baumstämme, welche sie zu diesem Zwecke vorher zubereitet hatten, an die unbeschützten Mauern, erstiegen dieselben und brachen nun in die Stadt ein. Die Besatzung wurde von wildem Schrecken ergriffen; ein Theil derselben rettete sich durch die Flucht, die übrigen wurden niedergehauen. Die Sieger erbeuteten eine große Menge von Schätzen aller Art und Gefangenen. Nachdem sie nun die Stadt zerstört und rings umher das flache Land ausgeplündert hatten, begaben sie sich auf ihren Schiffen in ihr Land zurück gegen Ende des Sommers im Jahre 257. [1])

Als die den Heimgekehrten benachbarten Stämme die Menge der erbeuteten Schätze erblickten, ergriff sie die Begier, Gleiches zu wagen. Sie rüsteten zuerst Schiffe aus; aber da es ihnen wegen der Herbststürme und des herannahenden Winters nicht räthlich schien, sich dem Meere anzuvertrauen, so zogen sie zu Lande über Istrus, Tomi und Anchialus [2])

1) Zosim. I, 32. 33.

2) Zosim. I, 34. ἀναμείναντες καὶ τὸν χειμῶνα τὸν Εὔξεινον Πόντον ἐν ἀριστερᾷ καταλιπόντες .... Ἴστρον καὶ Τομέα καὶ Ἀγχίαλον κατὰ τὸ δεξιὸν παραμείψαντες μέρος .. v. Wietersheim bemerkt hierzu: „Daß sie diese Städte zur Rechten gelassen, muß Irrthum sein, da es zwischen diesen Hafenplätzen und dem Meere sicherlich keine Straße gab." Ich verstehe diese Bedenken nicht. Zosimus sagt, sie seien an der rechten Seite dieser Städte vorbeigezogen, nicht wie Wietersheim angibt, indem sie diese Städte zur Rechten hatten. — Wenn die Gothen aber, indem sie den Pontus zur Linken hatten, marschirten, so mußten sie nothwendig an der rechten Seite der genannten Städte vorbeiziehen.

nach der Bucht von Phileä, welches nicht weit von Byzanz lag. Hier brachten sie in Erfahrung, daß sich die Fischer dieser Gegend mit ihren Booten in den benachbarten Sümpfen versteckt hielten. Sie wußten dieselben zu bewegen, sie an die gegenüberliegende Küste von Chalcedon überzusetzen. Nicht nur in Chalcedon selbst, sondern auch in einem Tempel, der am Eingange in den Pontus lag, befand sich eine starke Besatzung, die an Zahl den heranziehenden Gothen bei Weitem überlegen war; aber es waren insgesammt Feiglinge, die nicht den Muth hatten zu kämpfen. Kaum war nämlich die Kunde von dem beabsichtigten Uebergange der Gothen in die Stadt gedrungen, so entwich sogleich ein Theil der Besatzung unter dem Vorgeben, dem vom Kaiser entsendeten Feldherrn entgegenzueilen; bald darauf flohen auch die übrigen von der heftigsten Furcht ergriffen nach allen Richtungen. Daher kam es, daß die Barbaren, sobald sie den Uebergang über die Meerenge vollendet hatten, sich der Stadt bemächtigen konnten, ohne Widerstand zu finden. Groß war die Beute, die sie hier an Schätzen und Waffen fanden. Nach der Plünderung Chalcedons zogen sie gegen Nicomedia, eine sehr große und blühende Stadt, die nicht weit entfernt in südlicher Richtung lag. Auf die Nachricht von dem Herannahen der feindlichen Schaaren entflohen sogleich die Einwohner mit allen Schätzen, die sie in der Eile zusammenraffen konnten. Aber dennoch staunten die frohen Barbaren über die Menge des Zurückgebliebenen und überhäuften den Chrysogonus, der sie zu diesem Zuge bewogen hatte, mit Ehrenbezeugungen und Lobsprüchen. Hierauf verwüsteten sie Nicäa, Cios, Apamea und Prusa in gleicher Weise und schickten sich an, auch Cyzicus heimzusuchen; da sie aber den Fluß Rhyndacus, der durch Regengüsse gewaltig angeschwollen war, nicht überschreiten konnten, begaben sie sich auf den Rückweg, verbrannten Nicomedia und Nicäa und kehrten in ihre Heimath zurück, nachdem sie die Beute auf Wagen und Schiffen verladen hatten. (Anfangs 258.) [1])

Valerian vernahm die Verwüstung Bithyniens, aber er durfte es nicht wagen, der unglücklichen Provinz Hülfe zu senden, da er sein Heer

1) Zosim. 34 und 35. Diese drei Züge der Gothen sind übrigens nichts weiter, als Raubfahrten in größerm Maßstabe. Es können nur wenige tausend Mann gewesen sein, die diesen dritten Zug unternahmen, da sie auf Fischerbooten über die Meerenge setzen konnten. Die Zeitrechnung hat im Allgemeinen v. Wietersheim richtig bestimmt; nur setzt er die Einnahme Antiochiens durch Sapor zu früh in das Jahr 255, während dieselbe in das Jahr 256 fiel.

wegen der ungleich drohendern Gefahr, in der das Reich durch Sapor schwebte, durchaus nicht mehr schwächen durfte. Er schickte daher bloß den Felix ab, um Byzanz zu schützen, während er selbst mit seinem Heere nach Cappadocien marschirte, um dort gegen die Perser Stellung zu nehmen. Offenbar war er zu schwach, die Offensive zu ergreifen; es mußte ihm vielmehr nur daran gelegen sein, das römische Gebiet vor ferneren Raubzügen zu schützen und die noch übrigen Besitzungen jenseits des Euphrats, namentlich Edessa, zu vertheidigen. Das Erste aber erreichte er vorläufig, wenn er mit seinen Truppen in Cappadocien eine feste Stellung nahm, da er so den König Sapor zwang, ihn erst anzugreifen, wenn er überhaupt einen Einfall in den Orient machen wollte. [1]) Weitere Kriegsereignisse werden uns aus diesem Jahre nicht gemeldet. Es scheint vielmehr, daß auch Sapor völlige Waffenruhe beobachtete; denn wir finden den Kaiser Valerian in demselben Jahre plötzlich in Byzanz, wo er die bedeutendsten militärischen Würdenträger

1) Zosim. I, 36, berichtet: Οὐαλεριανὸς δὲ πυθόμενος τὰ κατὰ τὴν Βιθυνίαν στρατηγῶν μὲν οὐδενὶ τὴν κατὰ τῶν βαρβάρων ἄμυναν ἀπὸ ἀπιστίας ἐθάρρει καταπιστεῦσαι, Φήλικα δὲ φυλάξοντα τὸ Βυζάντιον στείλας, αὐτὸς ἀπὸ τῆς Ἀντιοχείας ἄχρι Καππαδοκίας ἐχώρει καὶ τῇ παρόδῳ μόνον ἐπιτρίψας τάς πόλεις ὑπέστρεψεν εἰς τοὐπίρω. v. Wietersheim übersetzt p. 275 diese Stelle wörtlich und scheint sie dahin zu verstehen, als ob Valerian nach Cappadocien gegen die Gothen gezogen sei. — Diese Annahme ist aber durchaus unrichtig. Einmal ist nämlich auf die ganze Stelle nicht viel zu geben; der gute Berichterstatter, dem Zosimus bis c. 36 folgte, läßt ihn hierwieder im Stich und dieser fällt in seine compendiöse Darstellung zurück. — Wie ist z. B. zu verstehen: οὐδενὶ . . . ἐθάρρει καταπιστεῦσαι? Hatte er nicht den Successianus, dem er wohl ein Heer anvertrauen konnte? Kämpften nicht an der Donau Ulpius Crinitus und Aurelian? Weßhalb zieht er nach Cappadocien, wenn er gegen die Gothen kämpfen will? Wie kann er den Felix abschicken, wenn die Gothen noch in Bithynien stehen? Ohne Zweifel ist der Grund, warum Valerian selbst nach Cappadocien zog, von uns im Texte richtig angegeben. Valerian durfte es nicht wagen, Truppen nach Bithynien zu schicken, da er schon im Jahre vorher Hülfstruppen dem Aurelian an die Donau geschickt hatte. Mit seinem geschwächten Heere konnte er nicht anders anfangen, als den Orient so gut als möglich gegen Sapor zu vertheidigen. Darum zog er nach Cappadocien. Felix aber wurde nach Byzanz entsendet, als die Gothen schon abgezogen waren. Jenes ὑπέστρεψεν εἰς τοὐπίσω verstehe ich von der Reise Valerians nach Byzanz. —

und Civilbeamten aus dem Orient sowohl, wie aus dem Occident um sich versammelte. [1])

Die Gründe, welche den Kaiser bewogen, sich von dem orientalischen Heere zu entfernen und nach Europa zu kommen, werden uns nicht mitgetheilt. Wir wissen nur, daß er die Adoption des Aurelian von Seiten des Ulpius Crinitus, des Befehlshabers der illyrischen und thracischen Gränzwehr, genehmigte. Ohne Zweifel aber beabsichtigte er, sich mit seinen Generalen über die Lage des Reiches und besonders über den Feldzug gegen Sapor zu berathen. Es schien nämlich jetzt der Augenblick günstig zu sein, um ohne Gefahr größere Truppenmassen aus Europa nach dem Orient zu ziehen. Aurelian hatte so eben in Verbindung mit Ulpius Crinitus die nördlich von der Donau wohnenden Gränzvölker, Sarmaten und Gothen zurückgeschlagen [2]) und ihnen zahlreiche Beute an Rindern, Pferden und Menschen abgenommen und die Gränzwehr wieder hergestellt. Außerdem waren die Aufstände des Ingenuus und Regillianus in Pannonien durch Gallienus unterdrückt. [3]) Zugleich hatte derselbe kurz zuvor mit dem Marcomannen-Könige Attalus Frieden geschlossen und dessen schöne Tochter Pipa oder Pipara geheirathet. [4]) Somit hatte der Kaiser Grund genug zu dem Glauben, daß die Ruhe im Occident eine Zeitlang wenigstens gesichert scheine und er nun alle Kräfte aufbieten könne, um die orientalische Armee auf einen

1) Vopisc. Aurelian. XIII. Das Jahr 258 ergibt sich daraus, daß unter den Theilnehmern an jener Versammlung der Consul ordinarius des Jahres Memmius Tuscus erwähnt wird.

2) Vopisc. Aurel. XIII. — Dieser Feldzug fällt in die Jahre 257 und 258. Um diese Zeit hat auch das Soldatenliedchen auf Aurelian seine Entstehung gefunden, das ich in der Abhandlung über Aurelians ersten Feldzug gegen den Orient (Ztschrft. für Oestr. Gymnasien 1863, p. 738) besprochen habe:

Mille Francos, mille simul
Sarmatas occidimus:
Mille mille mille mille
Mille Persas quaerimus.

Vgl. Vop. Aur. c. 7. Die Franken hatte Aurelian bei Mainz besiegt. (vgl. Vop. Aur. 7.). Ueber den Feldzug gegen die Sarmaten vgl. Vop. Aur. 6. und 11. — Aurelian hatte bei dieser Gelegenheit deutsche Hülfsvölker in seinem Heere, die unter dem Kommando des Hartomund, Haldegast, Hildemund und Arioviſtus (codd. Carioviscus) standen. —

3) Treb. Pollio, 30 tyr. 8 und 9.

4) v. Wietersheim a. a. O. II, p. 295.

solchen Fuß zu bringen, daß er die Ostgränze des Reiches gegen Sapor dauernd zu schützen vermöge. — Die Vorbereitungen nun für diesen Feldzug bildeten ohne Zweifel den Hauptgegenstand der Berathungen jener Versammlung. Schließlich erließ Valerian wahrscheinlich von Byzanz aus die verschärften Verfolgungsedikte gegen die Christen. [1]) Der Kaiser wollte sich seine Götter für den beginnenden Feldzug günstig stimmen. Alsdann zog derselbe an der Spitze des neu zusammengezogenen Hülfsheeres abermals in den Orient. Zu seinem **Praefectus praetorio** hatte er den Macrianus ernannt, jenen Mann, der ihm vor allen Andern dazu gerathen hatte, die Christen verfolgen zu lassen.

Ueber den Verlauf des Krieges gegen die Perser, der in die Jahre 259 und 260 fiel, wissen wir beinahe gar nichts. — Offenbar sind die Acten aus dieser Zeit absichtlich vernichtet. — Anfänglich scheint Valerian einige Erfolge gegen die Perser davongetragen zu haben, worauf er nach Antiochien zurückkehrte, um dort den Sieg zu feiern, während das Heer in Cappadocien zurückblieb. [2]) Zugleich scheint er hier durch ein üppiges, schwelgerisches Leben sich für die Beschwerden des Feldzuges entschädigt zu haben. [3]) Unterdessen aber fing schon das Unglück an, ihn mit harten Schlägen zu treffen. In dem Heere brach eine furchtbare Pest aus und zugleich begann Sapor wieder seine Angriffe. Der Kaiser eilte nun an die Spitze seines Heeres; in Samosata scheint er sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben; aber er wagte nicht, den Persern, die Edessa umlagert hielten, entgegenzutreten. Da machte die Besatzung der bedrängten Stadt einen glücklichen Ausfall und Valerian ließ sich durch die treulosen Rathschläge des Macrianus bestimmen, jetzt die Perser anzugreifen. Aber das Unglück hatte den alten Kaiser gezeichnet. Sein Unternehmen mißlang völlig; er wurde von Sapor umzingelt und sammt dem größten Theile seines Heeres gefangen genom-

---

1) Ueber diesen Punkt soll in der Beilage näher gesprochen werden.

2) Aus dem Jahre 259 datirt eine Münze Valerians, auf der ausdrücklich ein Sieg über die Perser angegeben ist. —

VICTORIA PARTHICA.

Victoria stans d. clipeum s. lauream, pro pedibus captivus sedens: Vgl. Eckhel, D. N. VII., p. 378. Auch Syncellus scheint I, p. 715 D. ed. Bonn. auf dieses Ereigniß anzuspielen: Οὐαλεριανὸς πτοηθεὶς καὶ σχηματισάμενος ἐπὶ δευτέραν ἐέναι μάχην.

3) Zosim. I, 36.

men. Nur wenigen gelang es, sich durchzuschlagen. Dieses ereignete sich im Herbst des Jahres 260. [1]) Von Neuem brachen nun die Perser in das römische Asien ein, welches unbeschützt und offen da lag. — Sapor hatte nicht die Absicht, hier dauernde Eroberungen zu machen; er wollte nur plündern und rauben, was ihm völlig freistand, da die versprengten römischen Legionen des Führers entbehrten und Cäsarea in Cappadocien und Antiochien, welche Städte schon früher die blutige Geißel des Persers gefühlt hatten, bald wieder in seine Hände fielen. So schrecklich waren diese Beutezüge, daß man allgemein glaubte, das Ende der Welt sei gekommen und man noch zweihundert Jahre nachher die traurigen Folgen dieser Invasion an den Ruinen so vieler vortrefflicher Städte und Länder wahrnehmen konnte.

Während nun Sapor sich von dem verwüsteten Antiochien nach Cappadocien wendete, weil er durch die sich in Emisa unter Macrian und Balista festsetzenden Römer am weitern Vordringen nach dieser Seite hin gehindert wurde, beorderte er seinen Satrapen Spates nach Cilicien, der Tarsus einnahm und bis Pompeiopolis am Meere vordrang. [2]) — Aber der raubgierige Länderverwüster [3]) sollte nicht ungestraft

---

1) v. Wietersheim II, p. 291. — Ueber die nähern Umstände der Gefangennehmung Valerians werde ich in der Beilage besonders sprechen.

2) Orosius, VII, 22. Trebell. Pollio, 2 Gall. 5. — Zosim. I, 37. Zonar. p. 594. Syncellus I, p. 716 ed. Bonn. v. Wietersheim a. a. O. II, p. 286 reiht diese Ereignisse ohne Berechtigung unter die Begebenheiten des ersten Feldzuges Sapors gegen den Orient (255—256.). Indessen deutet Zosimus eine neue Verwüstung des Orients wenigstens an (ὄντων δὲ τῶν ἀμφὶ τὴν ἑῴαν ἐν τούτοις πάντα μὲν ἦν ἀναρχά τε καὶ ἀβοήθητα) und Zonaras und Syncellus überliefern ganz bestimmt und mit Angabe so vieler Details, Sapor habe nach der Gefangennehmung Valerians den Orient überfallen und Antiochien, Cäsarea in Cappadocien und Tarsus in Cilicien eingenommen, daß man an diesen Thatsachen durchaus nicht zweifeln kann. — Zudem unterscheidet Syncellus I, p. 715 ausdrücklich den ersten Feldzug von dem zweiten, indem er über jenen sagt: Σαπώρης ὁ τῶν Περσῶν βασιλεὺς καταδραμὼν Συρίαν ἦλθεν εἰς Ἀντιόχειαν καὶ πᾶσαν Καππαδοκίαν ἐδῄωσε.

3) Graetz, Gesch. d. Juden IV, p. 327 nennt den Sapor einen milden und hochherzigen König (!), weil er die Juden begünstigte und mit R. Samuel, dem berühmten Halachisten, Astronomen und Arzte in Sura hochbefreundet war.

die Beute des Orients davontragen. Schon bereiteten sich die Ereignisse vor, welche ihn zwangen, im fluchtähnlichen Rückzuge sein Reich aufzusuchen.

Zweites Kapitel.

Es war in den letzten Monaten des Jahres 260, als, vermuthlich in Emisa, Macrianus, der Praefectus praetorio Valerians und Balista die Reste der römischen Truppen in diesen Gegenden versammelten, um mit ihnen zu berathen, was bei den traurigen Verhältnissen des Orients zu thun sei. — Marcus Fulvius Macrianus war ein Emporkömmling. Von gewöhnlichem Herkommen schwang er sich durch seine Tapferkeit und kriegerische Fähigkeiten, die er kaum dem Knabenalter entwachsen in Italien, als Jüngling in Gallien, als junger Mann in Thrazien, im gereiften Alter in Afrika, als Greis in Illyrien und Dalmatien bewährte, von der niedrigsten Stufe im Kriegsdienste bis zu den höchsten Würden empor.[1]) Beim Kaiser Valerian stand er in der höchsten Gunst, indem ihm derselbe die Verwaltung des ganzen Heerwesens übertrug.[2]) Indessen hatte er die Güte desselben mit dem größten Undanke belohnt, da durch seinen Verrath Kaiser und Heer in die Gefangenschaft überliefert und so unsägliches Elend über den Orient gebracht war. — Von vornherein trat Macrian an jene Versammlung mit der Absicht, sich zum Kaiser ernennen zu lassen. Allerdings erstrebte er weniger für sich diese Würde, als vielmehr für seine beiden Söhne, Titus Fulvius Junius Macrianus und Caius Fulvius Quietus, zwei brave Jünglinge von leuchtender Tapferkeit, die mit ganzer Seele an dem Kriegshandwerke hingen, so daß sie den Legionen in allen militärischen Sachen als Muster aufgestellt werden konnten und deßhalb auch von Valerian zu Legionscommandeuren ernannt worden waren. Mehrere Male kamen die Soldaten zusammen, um über die Kaiserwahl zu berathen. Geschickt hingeworfene Aeußerungen über die vorgebliche Nichtswürdigkeit und Miß-

1) Treb. Poll. 30 tyr. XI u. XII.

2) Treb. Poll. l. l. — Euseb. histor. eccles. VII, 10. — Anonymus, Τὰ μετὰ Δίωνα bei Müller, fgt. histor. Graec. min. IV, p. 183.

regierung Galliens, über dessen weite Entfernung vom Kriegsschauplatz und die Unmöglichkeit, daß er wegen der übrigen Wirren im Reiche Hülfe bringen könnte, bestärkten die Soldaten in ihrem Plane, zur Wahl zu schreiten. Von den Feldherrn, die im Orient dienten, waren nur zwei, welche Ansprüche auf den Thron machen konnten, eben Macrian und Balista. — Der letztere war ein ausgezeichneter Soldat, sehr kriegserfahren, rasch in seinen Planen, groß in seinen Feldzügen und besonders geschickt in der Verproviantirung der Truppen, weßhalb er die Liebe derselben in hohem Grade genoß.[1]) Viele Soldaten richteten daher ihr Augenmerk auf Balista, indem sie ihn für den Fähigsten hielten, sie und den Staat aus der gefährlichen Lage zu retten. Indessen hatte dieser schon mit Macrian die ganze Sache abgekartet. Indem er daher die Wahl ablehnte, sprach er vor dem versammelten Heere nach dem Berichte des Mäonius Astyanax, der selbst der Berathung beiwohnte, folgende Worte: „Mein Alter, meine Lebensweise und meine Grundsätze halten jeden Gedanken an den Thron fern von mir; aber ich wünsche, und das gestehe ich offen, einen würdigen Kaiser auf demselben zu sehen. Wer ist nun wohl der Mann, der Valerians Platz auszufüllen vermöchte, wenn nicht du, Macrian, der du tapfer, standhaft, rechtschaffen, im Staatsdienste erprobt und, was vor Allem wichtig ist zur Behauptung des Thrones, reich bist? Eile daher, den Platz einzunehmen, der deinen Verdiensten gebührt. Ich werde, so lange es dir beliebt, dein Präfect sein. Regiere nur löblich und herrsche so, daß das ganze Römerreich sich über deine Thronbesteigung freue.“ Macrian weigerte sich zum Schein, den Purpur anzunehmen. Es war ihm ja hauptsächlich daran gelegen, seine beiden Söhne zu Mitkaisern und Stützen seiner Herrschaft zu haben. In dieser Absicht nahm er das Wort und sprach: „Der Besitz des Thrones, o Balista, ich bekenne es, gilt einem Mann von Einsicht für keine Kleinigkeit. Ich habe zwar den besten Willen, dem Staate zu Hülfe zu kommen und jenes Scheusal vom Ruder des Staats zu entfernen; allein in meinem Alter bin ich nicht mehr dazu geeignet. Ich bin ein Greis und vermag nicht mehr, andern zum Vorbilde das Roß zu tummeln; häufiger muß ich baden und feiner essen. Mein Reichthum hat mich schon längst der kriegerischen Lebensweise entwöhnt. Man muß sich also nach einigen jungen Männern umsehen, aber nicht nach Einem, sondern nach zwei oder drei, welche den römischen Staat, der

1) Treb. Pollio, 30 tyr. 17.

durch Valerians Unglück und Galliens Lebensweise zu Grunde gerichtet ist, in den verschiedenen Provinzen wieder herstellen." Balista wußte wohl, wo Macrianus hinaussteuere und daß er auf seine Söhne anspiele. Daher wandte er sich an ihn mit folgenden Worten: „Deiner Einsicht vertrauen wir den Staat an. Gib uns also deine tapfern, von Valerianus längst zu Tribunen ernannten Söhne, den Macrianus und Quietus, die ja, so lange Gallienus regiert, nicht sicher sein können, weil sie gut sind." Balista sprach im Namen des Heeres; die Gründe, die er für die Wahl des Macrianus und seiner Söhne anführte, wußten alle zu würdigen. Macrian war einsichtsvoll und geschickt im Kriegswesen; dann war er reich, so daß er die Ausgaben für den Staat und das Heer aus eigenen Mittel bestreiten konnte. Gegen die Wahl der beiden Söhne aber ließ sich nicht nur nichts sagen, sondern im Gegentheil liebten und verehrten sie die Legionen wegen ihres wahrhaft kriegerischen Geistes als leuchtende Vorbilder. Sobald nun Macrianus sah, daß er verstanden worden war, sprach er: Ich nehme die Herrschaft an. Den Soldaten werde ich den doppelten Sold von meinem Vermögen geben. Du aber widme mir deine Dienste als Präfect und sorge nöthigen Orts für den Proviant. Ich meinerseits will schon machen, daß Gallienus, dieser unfläthige und weibische Wollüstling seines Vaters Feldherrn kennen lernt. [1]) So wurden Macrianus und seine Söhne durch das laute Zujauchzen des Heeres als Kaiser begrüßt. Die Pläne des neuen Kaisers zielten weithinaus. Seine Absicht war, nicht nur den Orient zu behaupten, sondern auch den Gallienus vom Throne zu stoßen und so den Occident zu gewinnen. Zunächst jedoch mußte seine Aufgabe sein, die Verhältnisse im Orient zu ordnen. Ganz Aegypten huldigte ihm sogleich, da die regierende Partei im Lande ohnehin dem christenfreundlichen Gallienus, der seine Hinneigung zum Christenthum oder wenigstens seine natürliche Güte schon gleich zu Anfang seiner Alleinherrschaft durch das den Christen sehr günstige Religionsedikt bekundet hatte, in keiner Weise geneigt war. Vor Allem aber galt es, den Orient von den Persern zu säubern. Durch die Stellung, welche Macrian in Emisa genommen hatte, war, wie wir oben bemerkten, Sapor gezwungen worden, nach Cappadocien zu marschiren, während er seinen Satrapen Spates nach Cilicien detachirt hatte. [2]) Schon hatte dieser Tarsus erobert und ließ jetzt

1) Mit einigen Veränderungen nach Closs, die Kaisergeschichte u. s. w. 30 tyr. XI.

2) Domnimus bei Malala, Chron. p. 295 ed. Bonn. berichtet, Sapor sei von Antiochien gen Emisa gezogen, habe aber dort durch das muthvolle Auftreten des

Lycaonien durch seine Reiterschaaren verwüsten, während er selbst Pompeiopolis am Meere belagerte, als Macrian die Flotte unter dem Befehl des Ballista der bedrängten Stadt zu Hülfe schickte. Ehe die Perser es sich versahen, wurden sie von demselben angegriffen und in einem Treffen besiegt. Darauf segelte Balista nach Sebaste und Corycus, wo er 3000 Perser niederhieb. [1]) Obwohl diese Erfolge an und für sich nicht bedeutend waren, so hatten sie doch wichtige Folgen. Sapor empfand nämlich, daß eine kräftige Hand die Bewegungen der Römer leitete und fürchtete, er würde bei längerem Verweilen in diesen Gegenden sowohl der reichen Beute verlustig gehen, die er auf seinen Raubzügen zusammengeschleppt hatte, als auch persönlich die größte Gefahr ausstehen. Daher faßte er den Entschluß, sich schleunigst zurückzuziehen. Er sammelte seine Truppen und marschirte nach Commagene, um von da aus den Uebergang über den Euphrat zu gewinnen. Noch ehe er aber den Fluß erreicht hatte, trat ihm Odenatus aus Palmyra entgegen. (Ende 260.) —

Oberpriesters Samsigeramus das Leben verloren. v. Wietersheim, p. 285 verwirft diese Nachricht ganz und gar. Ohne Zweifel steckt aber ein historischer Kern darin. Sapor wurde nämlich durch das Anhäufen römischer Truppen in dieser Stadt vom weitern Vordringen nach dieser Richtung hin abgehalten. —

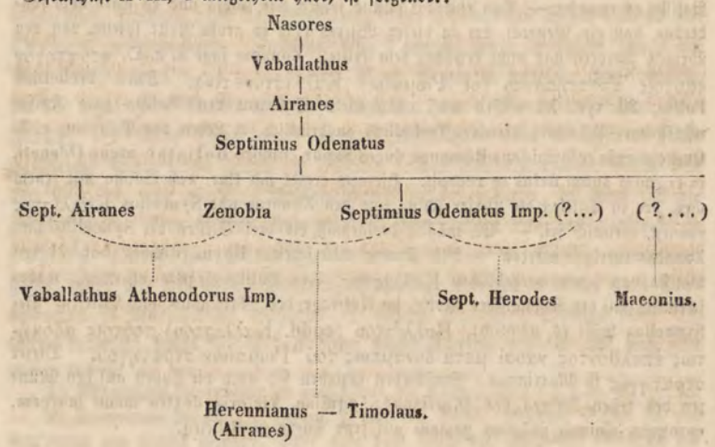
1) Syncell. Chron. I, p. 716 ed. Bonn. Zonar. XII, 23 (II, p. 109 ed. Francof.) Treb. Poll. Valer. 7. — Bei Syncellus und Zonaras wird der Feldherr, der die Perser besiegte Κάλλιστος genannt. Der Name ist offenbar aus Balista corrumpirt. — Von einem Callistus wissen wir nichts und es wäre doch sonderbar, daß ein General, der in diesen Wirren eine so große Rolle spielte, von den übrigen Autoren gar nicht erwähnt sein sollte. Zonaras sagt a. a. O. στρατηγὸν ἑαυτοῖς ἐπεστήσαντο (οἱ Ῥωμαῖοι) Κάλλιστόν τινα. Durch Trebellius Pollio, 30 tyr. XI wissen wir, daß viele Soldaten den Balista zum Kaiser wünschten. Ueberdieß berichtet Trebellius ausdrücklich im Leben des Valerian, c. 7. Quare magis reformidans Romanos duces Sapor, timore Balistae atque Odenati, in regnum suum ocius se recepit. Hieraus ergibt sich klar, daß Balista mit jenem dux, der in Cilicien die Perser schlug und den Zonaras und Syncellus Κάλλιστος nennen, identisch sei. — Es müssen demgemäß die drei Stellen bei Syncellus und Zonaras corrigirt werden. — Mit Unrecht unterscheidet Hoyns. dissert. not. 21 den Balista von jenem vorgeblichen Κάλλιστος. — Balista segelte offenbar, wahrscheinlich mit der Aegyptischen Flotte, im Auftrage des Macrianus nach Cilicien. Bei Syncellus heißt es nämlich: Βαλλίστου (codd. Καλλίστου) τούτοις ἀδοκήτως ἐπελθόντος ναυσὶ μετὰ δυνάμεως τοῦ Ῥωμαίων στρατηγοῦ. Dieser στρατηγός ist Macrianus. Entschieden beziehen sich auch die Typen auf den Münzen des ersten Jahres des Macrianus: aquilae, Victoria dextra manu lauream, coronam, sinistra palmam gestans auf jene Siege in Cilicien.

Septimius Odenatus stammte aus dem alten Dynastengeschlechte von Palmyra, welches arabischer Abkunft war.[1]) Seine Vorfahren hatten stets auf Seiten der Römer gestanden. Daher waren sie von den Kaisern sehr begünstigt und mit Ehren überhäuft worden.[2]) Diese Verhältnisse änderten sich, als mit dem Einbruche der Perser im Jahre 255 allenthalben römerfeindliche Bewegungen im Orient entstanden. Auch in Palmyra versuchte es bei dieser Gelegenheit der ältere Odenat, sich unabhängig von den Römern zu machen; aber ehe er sein Vorhaben in's Werk setzen konnte, wurde er, wie wir schon bemerkten, wahrscheinlich sammt seinem ältern Sohne Septimius Airanes von dem Römer Rufinus um's Leben gebracht.[3]) Der zweite Sohn desselben, Septimius Odenatus, der seinem Vater in der Herrschaft über Palmyra folgte, suchte sich und das Andenken seines Vaters bei den Römern zu rehabili-

1) Levy, die Palmyr. Inschriften erläutert u. s. w. Leipz. 1864 p. 52, vermuthet aus den Namen der einzelnen Glieder dieses Geschlechts, es sei nabathäischer (?) Abkunft gewesen. —

2) Zosim. I, 39 ἐκ προγόνων τῆς παρὰ τῶν βασιλέων ἀξιωθέντα τιμῆς. — Die Römer ließen zwar diese Dynasten bestehen, aber verpflichteten dieselben zu Abgaben und benutzten sie als durchaus abhängige, verantwortliche Organe der Verwaltung. Daher nannten sich jene auch Procuratoren des Kaisers, procuratores, ἐπίτροποι, cf. Becker, R. A. III, 1, p. 180 u. not. 56. — Marm. Ox. Nr. 135.

3) Der Stammbaum dieses Geschlechts, den ich in der Ztschrft. der D. M. Gesellschaft XVIII, 4 mitgetheilt habe, ist folgender:



tiren, indem er den Rufinus bei dem Kaiser Valerian, wahrscheinlich als derselbe 259 gegen Sapor zog, wegen der Ermordung seines Vaters verklagte. Der Kaiser aber wies ihn mit seiner Klage ab. Daß in Folge davon Odenatus den Römern nicht freundlich gesinnt war, läßt sich leicht erklären. Ebenso hegte auch nachher Gallienus ein starkes Mißtrauen gegen den Palmyrener. In der That war dasselbe nicht unbegründet. Als nämlich Valerian gefangen genommen war und die Perser im Begriffe standen, den Euphrat zu überschreiten, um den Orient mit Krieg zu überziehen, versuchte es Odenat, Sapors Freundschaft zu gewinnen, indem er ihm viele Kameelladungen mit herrlichen Geschenken und Briefe voll unterwürfiger Ausdrücke schickte, worin er versicherte, er habe sich in dem ganzen Kriege niemals feindlich gegen den König bewiesen. Offenbar hatte dieses Benehmen Odenats seinen tiefern Grund, als bloße Furcht, da ja Palmyra durch seine isolirte Lage inmitten der Wüste vor einem Ueberfalle durch die Perser geschützt war. Derselbe beabsichtigte wohl nichts anders, als sich den Persern als gleichberechtigter Bundesgenosse anzuschließen. Die Politik der Sassaniden[1]) bestand ja darin, auch im übrigen Orient das Nationalgefühl gegen die Römer aufzureizen, Revolution zu begünstigen und die Emporkömmlinge zu beschützen, die sich in den römischen Provinzen erhoben. Aber Odenat sollte bald erfahren, daß von dem stolzen, hochmüthigen und grausamen Perserkönige für ihn kein Heil zu hoffen sei. Wer ist denn dieser Odenatus, sagte Sapor, indem er den Brief zerriß und die Geschenke in den Fluß werfen ließ, daß er sich erfrecht, an seinen rechtmäßigen Gebieter zu schreiben? Wenn er sich nun noch Hoffnung macht, mit einer leichten Strafe davon zu kommen, so eile er zu mir, die Hände auf den Rücken gebunden! Weigert er sich aber dessen, so soll er wissen, daß ich ihn selbst und sein Geschlecht und seine Vaterstadt dem Verderben weihen werde."[2]) Empört über diese höhnende Zurückweisung ward Odenat von nun an der unversöhnlichste Feind der Perser, so lange er lebte. — Während nun Sapor auf die schrecklichste Weise den Orient verwüstete, wußte jener den Muth der eingebornen Syrer zur Selbsthülfe zu entflammen. Aus Sarazenen und Syrern brachte er ein Heer zusammen, welchem er die Ueberreste der römischen Legionen aus den Castellen hinzugesellte, indem er als Zweck des Feldzuges Rache an den

1) Visconti, Iconographie Grecque, III, p. 144.

2) Petr. Patricius bei Müller a. a. O. IV. fgt. 11.

Persern wegen der Plünderung des Orients und Befreiung des Kaisers Valerian aus der Gefangenschaft darstellte.[1]) Als nun die Nachricht kam, Sapor habe in Cilicien eine Schlappe erlitten, da marschirte der kühne Odenat mit den Seinigen nordwärts nach Commagene und bereitete sich, demselben wahrscheinlich bei Samosata entgegenzutreten.[2]) In Eilmärschen kamen die Perser heran und näherten sich dem Euphrat. Da fanden sie den Weg verlegt und wurden dermaßen von Odenat empfangen, daß sie eine empfindliche Schlappe erlitten und viele Beutestücke verloren. Auch fiel bei dieser Gelegenheit der Harem des Königs den Palmyrenern in die Hände. Mit genauer Noth nur gelang es Sapor, sich durchzuschlagen. Die Begierde der Palmyrener, so scheint es, Beute zu machen, leistete ihm zu seinem Entkommen großen Vorschub. — Hier war es nun, wo derselbe wieder die gräßlichsten Proben seiner Grausamkeit ablegte. Als er nämlich eine Thalschlucht passiren wollte, da ließ er sämmtliche Gefangene niedermachen, um, wie es heißt, die Vertiefungen auszufüllen und so den Weg fahrbar zu machen.[3]) Wenn wir nun auch diesen Zweck der grausamen Maßregel verneinen müssen, da schwer einzusehen ist, daß so der Weg verbessert wurde, so ist doch das Faktum hinlänglich verbürgt und leicht zu erklären: Weil nämlich die Menge der Gefangenen seinen Rückzug erschwerte, ließ er sie sämmtlich niederhauen. Endlich gelang es dem Könige, wahrscheinlich nordwärts von Samosata den Uebergang über den Euphrat zu gewinnen. Als nun die Perser den Fluß zwischen sich und dem drängenden Verfolger sahen, da

1) Sextus Rufus, XXIII. collecta Syrorum agrestium manu. — Jornandes episc. de regn. et temp. success. „Collecta rusticorum manu.“ Zosim. I, 39: ὁ δὲ τοῖς αὐτόθι λελειμμένοις στρατοπέδοις δύναμιν ἀναμίξας ὅτι πλείστην οἰκείαν. — Paul. Oros. VII, 22. „per Odenathum collecta agresti manu und weiter unten: usque ad Ctesiphontem rusticani Syriae cum Odenatho suo vincendo venerunt.

2) v. Wietersheim II, p. 303 glaubt, Odenat habe zuerst den Weg der Unterhandlungen betreten, ehe er den Sapor angegriffen habe und er setzt die von Patric. fgt. 11 erzählte Begebenheit, die offenbar unmittelbar vor dem zweiten Raubzuge Sapors gegen den Orient sich ereignete, in diese Zeit. Dieses ist unmöglich. — Bei Patricius erscheint Sapor im Besitze des Flusses, während hier Odenat ihm den Uebergang über den Fluß versperrt. — Ueberdieß paßt jene Erzählung durchaus nicht auf den im fluchtähnlichen Rückzuge heimkehrenden König, noch auch auf Odenatus, der an der Spitze eines starken Heerhaufens steht.

3) Zonaras, tom. II, vit. Valerian. ed. Basil. Agathiae hist. IV, 24. p. 259 ed. Bonn.

umarmten sie sich in frohem Jubel und wünschten sich gegenseitig Glück, dem drohenden Verderben entronnen zu sein.[1]) Sapor eilte, seine Hauptstadt zu erreichen. Mit der reichen Beute bewog er die Besatzung von Edessa, ihn unbelästigt vorbeiziehen zu lassen, indem er vorschützte, er müsse eilig nach Hause zurückkehren, um ein Fest zu feiern. Wie groß die Eile war, mit der die Perser sich zurückzogen, erkennen wir auch aus dem Umstande, daß sie in Carrae einen Sturmbock zurückließen, dessen sich später der Kaiser Constantius bei der Belagerung von Bezabde bediente.[2])

Die unmittelbare Folge dieses Sieges des Odenatus war die Befreiung Mesopotamiens, da Nisibis und Carrae sofort wieder eingenommen wurden.[3])

Uebrigens hatte die Herrschaft Sapors in diesen Gegenden keinen Boden gewonnen. Die Einwohner jener Städte jubelten laut dem Odenat als ihrem Befreier entgegen und schmähten auf den Kaiser Gallien, der sie den Persern überlassen habe.[4]) Bis Ctesiphon drangen die Schaaren des tapfern Palmyreners vor, ohne daß es jedoch dieser hätte wagen können, jetzt die mächtige Stadt zu belagern. Nachdem so

1) Petr. Patric. bei Müller a. a. O. IV, p. 187. Bayer (hist. Osr. et Edessena e numm. illust. Petersb. lib. IV, p. 209.) versteht die Stelle falsch, wenn er annimmt, Sapor habe sich jenseits des Euphrats mit dem Persischen Heere vereinigt und diese hätten voller Freude ihre heimkehrenden Kriegsgefährten begrüßt. In dem lückenhaften Texte supplirt Niebuhr mit Recht: οἱ δὲ στρατιῶται. —

2) Ammian. Marcell. XX, 11. Chwolsohn Ssabier und Ssabismus I, p. 415. —

3) Petr. Patric. a. a. O. Zonaras l. l. XII, 23. Zosim. I, 39. Syncell. Chron. I, p. 716 ed. Bonn. Eutrop. IX, vit. Gallien. — Treb. Poll. Valer. VII und vit. Odenat. in 30 tyr. — Agath. IV, p. 260 ed. Bonn. Wo das Treffen zwischen Odenat und Sapor vorfiel, darüber wissen wir nichts Genaueres. Die Berichterstatter sagen bloß in Euphratesia (Commagene). Zonaras gibt noch an: juxta Euphratem. Es kann aber nur in der Nähe von Samosata gewesen sein und bei dieser Stadt muß Sapor den Euphrat überschritten haben; denn über Samosata führte die Heerstraße, die von Cäsarea durch Commagene über Edessa und Carrae nach Ctesiphon führte. — Daß aber Sapor über Edessa und Carrae gezogen sei, berichten Petr. Patricius und Amm. Marcellinus. — Edessa hatte also den wiederholten Angriffen der Perser tapfern Widerstand geleistet. Die wackere Vertheidigung der Stadt durch die römische Besatzung beschreiben Zonaras und Petrus Patricius. — Vgl. Bayer a. a. O. IV, p. 209.

4) Treb. Poll. 2 Gall. 10. Wietersheim II, p. 308 setzt die Einnahme von Carrae und Nisibis in das Jahr 262. Indessen war in diesem Jahre Odenat mit dem Feldzuge gegen Quietus beschäftigt. Außerdem folgt aus Zosim. I, 39, daß die

der Feldzug glücklich beendet war, kehrte der ruhmgekrönte Odenat, der Bezwinger des gefürchteten Persers, nach Palmyra zurück. (261 n. Chr.) — Während dies an der Ostgränze des römischen Orients geschah, hatte sich Macrianus damit befaßt, die angemaßte Herrschaft zu befestigen. Durch die Siege des Balista in Cilicien und in Folge des Rückzuges der Perser war ihm ganz Kleinasien zugefallen, so daß er nunmehr über Aegypten, Palästina, Phönizien, Syrien und Kleinasien gebot. Indessen war Odenat von Palmyra ein gefährlicher Nachbar, von dem es sehr zweifelhaft war, ob er sich ihm unterwerfen würde, da er ja laut seiner Proclamation an das Heer den Feldzug gegen Sapor zum Schutze des römischen Reiches und zur Befreiung des rechtmäßigen Kaisers Valerian unternommen hatte. Auch scheint Odenat schon gleich nach seiner Rückkehr aus Mesopotamien dem Macrian gegenüber eine feindselige Stellung eingenommen zu haben. [1]) — Dieser hatte jedoch keine Zeit, sich mit Odenat jetzt zu befassen, da sich unterdessen im Abendlande Ereignisse zugetragen hatten, welche seine Anwesenheit unbedingt erheischten. Wie wir schon oben bemerkten, erstreckten sich die herrschsüchtigen Absichten dieses Mannes auch auf den Occident. Daher hatte er unmittelbar darauf, als Kleinasien von den Persern geräumt war, einen seiner treuesten Anhänger, den Piso aus dem edlen Geschlechte der Calpurnier, nach Thrazien geschickt, um dort vorläufig festen Fuß zu fassen und den Proconsul von Achaia, Valens, den er als Feind fürchtete, zu unterdrücken. Dieser war aber sehr vorsichtig und auf seiner Hut. Sobald er daher die Absichten des Piso durchschaute, nahm er den Purpur an, da er sich nicht anders zu helfen wußte. Darauf zog sich Piso nach Thessalien zurück. Hier wurde er von den Soldaten des Valens angegriffen und

Eroberung jener Städte dem Odenat im ersten Feldzuge gelang, also 261. Daß Nisibis bei dieser Gelegenheit zerstört worden sei, ist nicht wahrscheinlich und es wird wohl jenes κατέσκαψεν bei Zosimus nicht besonders zu urgiren sein. Aus Treb. Pollio, 30 tyr. 15 ergibt sich schließlich, daß Odenat in diesem ersten Feldzuge bis Ctesiphon vordrang.

1) Hierauf bezieht sich die von dem Anonymus, (τὰ μετὰ Δίωνα bei Müller, IV, p. 195.) überlieferte Anekdote. Im Text steht zwar Καρῖνος, aber mit Recht liest Mai Μακρῖνος. Zwar behauptet Müller, Macrian sei damals schon in Pannonien gewesen; jedoch ist dies eine bloße Behauptung, die durch nichts erwiesen wird. — Offenbar fällt das Ereigniß in den Anfang des Jahres 261, als Odenat von seinem Perserfeldzuge zurückgekehrt war.

getödtet, in Folge dessen dieser den Beinamen Thessalicus annahm. (Juni, 261). [1])

Als die Nachricht hiervon nach dem Orient kam, beschloß Macrian, in eigener Person gegen Valens zu marschiren. Seinen jüngern Sohn, Caius Fulvius Quietus, dem er den Balista zur Seite stellte, ließ er zu Emisa in Phönice, der Capitale des neuen Reiches, zum Schutze des Orients zurück. Er selbst zog mit seinem ältern Sohne Titus Fulvius Junius Macrianus an der Spitze eines Heeres von 30,000 Mann nach Illyrien (im Juli (?) 261). Noch ehe er aber dort anlangte, war Valens schon von seinen eigenen Leuten umgebracht worden und hatte so das gewöhnliche Schicksal dieser Eintagskaiser erlitten. (Treb. Poll. 30 tyr. XXI.) Unterdessen traf der Kaiser die nöthigen Vorkehrungen, um den Stand des Reiches im Orient wiederherzustellen.

Drittes Kapitel.

Kein römischer Kaiser hat mit so wenigem Rechte so viele Verunglimpfungen erdulden müssen, als Gallienus. Von Trebellius Pollio an hat man ihn mit den schwärzesten Farben gemalt, oder vielmehr nur

1) Die Darstellung dieser Verhältnisse ist bei Trebellius Pollio unklar. Er berichtet, Piso habe sich nach Thessalien zurückgezogen und dort den Purpur und den Beinamen Thessalicus angenommen. Diese Nachricht kann nicht richtig sein. Es lag für Piso durchaus kein Grund vor, sich zum Kaiser aufzuwerfen, da er nur Unterfeldherr des Macrian war und nur wenige Truppen bei sich hatte. (paucis sibi consentiertibus). Noch weniger aber konnte er sich den Beinamen Thessalicus geben. Es wird uns von keinem militärischen Erfolge berichtet, den derselbe in Thessalien errungen habe. Zudem war er ein Mann von dem unbescholtensten Charakter, der sich den Beinamen „der Rechtschaffene" verdiente. Valens selbst soll nach der Ermordung desselben geäußert haben, er wisse es vor den Göttern nicht zu verantworten, daß er den Piso, einen Mann, wie der römische Staat keinen mehr besitze, habe tödten lassen. Außerdem wurde ihm auf Antrag des Arellius Fuscus durch einen Senatsbeschluß vom 26. Juni 261 eine Statue unter den triumphatorischen Standbildern nebst einer Quadriga zuerkannt, welches gewiß nicht geschehen wäre, wenn sich derselbe zum Gegenkaiser aufgeworfen hätte. Es wird daher wohl die Nachricht bei Trebellius Pollio (30 tyr. XXI) auf einer Verwechslung beruhen. Offenbar nahm Valens den Beinamen Thessalicus an, als er den Piso in Thessalien besiegt hatte.

die Farben jenes Schriftstellers wieder aufgefrischt. — Gallien war offenbar ein Mann von glänzendem Talente, ein gewandter Dichter, ausgezeichneter Rhetor, von kühnem Muthe im Augenblicke der Gefahr und von besonderer Herzensgüte. Dazu war er voll Thatkraft, keine Anstrengung und Beschwerde scheuend, und es gebrach ihm nicht an Feldherrnkunst, die er in einer ausgezeichneten Schule erlernt hatte. Die Geschichte berichtet auch fast nur Siege, keine bedeutende Niederlage desselben. — Dagegen fehlen ihm Consequenz, Charakterfestigkeit und Energie des Willens, um etwas von dauernder Bedeutung zu leisten. Die Zeit, in der er lebte, war zu verworren und bei den wilden Kriegsstürmen, die von allen Seiten das Reich umbrausten und bei den Revolutionen im Innern bedurfte es eines Mannes am Ruder des Staates, an dem Alles von Eisen war. — Bei der Charakteristik dieses Kaisers durch Trebellius Pollio schimmert überall Voreingenommenheit und Animosität hindurch. Als Hauptvorwurf kehrt immer wieder, er sei jeder kindlichen Liebe baar gewesen. Er soll sich gefreut haben, als sein Vater in die Gefangenschaft gerieth, weil er so „von der censorischen Strenge desselben und dem drückenden Joche der Sittenaufsicht befreit geworden sei. Auch soll er bei der Nachricht von dem Unglücke, das seinen Vater traf, geäußert haben: „Ich wußte, daß mein Vater ein Sterblicher war." Dieser Ausspruch ist jedoch an und für sich verdächtig, weil ja Valerian keineswegs im Treffen gefallen war, sondern bloß in der Gefangenschaft gehalten wurde.

Ueberdieß carrikirt Trebellius Pollio vollständig das Verhältniß, wie es zwischen Vater und Sohn bestand. Valerian kannte den schwankenden Charakter seines Sohnes und behandelte ihn darnach; aber von übertriebenem Ernste und von Strenge findet sich keine Spur. Einen schönen Einblick in dieses Verhältniß gibt der Brief des Valerian an Antoninus Gallus: „Der Kaiser Valerian dem Consul Antoninus Gallus seinen Gruß. Du tadelst mich in Deinem vertraulichen Schreiben, daß ich meinen Sohn Gallienus lieber dem Postumius als dem Aurelianus anvertraut habe, da jedenfalls dem Strengern sowohl mein junger Sohn, als auch das Heer hätte übergeben werden sollen. Allein dein Urtheil wird sich ändern, wenn du erfährst, in welchem hohen Grade Aurelianus strenge ist. Er ist ein sehr strenger, übertrieben strenger, grausamer Mann, und paßt nicht mehr für unsere Zeiten. Und ich selbst, alle Götter sind meine Zeugen, habe befürchtet, er möchte, wenn mein Sohn, wie er denn von Natur zum Leichtsinn geneigt ist, eine Unbesonnenheit beginge, allzu hart mit ihm verfahren." (Flav. Vopisc. Aurel. 8 nach Closs.) Dieser Brief athmet in jeder Zeile die volle väterliche Liebe. Und Gallien müßte ein wahres Ungeheuer von Sohn gewesen sein, wenn er die Nachricht von dem traurigen Geschick seines Vaters mit solcher Gleichgültigkeit, ja mit solcher Freude aufgenommen hätte.

Konnte denn Gallien gleich einen Rachezug gegen die Perser unternehmen? War nicht der Verräther Macrianus beinahe zwei Jahre hindurch im Besitze des Orients? Erhoben sich nicht nach dem Falle Valerians in allen Heerlagern Gegenkaiser, welche Gallien den Thron streitig machten, so daß man mit Recht sagen konnte, Rom sei allenthalben gewesen, wo Standlager der Legionen waren, nur nicht in Rom selbst? Wenn nun Gallien in seiner mißlichen Lage noch Scherze über den Abfall der Provinzen machen konnte, so zeigt dieses eben den durchgebildeten Philosophen, den Freund des Plotin; vielleicht schimmert auch sein angeborner Leichtsinn hindurch; in Wahrheit aber nahm er die Sache ernst genug. Seine Feldzüge gegen die germanischen Völker am Rhein, Main und an der Donau, gegen Ingenuus, gegen Postumius, gegen Byzanz, die stete Sorgfalt, mit der er neue Heere schuf und tüchtige Feldherrn an die Spitze stellte, wie den Aureolus, den Odenat, der ja eigentlich sein General war, liefern hierfür hinlängliche Beweise. Gallien sollte während seiner Regierung nicht Zeit haben, das Geschick seines Vaters persönlich zu rächen; bis zu seinem Tode dauerten die Soldatenrevolutionen, ja sein Tod vor Mailand erfolgte eben durch die Empörung eines undankbaren Generals. Aber das Rächeramt im Orient hatte er guten Händen anvertraut; dieses verwaltete an seiner Stelle der unermüdliche Odenat. Wohl nicht mit Unrecht wird dem Gallien ein großer Hang zu Vergnügungen und Belustigungen vorgeworfen. Pollio beschreibt bis in die kleinsten Details seine Kleidung, die von ihm veranstalteten Spiele, seine Genüsse an der Tafel und im Bade, sein lockeres Leben, seinen Umgang mit Concubinen. Der Kaiser wird allerdings von dem Vorwurfe nicht zu reinigen sein, daß er bequemen Lebensgenuß mehr schätzte und liebte, als es zu rechtfertigen ist; aber er war hierin ein Kind seiner Zeit und dieser Vorwurf trifft nicht ihn, sondern das Jahrhundert. Es ist schwer, in strenger Umgebung sittenrein zu leben, doppelt schwer im Besitze der höchsten Macht inmitten eines in Wohlleben verkommenen Geschlechts. Uebrigens trifft dieser Vorwurf nicht einmal den Kaiser in besonders hohem Grade. In allen seinen Narrheiten zeigt sich wenigstens noch Verstand und Bildung, und

daß er keineswegs der Lüste Knecht war, dafür zeugt seine Liebe zu den Wissenschaften, seine Beschäftigung mit der Dichtkunst, mit der Philosophie, sein Umgang mit Plotin, sein Muth und seine Unerschrockenheit, die selbst Trebellius Pollio anerkennt. Zudem war er ein zärtliches Familienhaupt; aber dieses gerade erregte den Zorn der Römer, daß er sich mit einer fremdländischen Prinzessin, der Pipa oder Pipara, der Tochter eines Markomannen-Königs verheirathet hatte, der er im Allgemeinen die Treue bewahrte und von welcher er einen Sohn, den Salonimus hatte. So wird ihm von Tebellius Pollio fast zu einem Vorwurfe angerechnet, daß er „in den Armen einer barbarischen Prinzessin hinalterte." Auch wilde Grausamkeit wird ihm vorgeworfen. Wäre allerdings das Bild richtig, das Pollio von ihm zeichnet, wäre er ein in Wollüsten verkommener Mensch gewesen, so würden wir uns nicht wundern, wenn er die raffinirteste Grausamkeit an den Tag gelegt hätte; denn Wollust und Grausamkeit sind einander verschwistert. Aber Gallien war voll von Herzensgüte und Gutmüthigkeit. Gleich nach seiner Thronbesteigung hob er das grausame Verfolgungsedikt seines Vaters gegen die Christen auf; und als die Herrschaft des Macrianus im Orient gestürzt war, da ruhten auf seinen Befehl auch dort die Marterwerkzeuge. Ueberdieß führt Treb. Pollio im 12. Capitel seines Lebens des Gallien zahlreiche Proben von der Gutmüthigkeit desselben an. Ein Handelsmann hatte seiner Gemahlin falsche Edelsteine statt ächter verkauft, und diese verlangte strenge Bestrafung des Betrügers. Der Kaiser ließ ihn ergreifen und zitternd und zagend erfährt der arme Sünder sein Schicksal; er soll den Löwen vorgeworfen werden. Als er nun in seiner Todesangst in der Arena steht, da öffnet sich der Behälter und — ein mächtiger Kapaun tritt hervor. — Er hat betrogen und ist betrogen worden, ließ Gallien durch den Ausrufer bekannt machen und schenkte dem Menschen die Freiheit. Diese und ähnliche Züge bekunden einen harmlosen, gutmüthigen Humor; aber es mangelte ihm nicht an gerechter Strenge, wo es Noth that. Pollio berichtet, er habe an Einem Tage 3—4000 Soldaten hinrichten lassen. Die Zahl mag übertrieben sein; aber wäre sie auch genau, dieses harte Verfahren gegen wildes, rohes zusammengewürfeltes Gesindel, welches fortwährend sich empörte und Gegenkaiser ausrief, war gewiß nicht ungerechtfertigt. Allerdings waren die Soldaten ihm so abgeneigt, daß sie ihn nach seiner Ermordung unter dem Namen eines Tyrannen in die Fasten eintragen ließen. Das römische Volk jedoch war mit seiner Herrschaft sehr zufrieden; freilich ist dieses Lob von keiner

zu großen Bedeutung, da Brot und Festspiele dazu genügten, dasselbe zufrieden zu stellen. Indessen scheint er sich doch mit höhern Ideen zur Verbesserung des Volkswohls und Volkslebens befaßt zu haben. Porphyrius überliefert, er sei Willens gewesen, dem Plotin eine verfallene Stadt in Campanien zu überlassen, um daselbst den Versuch einer zur Wirklichkeit gebrachten Platonischen Republik zu machen.[1]) Nach diesem Versuche, Galliens Bild nach der uns überlieferten Carricatur wiederherzustellen, bleibt uns noch die Frage übrig, wie es gekommen sei, daß Pollio ein so falsches, in seinen Hauptzügen verrücktes Bild dieses Kaisers angefertigt hat. Gibbon in seiner Kaisergeschichte (**II, not. 156.**) sagt Folgendes: Die Züge dieses sonderbaren Charakters sind uns, glaube ich, ziemlich richtig überliefert worden; die Regierung seines unmittelbaren Nachfolgers war kurz und geschäftig; und die Geschichtschreiber, die vor der Erhebung der Familie des Constantin schrieben, konnten nicht das mindeste Interesse haben, den Charakter des Gallienus von einer falschen Seite zu zeigen. Indessen ist hier Gibbon in einem starken Irrthum befangen. Trebellius Pollio schrieb seine Geschichte des Gallien unter Diocletian zu der Zeit, als die heftigste Verfolgung gegen die Christen entbrannte;[2]) er selbst war Heide und es liegt auf der Hand, daß Pollio, um dem Diocletian zu schmeicheln, den Gallienus verunglimpfte, der ein erklärter Freund der Christen war und ihnen so bedeutende Vorrechte einräumte, aus dessen Familie so viele Glieder der Gemeinschaft der Christen angehörten. Geschichte hat man zu allen Zeiten machen können und mit Recht sagt Gibbon, die Stimme der Geschichte sei oft nichts anders, als das Werkzeug des Hasses und der Schmeichelei. Außerdem ist die Quelle, aus der Trebellius Pollio schöpfte, äußerst unrein und trübe. Die Charakteristik, die er von Gallien gibt, ist eine vollständige Blumenlese aus den Reden der eidbrüchigen Generäle, die um das Heer zur Empörung aufzureizen, die gröbsten Schmähungen gegen ihren Kaiser ausstießen. Man lese nur die Reden des Marius, des Macrianus, des Saturninus, überhaupt die ganze Ge-

---

1) Porphyr. vit. Plotin. bei Fabric. Bibl. Graec. L. IV. Gibbon II, not. 154. Ueber Gallien, vgl. Trebell. Pollio, vit. Gall., dem Gibbon a. a. O. II, p. 183 ff. folgt. Bei weitem milder und treffender ist die Charakteristik Galliens von Wietersheim, Gesch. d. Völkerwanderung, II, p. 267.

2) Peter, dissert. de_script. hist. Aug. Bonn.

schichte der dreißig Tyrannen und man wird sehen, daß allenthalben dieselben Vorwürfe wiederkehren. —

Nicht besser aber könnte ich diese Charakteristik Galliens schließen, als mit den Worten des berühmten Zeitgenossen desselben, des h. Bischofs Dionysius von Alexandrien: [1]) „Wie die Wolken vor den Strahlen der Sonne schwinden, so unterlagen die Feinde des Gallienus. So ist auch Macrianus nicht mehr, der sich vor ihn gestellt hatte und am nächsten zu des Gallienus Herrschaft heranreichte; dieser ist nicht mehr, er, der vorher nicht gewesen war. Gallienus aber, der sich selbst Gleiche, bleibt eben derselbe, der er zuvor war. Kurz, die Herrschaft selbst, nachdem sie gleichsam das Greisenalter abgestreift hat und von den Schlacken der frühern Gottlosigkeit gereinigt ist, steht in blühender Kraft, wird weit und breit geschaut und gehört und breitet sich aus nach allen Seiten."

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Gange der Dinge zurück. — Gegen den Macrianus beorderte Gallienus seinen tapfern Feldherrn Aureolus, der demselben in Illyrien in einer Schlacht begegnete und ihn vollständig schlug, wobei sich namentlich der General Domitianus besondere Lorbeeren erwarb. Macrianus fiel sammt seinem Sohne in diesem Kampfe. (Ende 261.) [2])

Im Orient richtete Gallienus sein Augenmerk auf Odenatus. Wenn er früher gerechten Grund hatte, ihm wegen seines zweideutigen Benehmens zu mißtrauen, so hatte derselbe durch seinen siegreichen Feldzug gegen die Perser und durch sein Verhalten gegen Macrianus bewiesen, daß man sich auf ihn verlassen konnte. Zudem hatte Odenat die gefangenen persischen Satrapen nach Rom geschickt, ein offenbarer Beweis, daß er den Krieg im Interesse des römischen Reiches und im Dienste des Kaisers geführt hatte. Daher schenkte Gallienus dem tapfern

1) Epist. S. Dionys. ad Herm. bei Eusebius, h. eccl. VII, 13.

2) Daß diese Schlacht in Illyrien vorfiel, berichtet Treb. Pollio an mehreren Orten, wogegen Zonaras etwas ungenau von einer clades Pannonica spricht. Dagegen irrt Pollio, wenn er annimmt, daß Aureolus sich schon damals zum Gegenkaiser aufgeworfen habe. Diese Rebellion fällt, wie aus den beiden Victor und Zonaras erhellt, gegen Ende der Regierung Galliens. Allerdings war die Haltung des Aureolus zweifelhaft, weßhalb Gallienus selbst nach Illyricum geeilt zu sein scheint. Vgl. Wietersheim l. l. II, p. 306.

Palmyrener wieder Vertrauen, ernannte ihn zum dux Orientis, [1]) womit er ihm alle dort garnisonirende römische Streitkräfte unterordnete und gab ihm den Auftrag, den Orient von den Anhängern Macrians zu säubern. (Anfang 262.) Zugleich schickte ihm Aureolus nach der Besiegung des Macrian einen Theil seines Heeres zu Hülfe. (Treb. Pollio 30 tyr. XVII.). Odenatus rüstete sich sogleich, um der Herrschaft des Quietus ein Ende zu machen. Das Resultat des Krieges war leicht vorauszusehen; denn als die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Macrianus bekannt wurde, huldigte Aegypten sogleich wieder dem Gallien; im Orient fielen ebenfalls viele Städte von Quietus ab. Als nun Odenatus gegen Emisa, den Mittelpunkt der Herrschaft des Macrianus rückte, da war es um den Quietus geschehen. Seine An-

1) Syncellus I, 716. Ὀδέναθος δὲ Παλμυρηνὸς, ἀνὴρ στρατηγικὸς συμμαχῶν Ῥωμαίοις πολλοὺς διέφθειρε Περσῶν ἀναστρέφοντας κατὰ τὴν Εὐφρατησίαν ἐπιθέμενος χώραν, ὅς καὶ στρατηγὸς τῆς ἑῴας διὰ τοῦτο ὑπὸ Γαλλιηνοῦ τετίμηται, διαφθείρας καί τινας τῶν ἐπαναστάντων αὐτῷ Ῥωμαίων κατὰ Φοινίκην. Hieraus folgt unzweifelhaft, daß Odenat nach der Besiegung der Perser in Commagene von Gallien zum dux Orientis ernannt wurde, worauf derselbe den Feldzug gegen den Quietus unternahm und es ist wohl einfache Nachlässigkeit beim Zonaras, wenn er die Ernennung des Odenatus zum dux nach der Besiegung des Quietus setzt: Gallienus vero contra Quietum, iuniorem Macrini filium, qui totum fere Orientem subegerat, Odenatum, Palmyrenorum ducem, misit. Verum Macrini et Macriani clade Pannonica nunciata, multae urbes a Quieto et Balista defecerunt. Quos Odenatus Emesae aggressus vicit; ac Balistam ipse occidit, Quietum cives. Qua de causa in rei fortiter gestae praemium dux totius Orientis designatus (πάσης ἀνατολῆς αὐτὸν προὐχειρίσατο στρατηγόν, vit. Gall.), da er selbst diese Ernennung im Leben des Valerian unmittelbar nach dem ersten persischen Feldzuge erfolgen läßt: Odenatus Palmyrenus, Romanorum socius, multos occidit, redeuntes iuxta Euphratem adortus eaque de causa a Gallieno imperatore grati animi erga dux Orientis (ἑῴας στρατηγός) est creatus. Auf das Verhältniß zwischen Odenatus und Macrianus deutet auf die Stelle bei Treb. Pollio, Trig. tyr. 15: Postremo Ctesiphonta usque Saporem et eius liberos persecutus, captis concubinis, capta etiam magna praeda ad Orientem vertit, sperans, quod Macrianum, qui imperare contra Gallienum coeperat, posset opprimere. Wegen der von Odenat über die Perser erfochtenen Siege hielt Gallien im Jahre 262 einen Triumph. Vgl. Treb. Poll., Gall. duo. 10. — Eckhel VII, p. 392, der eine Münze dieses Jahres beschreibt, auf der Gallien in quadrigis triumphalibus abgebildet ist. Wietersheim, l. l. II, p. 308. Was den Gebrauch des partic. aor. διαφθείρας in der oben angeführten Stelle bei Syncellus angeht, vgl. ibid. p. 715, 11, δράσαντες und p. 717, 20, ἀνελόντες.

kunft war das Signal zum Aufstande der Bürger und bald loderte in der Stadt der offene Aufruhr. Zwar gelang es dem Balista, den Aufstand zu unterdrücken, wobei viele Bürger das Leben verloren; aber auch Quietus war in diesem Straßenkampfe gefallen, und da nun auch das Heer anfing, zu schwanken, weil der Krieg hoffnungslos war, so zögerte Balista nicht länger, die Stadt dem Odenatus zu übergeben. Ueber das Schicksal des Balista schwanken die Angaben; Zonaras behauptet, er sei von Odenat getödtet, womit Trebellius Pollio im Leben des Quietus übereinstimmt, mit dem Unterschiede, daß er angibt, beide seien von Odenat des Lebens beraubt worden. Nach andern Nachrichten, die Pollio im Leben des Balista überliefert, erlangte er von dem Sieger Gnade und Verzeihung und lebte darauf als Privatmann auf seinem Gute bei Daphne, wo er später ermordet wurde. Dieses ist entschieden die wahrscheinlichste Angabe, da unnütze Grausamkeit keineswegs im Charakter des Odenat lag. [1])

1) Die Nachrichten über diesen Krieg sind dunkel und verrworren. Die Hauptstelle bei Zonaras ist oben mitgetheilt. Eine kurze Nachricht findet sich beim Nachfolger des Dio (Müller IV, p. 195): Ὅτι Κύιντος ὁ Μακρίνου υἱὸς τὸ βασίλειον ἐκάθητο καὶ παραχρῆμα παραγίνεται Ὠδέναθος μετὰ πλήθους βαρβάρων καὶ δηλοῖ αὐτοῖς ὅτι ,, παράδοτε αὐτοὺς ἢ πολεμήσατε. Οἱ δὲ εἶπον ὅτι πᾶν ὅ, τι οὖν ἠνείχοντο ὑπομένειν ἢ βαρβάρῳ ἑαυτοὺς παραδοῦναι. — Trebellius Pollio berichtet (2. Gall. 3): Ubi Odenatus comperit, Macrianum cum filio interemtum, regnare Aureolum, Gallienum remissius agere, festinavit ad alterum filium Macriani, quum exercitus hoc daret fortuna capiendum. Sed ii, qui erant cum filio Macriani, Quieto nomine, consentientes Odenato, autore praefecto Macriani Balista invenem occiderunt missoque per murum corpore Odenato se omnes affatim dediderunt. Totius prope igitur Orientis factus est Odenatus imperator, quum Illyricum teneret Aureolus, Romam Gallienus. Was darauf folgt: Idem Balista multos Emissenos, ad quos confugerant Macriani milites, cum Quieto et thesaurorum custode interfecit, ita ut civitas paene deleretur, ist offenbar Randbemerkung eines Abschreibers, die sich in den Text verirrt hat, enthält aber eine in sich wahrscheinliche aus einem unbekannten Autor geschöpfte historische Notiz. — Der wahrscheinliche Hergang scheint nur der zu sein, daß Quietus bei der Revolution in Emisa seinen Tod fand. Erst später entstand das Gerücht, Balista habe ihn umbringen lassen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen. Trebellius Pollio hatte entschieden von diesen Ereignissen im Oriente nur eine mangelhafte Kunde und die hierher gehörigen Stellen 30 tyr. 14, 15, 17 sind zudem noch verstümmelt und lückenhaft. v. Wietersheim setzt den Krieg (a. a. O. II, p. 305) in das Jahr 261. Diese Annahme ist durchaus falsch. Daß nämlich der Tod des Piso, des Legaten Macrians, in den Anfang des Monates Juni 261 fällt, folgt aus dem Senatusconsult vom 26. Juni desselben Jahres. (30 tyr. 21). Erst nachdem die Nachricht hiervon im Orient bekannt war, kam Macrian heran; daher muß nothwendig die Niederlage desselben in den Herbst des Jahres 261 gesetzt werden. Es ergibt sich dieses auch aus den Münzen desselben, auf welchen das zweite Jahr seiner Regierung angegeben ist. Da nämlich Valerian im Herbste des Jahres 260 gefangen genommen wurde, (Wietersheim II, p. 291 und not. 207), so zählt das erste Jahr Macrians von da bis zum 29. Aug. 261 und von diesem Tage bis zu seinem Falle wurde das zweite Jahr gerechent. Ferner ergibt sich die Richtigkeit dieser Zeitbestimmung auch aus dem Briefe des h. Dionysius an den Hermammon, der kurz vor dem Osterfeste des Jahres 262 geschrieben ist, worüber ich in der Beilage noch näher sprechen werde. Nach der Besiegung des Macrian schickte Aureolus einen Theil des Heeres gegen den Quietus zu Hülfe. Da nun diese Truppen doch wohl erst im Jahre 262 im Orient angekommen sein können, so muß der eigentliche Feldzug des Odenat gegen Quietus und Balista im Anfange dieses Jahres unternommen worden sein, wenn auch schon gegen Ende des Jahres 201 die Feindseligkeiten eröffnet wurden. In diese Zeit fällt nun die Ernennung Odenats zum dux Orientis und die Angabe des Zosimus I, 39: τοῖς δὲ περὶ τὴν ἑῴαν πράγμασιν οὐσιν ἐν ἀπογνώστι βοηθεῖν Ὠδέναθον ἔταξεν.

Hierauf schickte Odenat, der wackere Vorkämpfer der Römerherrschaft im Orient, einen genauen Bericht über die Kriegsereignisse an den Kaiser Gallienus. — Aus dem folgenden Jahre, 263, ist uns nichts von den Thaten des Odenatus überliefert. Wahrscheinlich aber verging das Jahr unter fortdauernden Kämpfen, in denen er den römischen Waffen gegen die Perser neuen Ruhm verschaffte. Ohne Zweifel wurde auch in diesem Jahre Ctesiphon zum ersten Male von Odenatus belagert. [1]) Gallienus zeigte sich nicht undankbar für die vielen Verdienste, die sich der treue Odenat durch die muthige Vertheidigung der Ostgränze, die Besiegung der Perser, die Unterdrückung der Herrschaft des Macrianus im Orient und die wiederholten Versuche, den Kaiser Valerian aus der Gefangenschaft zu befreien, um das Reich erworben hatte. Auf den Antrag seines Bruders Valerianus und seines Verwandten Lucillus ernannte er den wackern Palmyrener im Jahre 264 zum Augustus und Mitregenten des Orients und ließ zum Gedächtnisse dieses Tages eine Denk-

1) v. Wietersheim a. a. O. p. 309. Zosim. I, 39. Daß Odenatus im Jahre 263 von Palmyra abwesend war, scheint auch die X. Palmyr. Inschrift (cf. Levy a. a. O.) zu beweisen.

münze schlagen, auf der Odenatus dargestellt war, wie er gefangene Perser nach sich zog. — [1])

1) Das Jahr 264 steht durch die Angabe des Treb. Pollio (2 Gall. 3, 12): Gallieno et Saturnino coss. fest. Hierauf geht auch die Stelle 2 Gallien. s. f.: post decennalia Gothos ab eo victos, cum Odenato pacem factam. Dieses bezieht sich offenbar auf die Ernennung des Odenat zum Mitregenten. Ueber den Ausdruck bemerkt van Capelle, dissert. de Zenobia p. 16 richtig: Pacem autem factam ait Trebellius, quod historiam suam legentibus persuadere vult, Odenathum iam antea a militibus Imperatorem dictum fuisse, ut alio loco diserte tradit.“ Diese Stelle findet sich 2 Gall. 3. Mit Unrecht zweifelt deßhalb Hoyns, dissert. de Odenati et Zenob. rebus 11 an der redlichen Gesinnung Odenats. — Ueber die letzten Schicksale und den Tod Odenats, der im Anfange des Jahres 267 erfolgte, werde ich in der Beilage ausführlicher sprechen, da sich wegen der Dürftigkeit der Quellen keine zusammenhängende Geschichte der Jahre 265 und 266 geben läßt.

Beilage.

Gefangennehmung Valerians durch Sapor. — Der Verrath Macrians. — Dauer der Regierung Macrians und seiner Söhne. — Macrian und die Valerianische Verfolgung. — Macrinus oder Macrianus? — Die Münzen der Macrianer. — Schicksale Valerians in der Gefangenschaft. — Odenats dritter Feldzug gegen die Perser. — Zweite Belagerung Ctesiphons. — Odenat und die Gothen. — Der Bericht des Syncellus. — Ermordung des Odenatus und seines Sohnes Herodes durch Mäonius. — Tod des Kaisers Valerian. —

Der Kaiser Valerianus wurde, wie schon oben bemerkt ist, im Spätherbste des Jahres 260 von Sapor gefangen genommen, als er dem belagerten Edessa Entsatz bringen wollte. Die nähern Umstände dieses verhängnißvollen Ereignisses sind unklar und wahrscheinlich von den Schriftstellern in absichtliches Dunkel gehüllt. Die Berichte lassen sich folgendermaßen ordnen:

1) Als das Heer von einer Pest decimirt wird, und die Perser dasselbe bedrängen, verzweifelt der Kaiser und sucht den Frieden von Sapor zu erkaufen. Dieser will aber nicht durch Gesandte, sondern persönlich mit Valerian unterhandeln. Als nun derselbe mit einer geringen Zahl von Begleitern zu ihm kommt, wird er gefangen genommen. cf. a) **Zosimus I, 36.** Οὐαλεριανοῦ δὲ κατά τε μαλακίαν καὶ βίου χαυνότητα βοηθῆσαι μὲν εἰς ἔσχατον ἐλθοῦσι τοῖς πράγμασιν ἀπογνόντος χρημάτων δὲ δόσει καταλῦσαι τὸν πόλεμον βουλομένου · τοὺς μὲν ἐπὶ τούτῳ σταλέντας πρεσβεῖς ἀπράκτους ὁ Σαπώρης ἀπέπεμψεν, αὐτὸν

δὲ ἦτει τὸν βασιλέα περὶ τῶν ἀναγκαίων αὐτῷ νομιζομένων εἰς λόγους ἐλθεῖν, ὁ δὲ σὺν οὐδεμιᾷ φρονήσει κατανεύσας τοῖς αἰτουμένοις ἀπερισκέπτως μετ' ὀλίγων ὁρμήσας ἐπὶ Σαπώρου, ὡς δὴ περὶ σπονδῶν αὐτῷ καταλεξόμενος, ἄφνω συλλαμβάνεται παρὰ τῶν πολεμίων. b) Petr. Patric. bei Müller fgt. hist. Graec. min. IV, 187. Ὅτι Βαλεριανὸς εὐλαβηθεὶς τὴν ἔφοδον τῶν Περσῶν (ἐλοίμωξε γὰρ τὸ στράτευμα αὐτοῦ καὶ μᾶλλον οἱ Μαυρούσιοι) χρυσίον ἄφατον συναγαγὼν ἔπεμψε πρέσβεις πρὸς Σαπώρην, ἐπὶ μεγάλαις δόσεσι τὸν πόλεμον καταλῦσαι βουλόμενος. Ὁ δὲ τά τε περὶ τοῦ λοιμοῦ μαθὼν τῇ τε παρακλήσει Βαλεριανοῦ πλέον ἐπαρθεὶς, τοὺς πρέσβεις παρελκύσας, ἀπράκτους αὐτοὺς ἀπολύσας εὐθὺς ἐπηκολούθησεν.

Daß Valerian in seiner bedrängten Lage mit Sapor Unterhandlungen anknüpfte ist durchaus nicht unwahrscheinlich, sowie es auch ganz glaublich ist, daß der Perserkönig die Gesandten zurückwies. Ganz unmöglich ist aber die Annahme, daß Valerian in eigener Person sich in das feindliche Lager begeben habe, um den Frieden zu erflehen. Dieses widerspäche allem dem, was wir über den Kaiser wissen, der weder von schwachem Charakter, noch kopflos war. — Aus den oben mitgetheilten Nachrichten rührt offenbar die Erzählung dieses Ereignisses, wie sie sich bei Syncellus I, p. 715 ed. Bonn. und bei Zonaras, ibid. 593 (II, p. 109, ed. Francof. ad Moen. MDLXVIII.), obwohl dieselbe in dem Punkte genauer ist, daß hier angegeben wird, Valerian habe sich vor Edessa befunden. cf. Syncell. l. l. — Τοῦ δὲ Ῥωμαικοῦ στρατοῦ λοιμώξαντος (codd. λιμωξαντος) ἐν Ἐδέσῃ καὶ διὰ τοῦτο ταραχθέντος, Οὐαλεριανός πτοηθεὶς καὶ σχηματισάμενος ἐπὶ δευτέραν ἰέναι μάχην ἑαυτὸν προὔδωκε τῷ Περσῶν βασιλεῖ Σαπώρῃ συνθέμενος καὶ τὴν τοῦ πλήθους προδοσίαν, ἣν αἰσθόμενοι Ῥωμαῖοι μόλις διέφυγον ὀλίγων ἀναιρεθέντων. Es wird also berichtet, Valerian sei aus Furcht vor seinem meuterischen Heere freiwillig zum Sapor geflohen und habe versprochen, dasselbe an die Perser zu überliefern; jedoch sei ihm der Verrath nicht gelungen, da die Römer seine Absicht gemerkt und sich größten Theils durch die Flucht gerettet hätten. Es ist klar, daß wir es hier mit spätern Fabeln zu thun haben, deren Ursprung auf einem schlechten Verständniß des Zosimus beruht, wenn nicht gar eine absichtliche Entstellung der Wahrheit vorliegt. — Fast mit denselben Worten überliefert Zonaras a. a. O. die Katastrophe bei Edessa. — Was die oben bei Syncellus p. 715 angemerkte Verbesserung λοιμώξαντος für λιμώξαντος betrifft, so rechtfertigt sich dieselbe durch die Parallelstellen

bei Petr. Patricius a. a. O. ἐλοίμωξε γὰρ τὸ στράτευμα und ibid. ὁ δὲ τά τε περὶ τοῦ λοιμοῦ μαθὼν, sowie bei Zosim. I, 36 λοιμοῦ δὲ τοῖς στρατοπέδοις ἐμπεσόντος. — Aus demselben Grunde ist bei Zonaras (XII, 23) zu lesen: λοιμὸς ἐπῆκτο τοῖς στρατιώταις statt λιμός. Es ist hier noch die abweichende Nachricht des Cedrenus (Hist. Comp. I, p. 454 ed. Bonn.) zu notiren, wonach Valerian bei Cäsarea in Cappadocien geschlagen wurde. *) Wahrscheinlich rührt diese entschieden falsche Angabe ebenfalls aus dem 36. Kapitel (I. B.) des Zosimus her. — Al Tabri bei Ritter, Erdk. VIII, p. 837 berichtet endlich, Valerian sei bei Antiochien gefangen genommen. Daß hier unter Antiochien nicht Antiochien am Orontes, sondern Edessa zu verstehen sei, weist Ritter aus Plinius h. n. 5, 21 nach. —

2) Ganz anders und bei weitem am Wahrscheinlichsten lautet die Nachricht, die sich ebenfalls bei Zonaras a. a. O. findet. Valerianus eilte zum Entsatze des belagerten Edessa herbei; aber er wagte es nicht, die Perser anzugreifen, bis die Besatzung der Stadt selbst einen glücklichen Ausfall gemacht und viele Feinde niedergehauen hatte. Da versucht es der Kaiser, dem Sapor in einer Schlacht zu begegnen; er wird jedoch von der Uebermacht der Perser umzingelt und sammt einem großen Theile des Heeres gefangen genommen. Viele Römer kommen bei dieser Gelegenheit durch das Schwert um, und nur wenigen gelingt es, zu entrinnen. — Diese Erzählung trägt entschieden den Charakter der Wahrheit in sich, und Zonaras gibt ihr dadurch den Vorzug vor der andern, daß er sie an erster Stelle mittheilt. — Das Heer Valerians war durch die Pest so desorganisirt worden, daß es eine Unklugheit war, den Persern in offener Feldschlacht zu begegnen. Allerdings läßt sich dieser Entschluß des Kaisers durch den glücklichen Ausfall der Besatzung von Edessa erklären; aber hierzu kommen noch Stimmen anderer Schriftsteller, die von einem Verrathe sprechen, durch den Valerian in eine Lage gebracht worden sei, daß er mit seinem Herre von den Persern umzingelt und gefangen werden konnte. So berichtet Aurelius Victor (caes. 32): Persarum regis, cui nomen Sapor erat, dolo circumventus, foede laniatus interiit. Auch Petrus Patricius (p. 128, ed. Bonn.) bestätigt dieses, indem er dem Gesandten der Perser durch den Kaiser Galerius sagen läßt, sie hätten durch List den Valerian betrogen. Ge-

*) Ich notire das Citat aus Pauly, Realencycl. s. v. Sassaniden, VI, p. 788, da mir eine Ausgabe des Cedrenus augenblicklich nicht zugänglich ist.

naueres berichtet Trebell. Pollio im Leben des Valerian, 3 c.: „Victus est enim a Sapore rege Persarum, dum ductu cuiusdam sui ducis, cui summam omnium bellicarum rerum agendarum commiserat, seu fraude seu adversa fortuna in ea esset loca deductus, ubi nec vigor, nec disciplina militaris quin caperetur quicquam valere potuit. Captus igitur in ditionem Saporis pervenit.“ Diese Stelle wird von Wietersheim (II, p. 289.) angezweifelt, weil sie sich nicht im Cod. Palatinus befindet. Allein dieser Zweifel ist unbegründet. Das Leben Valerians von Trebell. Pollio ist bloß lückenhaft und fragmentarisch; die gewöhnlichen Ausgaben also, welche jene enthalten, beruhen auf einer vollständigern Handschrift; denn daß jene Worte von Trebellius Pollio herrühren, darüber kann niemand in Zweifel sein, welcher jenen Schriftsteller gelesen hat. Jener dux wird nicht mit Namen genannt, aber so deutlich bezeichnet, daß man über die Person desselben nicht im Unklaren sein kann. Es ist nämlich unzweifelhaft Macrianus damit gemeint, wie Gibbon richtig vermuthet hat. In dem Schreiben nämlich, welches Valerianus vor seinem Perserfeldzuge an den Senat erließ, heißt es: Ego, P. C. Persicum bellum gerens, Macriano totam rempublicam credidi (et) quidem a parte militari. (Treb. Poll. XXX tyr. 11). Aehnlich bezeichnet ihn Dionysius von Alexandrien bei Euseb. h. eccl. VII, 10. ὃς πρότερον μὲν ἐπὶ τῶν καθόλου λόγων λεγόμενος τοῦ βασιλέως (Rationalis Imperatoris, procurator summae rei, cf. Vales. ad Euseb. VIII, p. 339, VII, 13.) οὐδὲ εὔλογον οὐδὲ καθολικὸν ἐφρόνησε, mit Anspielung auf den Haß desselben gegen die Christen. So heißt er auch beim Anonymus (Müller a. a. O. IV, 183): Μακρῖνος, κόμης τῶν θησαυρῶν καὶ ἐφεστὼς τῇ ἀγορᾷ τοῦ σίτου. Ausdrücklich aber bezüchtigt ihn Dionysius, der heil. Bischof von Alexandrien, des Verrathes. Οὗτος δὲ, sagt derselbe (bei Euseb. h. eccl. VII, 10), τῇ βασιλείᾳ παρὰ τὴν ἀξίαν ἐπιμανεὶς καὶ τὸν βασίλειον ὑποδῦναι κόσμον ἀδυνατῶν ἀναπήρῳ τῷ σώματι τοὺς δύο παῖδας τὰς πατρῴας ἀναδεξαμένους ἁμαρτίας προεστήσατο. Deutlicher noch und bestimmter drückt sich derselbe bei Euseb. VII, 23 aus: Ἐκεῖνος (Μακριανός) μὲν οὖν τῶν πρὸ ἑαυτοῦ βασιλέων τὸν μὲν προέμενος, τῷ δὲ ἐπιθέμενος, wo nur Valerian und Gallienus gemeint sein können. Es kann hiernach kein Zweifel darüber herrschen, daß Macrian in der That verrätherisch an dem Kaiser Valerianus gehandelt hat. Die Sache wurde aber schon früh in ein absichtliches Dunkel gehüllt, jedoch nicht, wie v. Wietersheim a. a. O. p. 290 vermuthet, von Gallienus, der ja gerade Interesse daran haben mußte, daß die nähern Umstände der Gefangennehmung Valerians bekannt wurden, wohl aber von Seiten der Familie des Macrianus, die in Rom mächtig und angesehen war und noch zur Zeit des Trebellius Pollio dort blühte. Dieser Schriftsteller selbst war mit Cornelius Macer, einem Gliede aus jener Familie bekannt und wurde von demselben zu Schmausereien und Gelagen eingeladen. Daher darf man sich nicht wundern, daß er die ganze Empörung der Macrianer so schonend darstellt und den Verrath nur andeutet. (XXX tyr. 13). Gegen die Annahme, daß Macrian den Kaiser verrathen habe, scheint das Fragment des Anonymus bei Müller a. a. O. p. 193 zu sprechen: Ὅτι Μακρῖνος κόμης τῶν θησαυρῶν καὶ ἐφεστὼς τῇ ἀγορᾷ τοῦ σίτου, ἐπειδὴ καὶ τὸν ἕνα πόδα ἐπεπήρωτο, οὐχ εὑρέθη ἐν τῷ πολέμῳ ἀλλ' ἐν Σαμοσάτοις καὶ ἀπεδέχετο τοὺς στρατιώτας καὶ ἀνεκτᾶτο. Ὁ δὲ Σαπώρης πέμπει Κληδόνιον ἄνδρα τοὺς δικαστὰς εἰσάγοντα τῷ βασιλεῖ, ὃς προέτρεπε Μακρῖνον ἐλθεῖν πρὸς Βαλεριανόν. Ὁ δὲ οὐχ εἵλετο ἀπελθεῖν λέγων · Τίς τοσοῦτον μαίνεται ὥστε ἐκὼν ἀντ' ἐλευθέρου δοῦλος καὶ αἰχμάλωτος γενέσθαι; ἄλλως τε καὶ οἱ προστάττοντες ἀπελθεῖν οὐκ εἰσί μου κύριοι. Ὁ μὲν γάρ πολέμιός ἐστιν, ὁ δὲ οὐδὲ ἑαυτοῦ δεσπόζει, οὐχ ὅπως ἡμῶν. Καὶ παρῄνει καὶ τῷ Κληδονίῳ μένειν καὶ μὴ ἐπανελθεῖν πρὸς Βαλεριανόν. Ὁ δὲ ἔφη μὴ προδιδόναι τὴν πίστιν τοῦ γενομένου αὐτοῦ δεσπότου. Καὶ ἐπανελθὼν κατεσχέθη μετὰ τῶν αἰχμαλώτων. v. Wietersheim a. a. O. p. 290 glaubt nun, hieraus folgern zu müssen, Macrian sei gar nicht bei der Armee gewesen und habe daher auch nicht den Kaiser verrathen können. Diese Annahme ist durchaus unrichtig. — Πόλεμος hat offenbar an unserer Stelle die Bedeutung von „Kampf, Schlacht,“ nicht von „Krieg“ im Allgemeinen. Daß dem so sei, folgt aus der Erwähnung von Samosata, welche Stadt doch unmittelbar am Kriegsschauplatz gelegen war. Von Cäsarea in Cappadocien führte nämlich die Heerstraße über Samosata nach Edessa und Carrae. — Ohne Zweifel rückte Valerian auf dieser Straße nach Edessa vor, da Zosimus ausdrücklich angibt, er habe vorher in Cappadocien eine Aufstellung genommen. Daher liegt die Vermuthung nahe, daß er das feste Samosata als Operationsbasis benutzte, von wo aus er auch die Verpflegung des Heeres besorgen ließ. Es ist also natürlich, daß sich hier Macrian aufhalten mußte, der ja Procurator summae, κόμης τῶν θησαυρῶν καὶ ἐφεστὼς τῇ ἀγορᾷ τοῦ σίτου war, Jenes τὸν ἕνα πόδα ἐπεπήρωτο wird ferner von Wietersheim falsch übersetzt „am Beine verwundet.“ Wir haben hier durchaus an keine Wunde zu denken, sondern an irgend ein chro-

nisches Uebel. Πηρός bedeutet gelähmt, **debilis**, wie ἀνάπηρος verstümmelt, verkrüppelt, πηρόω lähmen, verstümmeln. So wird ausdrücklich vom heil. Dionysius angegeben, Macrian habe wegen seines verkrüppelten Körpers abgelehnt, den königlichen Purpur zu tragen (τὸν βασίλειον ὑποδῦναι κόσμον ἀδυνατῶν ἀναπήρῳ τῷ σώματι) und er selbst sagt zu den Soldaten: **ad exemplum equitare non possum.** Aus diesem Grunde mochte er auch keine activen Kriegsdienste mehr verrichten. Den Valerian aber zu verrathen, dazu blieb ihm Gelegenheit genug übrig. Theils konnte er dem Kaiser treulose Rathschläge geben, theils die Absichten desselben und den Zustand des Heeres dem Sapor mittheilen, worauf die Angabe des Petrus Patricius a. a. O. hindeutet: ὁ δὲ (Σαπώρης) τά τε περὶ τοῦ λοιμοῦ μαθών. Als nun Valerian gefangen genommen war, da kehrte er seine Absichten auf den Thron ohne Scheu hervor. Er sammelte die versprengten römischen Truppen (ἀπεδέχετο τοὺς στρατιώτας καὶ ἀνεκτᾶτο) und kümmerte sich nicht mehr um seinen unglücklichen Kaiser. Dem Kledonius antwortete er ohne Scheu: Die da befohlen haben, daß ich kommen soll, sind nicht meine Herrn; denn der Eine ist der Feind, der Andere ist nicht einmal sein eigener Herr, viel weniger der meine. — Wäre er seinem Herrn treu gewesen, so würde die Antwort ganz anders gelautet haben, die er dem Kledonius gab. — Die Gefangennehmung Valerians erfolgte im Herbst des Jahres 260 n. Chr., da aus diesem Jahre noch Gesetze und Münzen desselben erhalten sind. Vgl. **Eckhel, D. N. VII, p. 387.** **v. Wietersheim** a. a. O. **II, p. 291.** — Was nun die Regierungszeit des Macrianus betrifft, so berichtet hierüber der heil. Dionysius in seinem Briefe an Hermammon (**Euseb. h. eccl. VII. 23**) Folgendes: Ἐκεῖνος μὲν οὖν τῶν πρὸ ἑαυτοῦ βασιλέων τὸν μὲν προέμενος, τῷ δὲ ἐπιθέμενος παγγενῆ ταχέως καὶ πρόρριζος ἐξηφανίσθη · ἀπεδείχθη δὲ καὶ συνανωμολογήθη παρὰ πάντων ὁ Γαλλιῆνος παλαιὸς ἅμα βασιλεὺς καὶ νέος. Er vergleicht darauf jenen mit einer finstern Wolke, die sich vor die leuchtende Sonne, den Gallienus, gestellt und dieselbe eine Zeitlang verdunkelt habe. Zuletzt beschreibt er die Zeit, in der Gallien wieder als Kaiser anerkannt wurde: ὁ δὲ ὁσιώτερος καὶ φιλοθεώτερος (Γαλλιῆνος) ὑπερβὰς τὴν ἑπταετηρίδα, νῦν ἐνιαυτὸν ἕνατον διανύει, ἐν ᾧ ἡμεῖς ἑορτάσωμεν. Das neunte Jahr des Gallien begann nun nach alexandrinischer Rechnung mit dem 29. August 261 (1. Thoth.); der Brief des Dionysius ist nach dieser Stelle vor dem Osterfeste 262 geschrieben; es muß also der Fall des Macrianus, wie wir schon oben gesehen haben, gegen das

Ende des Jahres 261 gesetzt werden. Nun haben wir alexandrinische Münzen desselben mit den Jahresbezeichnungen **L. A.** und **L. B.** (Vgl. **Eckhel, D. N. VII, 467**). Das zweite Jahr begann also nach der oben angestellten Rechnung vom 29. August 261 bis zum Falle des Macrian; demnach fällt sein erstes Jahr von seinem Regierungsantritt gegen Ende 260 bis zum 29. August 261. Es ergibt sich zugleich aus der oben angeführten Stelle des heil. Dionysius, daß ganz Aegypten dem Macrianus zugefallen war und erst nach dem Tode desselben wieder dem Gallienus huldigte. Dieses hängt mit der Stellung desselben zum Christenthum zusammen. Durch diesen Verräther nämlich wurde Valerian, der sonst so gute und gerechte Kaiser, aus dessen Familie mehrere Christen waren, bewogen, eine Christenverfolgung zu beginnen. Vgl. **ep. Dionys. ap. Euseb. VII, 10.** καὶ πᾶς ὁ οἶκος αὐτοῦ (Βαλεριανοῦ) θεοσεβῶν πεπλήρωτο καὶ ἦν ἐκκλησία Θεοῦ. ἀποσκευάσασθαι δέ παρέπεισεν αυτὸν ὁ διδάσκαλος καὶ τῶν ἀπ᾽ Αἰγύπτου μάγων ἀρχισυνάγωγος (Μακριανός) · τοὺς μὲν καθαροὺς καὶ ὁσίους ἄνδρας κτίνυσθαι καὶ διώκεσθαι κελεύων κ. τ. λ. Diese Verfolgung, die bis zur Gefangennehmung Valerians eine allgemeine war, dauerte nach Dionysius, der die Worte aus der Offenbarung des heil. Johannes **XIII, 5** hierauf anwendet: „**Et datum est ei os loquens magna et blasphemias; et data est ei potestas facere menses quadraginta duos,**“ im Orient und in Aegypten bis Ende 261, im Ganzen 42 Monate, begann also um die Mitte des Jahres 258, kurz vor dem Aufbruche Valerians gegen die Perser. Wahrscheinlich wurden die betreffenden Edikte von Byzanz aus erlassen, wo Valerian in dem gedachten Jahre seine höchsten militärischen Würdenträger und Verwaltungsbeamten um sich versammelt hatte. Das Jahr ergibt sich aus der Erwähnung des **consul ordinarius** Memmius Tuscus, wie richtig bei **Flavius Vopiscus vit. Aurel. 13** verbessert ist. Schon im vorigen Jahre, 257 n. Chr. (**Imp. Valer. IV, Gallien. III. coss.**), als Valerian zum ersten Male in den Orient gezogen war, fanden namentlich in Rom, wo der h. Stephanus den Martyrtod erlitt und in Africa Verfolgungen Statt. (Vgl. **Fleury**, Kirchengesch. **VII, § 50**). Allgemein wurde aber die Verfolgung erst in der zweiten Hälfte des folgenden Jahres, 258. (**Memmio Tusco et Basso coss.**) Da erließ Valerian ein scharfes Edikt an den Senat, worin befohlen wurde, daß die Bischöfe und Priester der Christen getödtet, und die Senatoren, die Christen wären, ihrer Würden, Vorrechte und Güter beraubt werden sollten. Beharrten sie trotzdem dabei, Christen zu blei-

ben, so sollten sie hingerichtet werden. Die vornehmen Frauen, die sich zum Christenthum bekännten, sollten ihres Vermögens verlustig gehen und in die Verbannung geschickt werden. Aehnliche Schreiben wurden an die Rektoren der verschiedenen Provinzen erlassen. In Folge dieser scharfen Verordnungen wurden zu Rom der h. Papst Sixtus (6. Aug. 258) und der h. Laurentius (10. August), in Afrika der h. Cyprianus (14. Sept. 258) und viele andere h. Martyrer hingerichtet. (cf. **Fleury VII, § 52—61**). Mit ähnlicher Wuth verfolgte man die Christen in den übrigen Provinzen des Reiches. (cf. **Fleury l. l. § 62—70**). In Aegypten wurde Dionysius von Alexandrien nach Libyen in die Verbannung geschickt. (**Euseb. h. eccl. VII, 2.**) Als aber Valerian 260 von den Persern gefangen genommen war, da hob der Kaiser Gallien, wahrscheinlich durch christliche Verwandte bestimmt, die in dem traurigen Schicksale Valerians mit Recht Gottes Strafgericht sahen, die Verfolgung auf. Dieses Edikt, welches verloren gegangen ist, konnte jedoch nur im Occident Kraft haben, da im Oriente und in Aegypten Macrianus herrschte. Als nun aber Ende 261 dieser Thronräuber gefallen war, da ertheilte Gallien auch für den Orient ein Edikt, welches **Eusebius VII, 13** mittheilt, wodurch der Verfolgung ein Ende gemacht wurde. Wohl mochten da die Christen in Alexandrien freudig das Osterfest des Jahres 262 begehen. Ferner ist in der Stelle des Dionysius die Erwähnung der ἑπταετηρίς nicht ohne Bedeutung, und es kann wohl keine Frage sein, daß Dionysius hiermit angedeutet haben will, daß innerhalb der ἑπταετηρίς und des ἐνιαυτὸς ἔνατος die Regierung des Macrianus falle. In der That finden sich auch aus dem achten Jahre des Gallienus fast gar keine alexandrinische Münzen. (**Eckhel VII, p. 467.**) Es wird nun berichtet, Macrian habe nicht für sich den Purpur erstrebt, da er schon wegen seines Alters gebrechlich gewesen wäre und einen lahmen Fuß gehabt hätte. Daher habe er seine beiden Söhne mit dem kaiserlichen Purpur bekleiden lassen, tapfere junge Männer, welche beim Heere ungemein beliebt waren, Macrianus und Quietus, wie sie beim Trebellius Pollio heißen und welche Kaiser Valerian wegen ihrer Kriegstüchtigkeit seiner Freundschaft für werth erachtete und sie zu Legions-Commandeuren ernannt hatte. cf. Zonaras, Gallien. imp. ed. Basil. vers. lat. **Macrinus duos filios habebat, Macrianum et Quintum atque hanc ob causam regnumaffectabat. Atque ipse quidem ob alterum pedem mutilatum vestem imperatoriam non induit, sed filios induere iussit.** Indessen ist diese Angabe des Zonaras nur theilweise richtig. Allerdings ist es gewiß,

daß Macrianus hauptsächlich seiner beiden Söhne wegen nach dem Throne strebte, der für ihn selbst in seinem hohen Alter kein erstrebenswerthes Ziel mehr war; aber es steht unzweifelhaft nach den Angaben des Trebellius Pollio (**Trig. tyr. XI** und **Gallien. 2, I.**) fest, daß das Heer ihn zum Kaiser ernannte und seine beiden Söhne als Mitregenten proklamirte. Ueberhaupt war der Vater die Seele aller dieser Unternehmungen. Seine beiden Söhne haben mit Ausnahme des Quietus keine besondere Rolle gespielt. Wo die Schriftsteller von Macrianus sprechen, da meinen sie den Vater. Was nun die Schreibung der Namen angeht, so nennt Zonaras den Vater beständig Macrinus, den ältern Sohn Macrianus, den jüngern Quietus. Auch beim Anonymus (**fgt. 3** bei **Müller l. l. IV, p. 193**) und beim Polemius Silvius in der Abhandlung der Königl. Sächs. Ges. der Wiss. **III, p. 231** und nach der neuen Collation des 93. Blattes der Brüsseler Handschrift durch Mommsen im **VIII. Bd. p. 694** heißt der Vater Μακρῖνος und **Macrinus.** Dagegen haben die besten Handschriften des **Eusebius VII,** 10 und 23, der Mediceus, Mazarinäus und Fuketianus Μακριανός, während hier der **Cod. Reg. Paris. n. 1436** und der **Paris. n. 1431,** sowie der **Cod. Mus. Brit.** Μακρῖνος lesen. Leider besitzen wir von den **Scriptores hist. Aug.** noch keine kritisch berichtigte Ausgabe, und es ist hier das Verhältniß der Handschriften nicht klar. So bemerkt Gruter zu Trebellius Pollio, 2. Gall.: **Codex Palatinus Macrinus habet usque ad illa, „idem Macrianus;“** Salmasius hingegen sagt: **Macrinus Palatinus et omnibus locis, qui Macriani mentionem faciunt, Macrinum semper repraesentat.** — Den jüngern Sohn nennt Trebellius Pollio Quietus, wogegen er beim Zonaras und beim Anonymus Quintus, Κόϊντος heißt. Daß der Name vom Trebellius Pollio richtig geschrieben sei, beweisen die Münzen, da die Nicäens. KYHTOC, die Alexandr. KOYHTOC, die lateinischen, also wahrscheinlich Antiochenischen Quietus haben. Ueberhaupt werden wir durch die Münzen über die Verhältnisse dieses Geschlechts etwas aufgeklärt. Es finden sich nämlich Münzen, die Sestini beschreibt, (**Eckhel VII, p. 466** und **467**) mit der Umschrift: A. K. MA. ΦOY. MAKPIANOC CEB., wo das Haupt bebartet erscheint. Andere Münzen tragen die Umschrift: A. K. T. Φ. IOYNIOC MAKPIANOC CEB.; die Münzen des Quietus sind umschrieben A. K. Γ. ΦOYA. KOYHTOC. Der Familienname war also Fulvius; der Vater hieß Marcus Fulvius Macrianus; denn es ist klar, daß die Münzen mit MA, wo das Haupt stets bebartet erscheint, dem Vater zu vindiziren sind,

während die mit T., Titus dem ältern Sohne gehören. **Mionnet, descr. des médaill. V, 466** behauptet zwar: **Beauvais cite à tort des médailles de Macrien père; on n'en connoît que du fils** und er setzt daher zu jener Münze A. K. MA. ΦΟΥ. MAKPIANOC ein Fragezeichen; allein die unzweifelhafte Echtheit derselben behaupten Sestini und Eckhel (**VII, 496**), deren Zeugniß durch die oben bewiesene Thatsache unterstützt wird, daß Macrianus der Vater von den Truppen zum Kaiser ausgerufen wurde. Der ältere Sohn erscheint auf den Münzen mit jugendlichem Antlitz, das Haupt mit Lorbeer bekränzt, die Brust bepanzert, ein ächtes Soldatenbild. Auf den Nicäensisch. Münzen, TI. ΦΟΥΛ. IOY. MAKPIANOC zeigt sich dasselbe jugendliche Gesicht, mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte. Von dem jüngern Quietus sind ebenfalls Nic. Münzen vorhanden: — — ΦΟΥΛ. KYHTOC . CEB und Alexandrinische: A. K. Γ. ΦΟΥΛ. KOYHTOC. E. CEB. Der Vorname desselben ist also Caius und mit Unrecht will Mionnet das Γ auf den Alexandrinischen Münzen in T. verwandeln, wie es auf einigen Münzen desselben Prägeortes entweder als schlechter Münzstempel steht, oder bloß zu stehen scheint. Hiermit stimmen auch die wahrsch. Antioch. Münzen: **Imp. C. Fulv. Quietus. P. F. Aug.** Der Stammbaum ist also:

Marcus Fulvius Macrianus.

|

Titus Fulvius Junius Macrianus — Caius Fulvius Quietus. —

Hiernach ist klar, daß die Mahnung des A. v. Gutschmid im Rh. Mus. N. F. 17, 2 p. 326: „Es scheint die Revision der Frage, ob die Münzen mit Macrianus wirklich unter zwei Kaiser dieses Namens zu vertheilen sind, dringend angezeigt," von keiner weitern Bedeutung ist. Macrinus, wie der Name beim Polemius Silvius lautet, auf den sich Gutschmid dort beruft, ist eben die schlechtere Schreibung für Macrianus.

Schließlich reihe ich an diese Untersuchungen über die Regierungszeit des Macrianus und die nähern Verhältnisse dieses Geschlechts noch einige Bemerkungen über die letzten Schicksale Valerians, des so schmählich verrathenen Kaisers. — Valerian wurde von Sapor in das Innere von Persien geschleppt. Nach der Ueberlieferung der Perser wurde er in Schuster, der von Sapor dreißig engl. Meilen östlich von Susa erbauten Stadt gefangen gehalten. Die gefangenen römischen Soldaten wurden gezwungen, bei dem Bau der Stadt zu helfen. Reisenden wird

noch heute der Thurm gezeigt, der dort dem Valerian zum Aufenthalt diente. Es wird nun von Lactantius (**de mort. persecut. V**), dem **Auctor Passion. S. Pontii apud Baluzium**, Hugo Floriacensis im Chronicon (vgl **Cuperi not. ad Lactant. 5. ed. Utraiecti MDCXIII.**), **Sext. Aur. Vict. Epit. XXXII**, von **Paulus Orosius VII, c. 22** erzählt, der unglückliche Kaiser sei von Sapor auf die grausamste Weise behandelt worden. In Ketten, jedoch mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet, sei er dem Volke ohne Unterlaß gezeigt worden; so oft der Perserkönig den Wagen oder das Pferd bestiegen habe, hätte er den Fuß auf den Nacken Valerians gesetzt. Gibbon bezweifelt diese Angaben und mit Recht. Sapor, der selbst so hohe Ideen von der Fürstenwürde hatte, konnte dieselbe nicht auf eine solche Weise in der Person des römischen Kaisers mit Füßen treten. Wahrscheinlich rührt diese Erzählung von symbolischen Bildwerken her. Unter den Monumenten in der Nähe von Persepolis, die unter dem Namen Nakschi Roustam (Bilder Rustams **cf. Ritter, Erdk. VIII, p. 829**) bekannt sind, findet sich z. B. ein Basrelief, welches zwei Perserkönige zu Rosse darstellt, unter deren Füßen römische Soldaten liegen. (**La Perse par Dubeux, Paris ap. Didot**). Aehnlich sind auch die Sculpturen an den Felswänden in der Umgegend von Schahpur, jener in einem wildromantischen Thale gelegenen Prachtstadt Sapors. (**Ritter VIII, p. 830**). Dieselben werden von Ritter und Richter (hist. krit. Versuch über die Arsaciden- und Sassaniden-Dynastie **p. 165** bis 170) meistens auf Sapor **I.** bezogen. Sie scheinen jedoch verschiedenen Epochen anzugehören. Namentlich bezieht sich das Relief **I** (**Ritter l. l. p. 830**), auf dem man zwei kolossale Reiter erblickt und einen römischen Krieger, der unter den Pferdehufen liegt, während eine Figur in Römertracht vor den Reitern kniet, vermuthlich auf Sapor **II.** (309 bis 381) und seinen Mitregenten Artaxerxes **II.** Entschieden falsch wird die liegende Figur des römischen Kriegers auf Valerian gedeutet, während dieselbe nur eine symbolische Darstellung von Siegen über die Römer ist. In dieselbe Zeit gehört auch das **IV.** Relief (**Ritter, p. 832**). Der Ring, den die beiden Reiter zusammen halten, ist das Zeichen ihrer gemeinschaftlichen Regierung. — Bekannt endlich ist ja auch die orientalische Redeweise „die Feinde zum Schemel der Füße machen."

Es schmeichelte aber dem Perserkönig so sehr, einen römischen Kaiser zum Gefangenen zu haben, daß er sich durch nichts bewegen ließ, weder durch Gesandtschaften, noch durch die wiederholten Feldzüge des Odenat, ihn auszuliefern. So findet sich auf einem Felsen in der Nähe

von Schahpur, achtzig engl. Meilen westlich von Schiras entfernt, ein Basrelief, welches den König Sapor darstellt, wie er Valerian gefangen hält, während er mehrere Gesandten empfängt, welche die Freilassung des Kaisers verlangen. (cf. Malcolm, the history of Persia I, p. 542.)

Ueber das Todesjahr Valerians herrscht die größte Meinungsverschiedenheit: Valerianus captus a Sapore 259 et in ea servitute mansit usque ad a. 269, sagt Pagi ad a. 259, n. 8 und 9. Seller setzt den Tod des Kaisers in das Jahr 264. Daß derselbe bis zum hohen Greisenalter in der Sclaverei blieb, darüber sind folgende Angaben: Treb. Poll. Gall. XI. quod senex apud Persas consenuit; Eutrop. 9, 6, consenuit ignobili servitute; Aur. Vict. Epit. 32. apud Parthos ignobili servitute consenuit; Syncell. I. p. 716; καὶ Οὐαλεριανὸς μένει παρὰ Πέρσαις ἕως τέλους ζωῆς; Petr. Patricius l. l. μέχρι γέρως ἔσχατον; Oros. VII, 12. Valeriano apud Persas consenescente. Wahrscheinlich fällt der Tod des Kaisers in das Jahr 266, wofür folgende Gründe sprechen. Schon im Jahre 264 hatte sich in Rom das Gerücht verbreitet, Valerian sei gestorben, weßhalb ihn Gallien unter die Götter versetzen ließ. (Treb. Poll. 2 Gallien. 10). Indessen hatte sich das Gerücht nicht bestätigt; Valerian lebte noch. Daher unternahm Odenat 265 einen neuen Feldzug gegen die Perser, um den Kaiser zu befreien und belagerte Ctesiphon. Zum zweiten Male wehten die Fahnen des siegreichen Palmyreners unter den Mauern der hartbedrängten Stadt, als aus allen Theilen des weiten Perserreiches die Satrapen zum Entsatze herbeieilten. Da mag manch' blutiger Kampf gekämpft sein; die schweigsame Geschichte unserer Zeit erzählt uns nichts von den Einzelheiten dieser denkwürdigen Belagerung. (cf. Hieronym. Chron. a. XII. Gallieni: Odenatum Persas ita cecidisse, ut castra ad Ctesiphontem poneret. Zosim. I, 39. ἐπεξελθὼν δὲ μέχρι Κτησιφῶντος αὐτῆς οὐχ ἅπαξ ἀλλὰ καὶ δεύτερον, Πέρσας μὲν τοῖς οἰκείοις ἐναπέκλεισεν. Treb. Poll., 2 Gall. 10. Eutrop. IX, vit. Gall.). Jedoch erreichte Odenat den Zweck seines Feldzuges nicht. Er kämpfte noch immer um den Besitz von Ctesiphon, das die Perser hartnäckig vertheidigten, als eine neue Gefahr, die dem Oriente drohte, den unermüdlichen Kämpfer von der Belagerung jener Stadt abrief. Es waren nämlich die Gothen über den Pontus gefahren und von Neuem in Asien eingefallen. (in. 266.) Sie waren schon nach der Plünderung von Galatien in Cappadocien eingedrungen und bedrohten den eigentlichen Orient, als Odenat in Eilmärschen herbeieilte, um das römische Gebiet von diesen Gästen

zu säubern. Kaum aber vernahmen die Gothen von seiner Ankunft, so eilten sie in hastiger Flucht auf geradem Wege durch Pontus in ihre Heimath zurück, indem Odenat sie bis Heraclea verfolgte. Als er jedoch sah, daß er die flüchtigen Feinde nicht würde einholen können, zog er in den Orient zurück. (Syncellus I, 716.) τότε πάλιν οἱ Σκύθαι καὶ Γότθοι λεγόμενοι ἐπιχωρίως διὰ τῆς Ποντικῆς θαλάσσης ἐλθόντες εἰς Βιθυνίαν καὶ πᾶσαν Ἀσίαν καὶ Λυδίαν χωρήσαντες τήν τε Νικομήδειαν Βιθυνίας πόλιν μεγάλην ἔλαβον καὶ τὰς Ἰωνίδας πόλεις διέφθειραν, τὰς μὲν ἀτειχίστους τὰς δὲ μερικῶς ὀχυρωθείσας καταλαβόντες οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ Φρυγίας ἥψαντο, Τροίαν πορθήσαντες, Καππαδοκίαν καὶ Γαλατίαν. ἀλλὰ καὶ πάλιν Ὀδέναθος κατὰ Περσῶν ἀριστεύσας καὶ Κτησιφῶντα πολιορκίᾳ παραστησάμενος, ἀκούσας τῆς Ἀσίας συμφορᾶς σπουδαίως ἐπὶ τὴν Ποντικὴν Ἡράκλειαν ἔρχεται διὰ Καππαδοκίας σὺν ταῖς δυνάμεσί τισι Σκύθας καταληψόμενος. Daß jenes πολιορκίᾳ παραστησάμενος nicht „durch Belagerung einnehmen" hier bedeute, sondern nur von der höchsten Bedrängniß der Stadt zu verstehen sei, hat Wietersheim l. l. II, p. 311 nachgewiesen. Mit Unrecht setzt derselbe aber diese zweite Belagerung in das Jahr 264, da Odenat doch in diesem Jahre von Gallien zum Augustus ernannt wurde, und derselbe bei dieser Gelegenheit sicherlich in Palmyra verweilte. Offenbar war auch Odenat in den Jahren 265 und 266 von Palmyra abwesend, wie die Inschriften des Herodes aus diesen Jahren andeuten, auf denen dieser als ἐπίτροπος δουκηνάριος Σεβαστοῦ bezeichnet wird. cf. Corp. Inscr. Graec. ed. Böckh III, Nr. 4497, 4498 und 4499. — Daß Odenat, obgleich Sieger, aus Mangel an Lebensmitteln, oder in Folge eines Friedensschlusses, wie Wietersheim l. l. p. 312 annimmt, von Ctesiphon abgezogen sei, ist nicht wahrscheinlich. Denn daß derselbe Frieden geschlossen habe, ohne daß Valerian ausgeliefert worden sei, können wir doch unmöglich annehmen. Da nun Syncellus ganz bestimmt angibt, die Scythen seien in Asien eingefallen, während Odenat Ctesiphon zum zweiten Male belagerte und es sei ihnen dieser darauf entgegengegangen, so ist das doch ein völlig genügender Grund, warum derselbe die Belagerung der persischen Hauptstadt aufhob und es spricht durchaus nichts für die Ansicht von Wietersheim, daß jene Stelle des Syncellus keinen Glauben verdiene. Wietersheim greift offenbar dieselbe (II, p. 324) auch nur deshalb an, weil sie sich mit seiner Darstellung der Raubfahrten der Gothen nicht vereinigen läßt. — Syncellus reiht nun scheinbar den Einfall der Gothen mit τότε unmittelbar an den Krieg des Odenatus mit Quietus,

dem Sohne des Macrianus, der in das Jahr 262 fällt, wie wir oben sahen. Wietersheim hält dieses für eine chronologische Verwirrung, da doch unmöglich diese Ereignisse sich über 6 Jahre hätten erstrecken können; es seien daher wohl die von **Zosimus c. 32—36** berichteten Raubfahrten der Gothen in den Jahren 256—258 gemeint. Nun läßt sich freilich nicht läugnen, daß sich in das Excerpt des Syncellus Irrthümer eingeschlichen haben, wohin namentlich die Einnahme Nicomediens und die Verwüstung der jonischen Städte gehören, welche Begebenheiten in den oben dargestellten dritten Zug der Gothen **a. 257** fallen, aber damit erleidet die Wahrheit des Factums keinen Abbruch, daß kurz vor dem Tode des Odenat, **a. 266** Gothen in Galatien und Cappadocien einfielen. Es kann nämlich keine Frage sein, daß das ohnehin schon dürftige Excerpt des Syncellus nur in fragmentarischer Gestalt auf uns gekommen ist. — Jener Autor gibt nämlich den Anfang und das Ende der Laufbahn Odenats kurz an; aber über die Schicksale desselben während der Jahre 262, 263, 264 und 265 schweigt derselbe völlig. Es ist nun aber kaum denkbar, daß derselbe die Ernennung Odenats zum Mitregenten des Orients, die von fast allen Epitomatoren angegeben wird, übergangen haben sollte. Daher ist es wohl sicher, daß zwischen die Worte κατὰ Φοινίκην und τότε πάλιν οἱ Σκύθαι eine Lücke zu setzen ist und daß hier Syncellus einen kurzen Bericht über die Thaten Odenats bis zum Jahre 266 gab. — Hieran würde sich dann jenes τότε im Zusammenhange angereiht haben. — Nun findet ferner Wietersheim den Schluß des Berichts verdächtig. Es heißt nämlich unmittelbar nach καταληψόμενος: αὐτόθι δολοφονεῖται ὑπό τινος Ὠδεναθου τοὔνομα καὶ αὐτοῦ . οἱ δὲ Σκύθαι πρὶν αὐτὸν ἐλθεῖν ἐπανῆλθον εἰς τὰ ἴδια διὰ τοῦ αὐτοῦ Πόντου, καὶ διαφθείρουσιν Ὠδέναθον τοῦ Ὠδεναθου φονευτὴν οἱ τούτου δορυφόροι, Ζηνοβίᾳ δὲ τῇ γαμετῇ αὐτοῦ τὴν ἀρχὴν τῆς ἑῴας ἐγχειρίζουσι. Wietersheim rügt nun die Unwahrscheinlichkeit der Angabe, daß Odenatus bei Heraclea getödtet worden sei. Aber rührt denn der Zusatz αὐτόθι δολοφονεῖται ὑπό τινος Ὠδεναθου τοὔνομα καὶ αὐτοῦ von Syncellus? Können wir einen Autor, der wohl ungeschickt in der Gruppirung der Ereignisse und unwissend in geographischer Beziehung ist, eine solche Kopflosigkeit zutrauen, daß er, nachdem er zwei Zeilen vorher angegeben hat, Odenat sei bei Heraclea von einem gewissen Odenat getödtet, nun noch hinzufügt: καὶ διαφθείρουσιν Ὠδέναθον τοῦ Ὠδεναθου φονευτὴν οἱ τούτου δορυφόροι? Es ist daher wohl keine Frage, daß jenes αὐτόθι eine ungeschickte Randglosse eines Lesers oder Abschreibers ist, der die folgende Angabe καὶ διαφθείρουσιν Ὠδέναθον τοῦ Ὠδεναθου φονευτὴν οἱ τούτου δορυφόροι nicht verstand. — Nun stimmt aber die letzte Angabe des Syncellus mit Allem überein, was wir über den Tod des Odenat wissen. Der wackere Held wurde, wie ich nachher genauer auseinandersetzen werde, nicht lange nach dem Feldzuge gegen die Gothen zu Emisa von seinen eignen Leuten getödtet, die darauf den Mäonius nach kurzer Regierung des Lebens beraubten und die Herrschaft der Zenobia übergaben. Hiermit stimmt der Bericht des Syncellus: καὶ διαφθείρουσιν Ὠδέναθον οἱ τούτου δορυφόροι, Ζηνοβίᾳ δὲ τῇ γαμετῇ αὐτοῦ τὴν ἀρχὴν τῆς ἑῴας ἐγχειρίζουσι. Es fragt sich nun noch, wie die Bezeichnung des Odenatus als τοῦ Ὠδεναθου φονευτήν zu erklären sei. — Diese Frage werde ich jedoch weiter unten beantworten. Für jetzt genügt es, daß wir den Zusatz αὐτόθι δολοφονεῖται ὑπό τινος Ὠδεναθου τοὔνομα καὶ αὐτοῦ als unverständige Glosse erkannt haben. — Interpungiren wir also hinter καταληψόμενος, streichen dann das soeben notirte Einschiebsel und fahren mit οἱ δὲ Σκύθαι fort, so erhalten wir eine klare und verständliche Darstellung, wie sie vom Autor selbst ursprünglich gegeben worden ist. — Die Angabe des Syncellus wird nun auch noch durch **Trebellius Pollio, 2 Gall. 10, 11** bestätigt, wodurch zugleich meine kritischen Bemerkungen zu jener Stelle eine noch größere Klarheit gewinnen. Derselbe erzählt nämlich im 10. Capitel, daß Odenat Nisibis und Carrae und ganz Mesopotamien eingenommen habe. (**Coss. Gall. et Saturnino a. 264.**) Darauf habe Gallien wegen dieser Siege einen Triumph gefeiert. — Zugleich wurde Odenat in Folge seiner herrlichen Kriegsthaten zum Augustus ernannt. (**c. 12.**) Dann erzählt Trebellius Pollio im 10. Capitel weiter, Odenat habe Ctesiphon belagert und es seien dort zahlreiche Schlachten geschlagen. Dieses kann nur im Jahre 265 geschehen sein und es ist nach Zosimus und Syncellus die zweite Belagerung der persischen Hauptstadt. Schließlich fährt unser Autor im 11. Capitel fort: **Dum haec apud Persas gerantur, Scythae in Cappadociam pervaserunt: illic captis civitatibus bello etiam vario diu acies ad Bithyniam contulerunt.** Dieses Zusammentreffen Odenats mit den Gothen war auch die unmittelbare Veranlassung, daß derselbe in den Heldensagen der Deutschen als König Ottnit eine so große Rolle spielt. **cf. Gottling,** Nibelungen und Gibelinen, **p. 71,** Rudolstadt 1816.

Als nun Odenat im Frühlinge des Jahres 267 in Emisa weilte, um ein Geburtsfest zu feiern, wurde er sammt seinem Sohne aus erster

Ehe, Septimius Herodes, von Mäonius, dem Sohne seines Bruders unter dem Beistande eines Theiles des Heeres umgebracht. —

Herodes war von Odenat zum Nachfolger in der Herrschaft bestimmt worden. — Ich habe nun in meiner Abhandlung über die palmyrenischen Inschriften im XVIII. Bd. der Ztschrft. der D. M. G. zu zeigen versucht, daß Zenobia diesem Morde nicht fremd war, indem sie ihrem Sohne Vaballathus, dem rechtmäßigen Herrn von Palmyra, den sie aus ihrer ersten Ehe mit Septimius Airanes, dem ältern Bruder Odenats, erzielt hatte, den Thron erhalten wollte. — Airanes war, wie wir oben sahen, vermuthlich um das Jahr 256 sammt seinem Vater Odenat von dem Römer Rufin getödtet worden. — Es ist nun keineswegs unmöglich, daß, um das Heer abtrünnig zu machen, von Zenobia und ihren Helfershelfern Gerüchte ausgestreut wurden, als ob der römerfreundliche Odenat bei jener Ermordung seines Vaters und Bruders nicht unbetheiligt gewesen sei. — Daraus würde sich der oben bei Syncellus angemerkte Zusatz τοῦ Ὀδεναθου φονευτήν hinlänglich erklären.

Wietersheim setzt nun die Ermordung Odenats in die erste Hälfte des Jahres 266. (**II, p. 314.**). Schon Eckhel aber, **D. N. VII, p. 495 u. 496 und Hoyns, dissert. de Zenob. et Odenati rebus gestis, p. 11,** haben aus den Münzen der Zenobia und des Vaballathus bewiesen, daß Odenat im Anfange des Jahres 267 n. Chr. getödtet wurde. — Dagegen ist die Rechnung, die **Wietersheim p. 313** anstellt, entschieden unrichtig: „Erfolgte der Regierungsantritt Aurelians im Mai oder Juni 270, meint derselbe, so fiel er noch in das alexandrinische Jahr vom 29. August bis dahin 270, und war dieses das 4. Jahr Vaballaths, so fiel dessen erstes in das römische Jahr 265—266." Dieses ist aber falsch. Wenn nämlich das 4. Jahr des Vaballathus vom 29. August 269 bis dahin 270 geht, so zählte das dritte desselben vom 29. August 268 bis 269, das zweite vom 27. August 267 bis 268; das erste würde demnach in den Zeitraum vom 29. August 266 bis dahin 267 fallen. —

Aus dem Monate Xanthicus (Februar—März) des Jahres 266 sind uns nun noch zwei Inschriften dem Herodes gewidmet erhalten. **cf. Corp. Inscr. Graec. III, Nr. 4498 und 4499, Levy, die palmyr. Inschrft., Ztschrft. d. D. M. G. XVIII, p. 25, Nr. VIII und IX.** — Offenbar war auch Odenat noch während der ersten Hälfte dieses Jahres von Palmyra abwesend, da in diese Zeit, wie wir sahen, sein Zug gegen die Gothen zu setzen ist. — Bedenken wir nun die gewaltigen Märsche von Ctesiphon nach dem Pontus und von da nach Palmyra, so ist doch sicher die Annahme gerechtfertigt, daß er erst im Herbste dieses Jahres wieder in seiner Hauptstadt anlangte. — Wahrscheinlich erholte sich hier der Held eine Zeitlang von seinen mühevollen Feldzügen. Während dieser Zeit trug sich nun jene von Zonaras beglaubigte Begebenheit zu, welche die äußere Veranlassung zum Tode des Odenat gab. — Es war auf einer Jagd, der Lieblingsbeschäftigung Odenats, als sich Mäonius, der Neffe desselben, ein ehrgeiziger, hitziger und unbesonnener junger Mensch von äußerst lebhaftem, reizbarem Temperament, erdreistete, vor seinem Oheim den Wurfspieß auf das gestellte Thier abzuschleudern. Obgleich er wegen dieser Verletzung der Etiquette ernstlich gerügt wurde, so war er doch so verwegen, die That zu wiederholen. Da befahl der erzürnte Kaiser, ihm zur Strafe sein Pferd zu nehmen, was unter den Barbaren für eine große Schande erachtet wurde. (Vgl. z. B. **Plutarch. Alex. 54.**) Als darauf der Brausekopf im heftigsten Zorne Drohungen gegen seinen Oheim ausstieß, ließ ihn derselbe in's Gefängniß werfen, aus welchem ihn aber die Fürbitten seines sanftmüthigen Vetters bald wieder befreiten. — Diese Begebenheiten können nur in den Herbst des Jahres 266 fallen. — Nun hatte die bewiesene Güte das Andenken an den Schimpf und die Strafe nicht ausgelöscht. Wohl kann der Beleidigte dahin gebracht werden, die Beleidigung zu verzeihen; aber der Beleidiger vergibt nicht. Wie geschickt Zenobia und ihr Anhang den Rachedurst des Jünglings zu benutzen wußten, haben wir schon mehrfach erwähnt. — Um aber den Plan, Oheim und Vetter zu ermorden, in's Werk zu setzen und das Heer oder wenigstens einen Theil desselben dafür zu gewinnen, brauchte man Zeit und es müssen immerhin noch einige Monate verflossen sein, ehe die That vollbracht wurde, die demzufolge erst im folgenden Jahre geschehen sein kann. — Odenat weilte mit Herodes in Emisa, um ein Geburtsfest zu feiern, als der Mord geschah. — Dieses berichtet **Zosimus I, 39:** ἐπεὶ δὲ διατρίβων κατὰ τὴν Ἔμεσαν καί τινα γενέθλιον ἄγων ἑορτὴν ἐξ ἐπιβουλῆς ἀνῃρέθη. — Vermuthlich war dieses das Geburtsfest des Herodes, welches in den Monat Xanthicus gefallen zu sein scheint. — Hierfür spricht nämlich, daß sämmtliche Inschriften, die dem Herodes gewidmet sind (**C. Inscr. III, 4485, 4497, 4498, 4499**) in diesen Monat fallen, mit Ausnahme der Inschrift aus dem Jahre 263, die im Monate Appellaios (Kaslul) gesetzt wurde (**cf. Levy, l. l. X**). Abgesehen jedoch von dieser Hypothese steht nach dem Gesagten fest, daß der

Tod Odenats in den Frühling des Jahres 267 zu setzen ist. — Mäonius nun, der sich die Herrschaft darauf anmaßte, wurde nach wenigen Tagen von dem Heere ermordet und es bestiegen Zenobia und Vabalathus den Thron. — Gesetzt nun auch, daß dieselben erst im Mai oder Juni zur Herrschaft gelangten, so zählte doch von da an bis zum 29. August 267 nach alexandrinischer Rechnung ihr erstes Jahr.

Als der Tod Odenats erfolgte, war auch bereits Valerian in der Gefangenschaft gestorben. Hierauf geht die Stelle bei **Trebellius Pollio, 2 Gallien. XIII. Gallieno sane ubi nuntiatum, Odenatum interemptum, bellum Persis ad seram nimis vindictam patris paravit.** Freilich war dieser Heereszug mehr gegen die Zenobia, als gegen die Perser gerichtet; aber **v. Wietersheim (II, p. 317.)** faßt die Stelle verkehrt, wenn er sagt: Valerians späte Befreiung, die er niemals ernstlich gewollt hat (?), bot ihm den Vorwand, ein Heer zu sammeln. — Trebellius Pollio sagt vielmehr, Gallien habe sich zum Kriege gegen die Perser gerüstet, um, wiewohl zu spät, seinen Vater zu befreien. — Wohl war es zu spät; denn schon hatte den unglücklichen Kaiser der Tod aus harter Gefangenschaft befreit. — Dieses berichtet Pollio ausdrücklich **30 tyr. 14: Iratum fuisse Reipublicae Deum credo, qui interfecto Valeriano noluit Odenatum reservarae.** Da nun Valerian 255 noch lebte, Odenat aber in den ersten Monaten des Jahres 267 starb, so kann sein Tod nur in das Jahr 266 fallen.

Ob er eines natürlichen Todes gestorben, oder wie Pollio in der angeführten Stelle andeutet, ermordet worden sei, läßt sich nicht weiter feststellen. — Entschieden falsch ist die Nachricht bei **Agathias IV, p. 258,** die auch Cedrenus überliefert, man habe dem Valerian bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen und er sei in Folge davon gestorben. **Al Tabri bei Ritter VIII, 837** berichtet bloß, es sei ihm die Nase abgeschnitten worden, worauf man ihn in Freiheit gesetzt habe. — Diesen Entstellungen liegt offenbar das von Lactantius erzählte Faktum zu Grunde, wonach dem Körper des gestorbenen Kaisers die Haut abgezogen wurde, ausgestopft und mit rother Farbe bemalt, damit sie in einem Tempel aufbewahrt werden konnte. **(de mort. pers. V. Posteaquam pudendam vitam in illo dedecore finivit, direpta est ei cutis.)** — Petrus Patricius **(excerpt. de legat.)** überliefert Aehnliches. Er berichtet nämlich, der Kaiser Galerius habe auf den Friedensconferenzen zu Nisibis dem Apharban, dem Gesandten des Königs Narses zum Vorwurfe gemacht, daß nach dem Tode Valerians der Körper desselben einer fortwährenden

Constantinus M. sagt in seiner Rede ad Sanct. Coetum c. XXIV, die Haut Valerians sei eingesalzen worden. Hiernach kann nun keine Frage sein, daß Valerian auch nach seinem Tode, sei es, daß dieser ein gewaltsamer, oder ein natürlicher war, auf jene Weise die Siege des Perserkönigs verherrlichte. —

Vor fünfundzwanzig Jahren.

Ein Bild des schlesischen socialen Lebens, der deutschen Kunst und deutscher Wissenschaft in den dreißiger Jahren,*)

von

Ferdinand Fischer,
Justizrath in Breslau.

Schlesien hatte in den Friedensjahren an Einwohnerzahl sehr zugenommen. Während es im Jahre 1789 1,711,578 und im Jahre 1820 2,123,505 Einwohner hatte, war die Zahl derselben im Jahre 1837 bis 2,645,166 gestiegen. Breslau hatte 1830 erst 90,000 Einwohner; wurde jedoch in Deutschland — wie solches auch noch gegenwärtig der Fall ist — nur von Berlin, Wien, Hamburg und Prag durch die Einwohnerzahl übertroffen.

Die Leitung der Provinz war noch immer dem Oberpräsidenten v. Merkel anvertraut, einem Manne, welcher in seiner Erinnerung die

*) Dieser Vortrag wurde zuerst in Neisse bei dem 25. Stiftungsfeste der Philomathie, deren dereinstiger Secretär und Mitstifter ich gewesen war, gehalten. Im Eingange hatte ich daher auch die Zustände Neisses zur Zeit der Gründung des Vereins und wie letzterer entstanden, erwähnt und will ich daraus nur Folgendes hervorheben. In den dreißiger Jahren herrschte in Neisse ein heiteres geselliges Leben. Fast der ganze Beamtenstand und auch die Mehrzahl der Aerzte, Advokaten und sonstigen Mitglieder der Gesellschaft gehörten der jungen Welt an, Militär und Civilisten, Katholiken und Protestanten lebten in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Der General Pochhammer, welcher in seinen Jugendjahren dem gelehrten Stande angehört hatte und sich noch immer, wenn auch unter einem andern Namen,

Principien festhielt, die er in den Erhebungsjahren muthig durchfochten hatte; welcher aber in der Zeit, von der wir sprechen, nicht mehr die Energie besaß, um Neues einzuführen und Schlesiens Wohlstand zu fördern.

Unser Handel hatte vermöge der russischen Grenzsperre, und weil unsere Industrie von der sächsischen so sehr übertroffen wurde, von dem Zollverbande wenig Nutzen, aber demungeachtet und trotzdem daß der Absatz nach Spanien und seinen Colonien aufgehört hatte, war der Handel im Zunehmen, denn Krakau bot einen Ausweg nach dem Osten. Hemmend wirkte der Mangel an Verkehrswegen. Schlesien war auf die Oder angewiesen und die Versandung derselben nahm immer mehr zu. Lauter, als früher, ertönten die Klagen und das Verlangen um Abhülfe. Nach Oberschlesien waren nur wenige Chausseen vorhanden, die wichtigste war die Straße nach Troppau, welche als Verkehrstraße nach Wien diente, während die frühere über Neustadt gegangen war. Die Straße von Breslau nach Neisse wurde erst 1838 ganz fertig, und der Verkehr zwischen diesen Städten war so unbedeutend, daß die Post nur zweimal die Woche dahin ging. Bergbau wurde mehr als früher betrieben; aber noch hätte Niemand geahnt, daß er in so kurzer Zeit einen so bedeutenden Aufschwung nehmen würde.

Die Landwirthschaft lag sehr darnieder. Die Fruchtbarkeit des Landes brachte auch ohne große Bemühungen Ertrag; aber von neuen Erfindungen wollte man nichts wissen und wurde die Oekonomie nicht

mit der Poesie beschäftigte, der Oberstlieutenant Dinter und der zwar im Alter vorgeschrittene, aber geistig jugendliche General von Colomb, der Schwager Blüchers, waren es namentlich, welche den Anschluß der gebildeten Stände bewirkten. Unter den Civilisten nahm der damalige Fürstenthums-Gerichts-Director Wentzel durch seine geistige Befähigung die erste Stelle ein; doch war seine schöpferische Kraft und unermüdete Geistesthätigkeit durch die Engbrüstigkeit jener Zeit beschnitten und gehemmt. Bereits war er durch juristische Schriften in weiteren Kreisen bekannt geworden und hatte er in demselben Jahre, wo die Philomathie entstand, einen Juristenverein gestiftet, welcher sich von Neisse aus sehr bald über ganz Schlesien verbreitete und nur in Folge der Versetzung Wentzels nach Halle wieder einging. Um Politik kümmerte er sich wenig und ahnte damals ganz gewiß nicht, daß er sich einst bei den politischen Kämpfen betheiligen und ein Führer der Opposition sein würde. Im Jahre 1838 war Wentzel mit der Bearbeitung des schlesischen Provinzialrechts beschäftigt und wurde durch den damaligen Oberlandes-Gerichts-Rath, jetzigen Chefpräsidenten Korb vertreten, welcher auf den geselligen Verkehr insofern Einfluß übte, als sein phantasiereiches, gemüthvolles Klavierspielen für die entbehrten Musikgenüsse der Hauptstadt Entschädigung gewährte. Neisses Bewohner waren zu

blos von den Rustikalbesitzern, sondern auch von den Gutsherrn in derselben Weise betrieben, wie sie die Väter durch Jahrhunderte betrieben hatten. Der Werth der Grundstücke war daher auch nur wenig gestiegen, und die Subhastationen mehrten sich. Um den Rittergutsbesitzern zu helfen, hatte die Regierung für Schlesien ein neues Creditinstitut eingeführt; allein auch dieses war nicht im Stande, die häufigen Subhastationen der Rittergüter zu beseitigen.

Auch die Gewerbe lagen darnieder. Die Gewerbefreiheit war eingeführt; aber man gebrauchte sie nicht zur Benutzung neuer Erfindungen und zur Ausbreitung des Gewerbebetriebs. Man empfand daher nicht die Vortheile, sondern nur die Nachtheile der Gewerbefreiheit. Die Erfindungen der Zeit blieben unberücksichtigt. Die Wissenschaft wurde nicht auf das Gewerbe angewendet, der Handwerker leistete nicht mehr, als zur Zeit der Zünfte, während sich die Zahl häufte und die besseren Produkte aus Berlin und anderen größeren Städten entnommen wurden.

Im Handwerkerstande hatte sich das Verhältniß zwischen dem Meister und seinen Arbeitern gelöst, und da für die Bildung der Jugend des Handwerkerstandes nichts gethan wurde, so war dieß im hohen Grade nachtheilig. Die Polizei mußte da einschreiten, wo früher der Meister und die Zunftältesten, jetzt aber die immer mehr wachsende Bildung und gegenseitige Beaufsichtigung des jungen Handwerkerstandes das Einschreiten unnöthig machen.

---

allen Zeiten für die Musik sehr empfänglich und sie allein vermochte in den Gesellschaften die Karten, welche zu jener Zeit selbst von Wentzel sehr geliebt wurden, zu verdrängen. Nur Wenige gab es, welche gesellige Zusammenkünfte zu geistigen Genüssen benutzten. In solchen Kreisen, an welchen stets die jungen Frauen theilnahmen, wurden die Erzeugnisse der Literatur, alte und neue, gelesen und besprochen. Dagegen fehlte jede andere gemeinschaftliche Fortbildung und Thätigkeit und zwar nicht blos in Neisse; sondern auch, mit Ausnahme Breslaus, in allen andern schlesischen Städten.

Dieß änderte sich durch die Versetzung des Assessor Grothe, jetzt Kreisgerichts-Director zu Halberstadt, von Berlin nach Neisse. Nur ungern hatte dieser classisch gebildete und für Kunstgenüsse sehr empfängliche junge Mann die Hauptstadt verlassen; jedoch weit entfernt von den sonst üblichen Klagen und Ueberhebungen der Großstädter, fand er darin Ersatz und Befriedigung, daß er seine Kenntnisse und Fähigkeiten benutzte, um das geistige Leben seiner neuen Heimath zu befördern. Nicht blos hatte er seinen Freund Wentzel zur Bildung des Juristenvereins veranlaßt und selbst mit jungen Juristen zur Heranbildung derselben bestimmte Zusammenkünfte verabredet, sondern er hatte sich auch die jungen Soldaten bezeichnen lassen, welche Anlagen und Lust zum Gesange hatten und bildete mit ihnen einen Gesangverein, dessen Leistungen nicht unbedeutend waren. Auch ein Tacitusverein verdankte ihm seine Entstehung. In demselben wurde gemeinschaftlich Tacitus gelesen und besprochen. In diesem Vereine war es, wo man in den ersten Tagen des Monat März 1838 darauf zu reden kam, wie wünschenswerth es wäre, wenn man nicht blos über Tacitus, sondern über die ganze alte und neue Literatur, über Erfindungen und Naturwissenschaft, über Kunst und Geschichte die Gedanken und Kenntniß austauschen und gegenseitig lehrend und belehrt zur gemeinschaftlicher Fortbildung wirken möchte. Man war einig, daß Neisse, wenn es auch keine große Stadt sei, doch hinreichende geistige Kräfte in sich schließe und daß es wohl zieme, den Schwesterstädten voranzugeben und einen wissenschaftlichen Verein und zwar für alle Zweige der Wissenschaft, ähnlich der zu Breslau bestehenden Philomathie, zu stiften. Mir, welcher ich am Tacituskränzchen theilnahm, wurde der Auftrag, mit den Männern zu sprechen, welche sich vorzugsweise zu einem solchen Vereine eignen würden. Binnen acht Tagen erfüllte ich den mir ertheilten Auftrag, und den 9. März 1838 wurde die Gesellschaft gegründet, welche später den Namen Philomathie annahm.

Zur Hebung des Gewerbestandes war in Breslau schon im Jahre 1829 der Gewerbeverein entstanden, welcher durch Vorträge und Ausstellungen auf die Förderung der Gewerbe einwirken sollte. Zugleich errichtete der Verein eine Sonntagsschule für Lehrlinge. Anfänglich wurden die Vorträge nur sehr spärlich besucht. Die Gewerbetreibenden hielten in den ersten Jahren die Wissenschaft für überflüssig und hatten keine Ahnung davon, daß nur durch dieselbe das Nachtheilige der Gewerbefreiheit abgewendet und Wohlstand begründet werden könnte. Bei der ersten Ausstellung des Vereins war die Theilnahme so gering, daß nur 237 Gegenstände eingeliefert waren; die Sonntagsschule wurde wenig besucht, und an dem Vereine betheiligte sich nur eine geringe Zahl der Gewerbetreibenden.

So sehr nun aber der Handwerkerstand dadurch, daß er beim alten Schlendrian beharrte, heruntergekommen war, so wurde doch so viel erworben, als zum Leben nöthig war, und mitunter konnten auch Ersparnisse zurückgelegt werden. Die Ursache lag darin, daß die Bedürfnisse damals geringer, als die gegenwärtigen und auch wohlfeiler waren, und Einfachheit vorherrschte. In der Woche wurde von allen Familienmitgliedern fleißig gearbeitet, nur Sonntag Nachmittag wurde ausgegangen. An Vergnügungen der Familie im Laufe der Woche in Ressourcen und bei Gartenbieren dachte Niemand. Kleidung und Wohnung waren wohlfeil. So kam es, daß sich die Handwerker trotz der Ueberfüllung und trotz

des alten Schlendrians erhalten konnten, wenn sie es auch freilich nur in seltenen Fällen zu dem alten Wohlstande brachten.

Auch in den höheren bürgerlichen Kreisen war damals das Leben viel einfacher, als gegenwärtig. Zwar war die sogenannte gute Zeit, wo die Familie zunächst auf das Haus beschränkt war und noch patriarchalischer Geist herrschte, durch die Stellung der Frauen, ihre höhere Bildung und ihre Theilnahme am geistigen Leben der Nation schon seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts verändert worden, die Schranken des Hauses waren gefallen, der patriarchalische Geist gewichen, die Familie nahm mit dem Manne an dem öffentlichen Leben, insofern es als ein solches bezeichnet werden konnte, Antheil und das gesellschaftliche Leben, die Abendvergnügungen in kleineren oder größeren Zirkeln, sowie der Besuch des Theaters und der Concerte hatten zugenommen; allein trotzdem war das Leben einfach geblieben. Möbel, Kleidung, Wohnung und Vergnügen richteten sich nach dem Einkommen und wohl können wir behaupten, daß heute für diese Bedürfnisse bei gleichem Einkommen das Doppelte und Dreifache gezahlt wird. Insbesondere hatten die Wohnungen in der Hauptstadt nur die Hälfte des gegenwärtigen Preises, und eine Einrichtung und Ausstattung konnte bei gleichen bürgerlichen Verhältnissen mit weniger als der Hälfte bestritten werden. Ebenso waren Lebensmittel und Kleidung viel wohlfeiler. Es ist bekannt, wie gerade bei uns in Schlesien, durch die Eisenbahnen der Preis der Lebensmittel so sehr gestiegen ist. Nicht minder ist bekannt, wie allein in Folge der Crinoline die Kleidung der Frauen fast doppelt so viel, wie früher, kostet, und wie sich unsere Zeit bemüht, auch für bürgerliche Verhältnisse die kostbarsten Moden hervorzurufen. Solide Behaglichkeit ist dadurch aus den Lebenskreisen geschwunden, und äußerer Glanz verdeckt nicht selten Aermlichkeit.

Im Allgemeinen herrschte noch große Trennung der Stände. Der Adel war gerade zu jener Zeit bemüht, bei öffentlichen Gelegenheiten durch Glanz hervorzutreten. Zur Erhaltung seiner Vorrechte und seines Ansehens entstand in der Mitte der dreißiger Jahre die sogenannte schlesische Adelsreunion, welche in einem Programme die Mittel zusammenstellte, durch welche der schlesische Adel erkräftigt werden sollte. In Breslau war natürlich der Einfluß des Adels nur gering; dagegen hatten die alten kaufmännischen Familien noch im Anfange der dreißiger Jahre einen indirecten Einfluß auf die städtischen Verhältnisse. Wenn auch nicht mehr aus ihnen die Mitglieder des Rathes gewählt wurden,

so betheiligten sie sich doch an den Stadtverordneten-Versammlungen und suchten durch die Magistrats-Mitglieder, welche stets in ihrem Hause Zutritt fanden, auf die städtischen Angelegenheiten einzuwirken. Bei wohlbesetzter Tafel wurden die Angelegenheiten der Stadt besprochen und nicht zu den schlechtesten Beschlüssen Veranlassung gegeben, nicht in eigennütziger Absicht, sondern weil den alten Breslauer Familien das Wohl der Stadt wahrhaft am Herzen lag.

Diese patricischen Familien waren so stolz auf ihr Bürgerthum, daß sie, wie der Geheime Commercienrath Schiller, den ihnen angebotenen Adel ausschlugen. Sie lebten im Hause schlicht und einfach und suchten, so viel wie möglich, alte Sitten in ihren Familien zu erhalten; aber in ihren Gesellschaften fehlte es nicht an Luxus und Glanz. Fremden, welche sich durch Kunst und Wissenschaft oder durch äußere Stellung auszeichneten, war ihr Haus stets geöffnet. Auch in andern Salons fanden Fremde zuvorkommende Aufnahme, namentlich beim Justizrath Meier, dem Präsidenten Heinke und dem Kaufmann Meier. In diesen Zirkeln fand man Schall, einen liebenswürdigen Schwätzer, welcher die Gesellschaften durch Witz und Heiterkeit belebte, den Baron v. Stein, Pflegesohn Göthe's, den frischen, lebendigen Witte, den jungen Kahlert und den Dr. Schön. In anderen Zirkeln glänzten am Anfange der dreißiger Jahre noch Passow und Steffens. Kunst und Wissenschaft, namentlich auch das Theater, waren die Gegenstände der Unterhaltung, bei welcher Ernst und Scherz wechselten. An der Politik nahm man nur insofern Antheil, als sie Stoff zum Kannegießern und Raisoniren gab.

Nur sehr kurze Zeit hatten in den Jahren 1830 und 1831 die französische und polnische Revolution Interesse erregt. Mit Jubel wurden im August 1830 von der Mehrzahl die Nachrichten von Paris vernommen. In dem Bierlokale des Schweidnitzer Kellers mußte der Glückliche, welcher die Zeitung zuerst ergriffen hatte, auf den Tisch steigen, um dort den Barrikadenkampf, die Flucht Karl X. und seiner Minister und die Thronbesteigung Louis Philipps mitzutheilen. Das Perini'sche Conditorlokal war an den Tagen, wo die deutsche Zeitung aus Warschau ankam, gedrängt voll, und meistens fanden sich Vorleser. Diese Theilnahme an der Politik ging nur sehr kurze Zeit auf die Gesellschaften über. Sehr bald, namentlich nach der ersten Cholerazeit, stellte sich die alte politische Apathie wieder ein. Göthe's Tod, die Angriffe Menzel's und Börne's auf Göthe, die Kämpfe Heine's mit Börne und Platen,

Bettina und Rahel, das junge Deutschland, die Schröder Devrient, der Streit der Malerschulen beschäftigten die Salons mehr, als das Hambacher Fest, die Frankfurter Unruhen, der Tod des Kaisers Franz, das Kalischer Bündniß, der Krieg in Spanien und die Streitigkeiten in Hannover.

Die Provinzial-Landtage, auf welchen nur einmal, und zwar von einem Reichenbacher Kaufmann, an die Erfüllung des königlichen Versprechens vom 22. Mai 1815 erinnert worden war, blieben so unbeachtet, daß man nicht einmal seinen Unwillen über ihre Ohnmacht und ihr feudales Streben kund gab.

Einzelne Kreise gab es allerdings, wo sich Keime der Opposition zeigten. Wir erinnern vor Allem an den Kreis der geistreichen Frau von Nimptsch, welche eine Zeitlang die freisinnigsten und gebildetsten Männer um sich sammelte, und welcher es Freude machte, sich an der Spitze dieses auserwählten Kreises zu sehen. In ihrem Kreise waren Graf Conrad Dyhrn, Branis, Milde, Graf York, Succow, Laube. Letzterer war Hauslehrer ihrer Kinder.

Ganz verschieden hiervon war eine mitten aus dem Bürgerthume unter Leitung des Maurermeister Tschocke entstandene Opposition, die sich ausschließlich mit den städtischen Angelegenheiten und den Rechten des Bürgerthums beschäftigte. Endlich darf auch nicht der Kreis übersehen werden, an dessen Spitze Lewald, später Director der oberschlesischen Eisenbahngesellschaft, und der aus England zurückgekehrte Milde standen. Ihnen hatten sich Stenzel, Hoffmann von Fallersleben, früher auch Wackernagel angeschlossen und wurden gerade in diesem Kreise die ersten Keime zu der Opposition gelegt, die in den vierziger Jahren so kräftig auftrat.

Diese oppositionellen Kreise standen nun aber vereinzelt. Im Allgemeinen kümmerte sich das Bürgerthum sehr wenig um die politischen Zustände und war mit den vorhandenen zufrieden. Die Staatsregierung war allerdings eine absolute; aber die Krone hatte sich selbst durch ein freies, kräftiges Beamtenthum beschränkt. Dieses Beamtenthum betrachtete sich, ebenso wie Friedrich Wilhelm III. und sein Großoheim, als Beamte des Staates. Nur Wenigen der Staatsdiener wäre es eingefallen, die Vortheile der Krone denen des Staates vorzuziehen. Das Volk vertraute dem Beamtenthum und liebte den König. Es freute sich zwar, wenn es eine verbotene Scandalschrift zu lesen bekam; hielt aber demungeachtet dafür, daß der preußische Staat der glücklichste wäre und

empfand nicht einmal das Traurige, daß wir von Metternichs Willen abhängig waren.

Diese Passivität erlitt durch die kirchlichen Verhältnisse eine Störung. Im Allgemeinen herrschten Friede und Eintracht zwischen Katholiken und Protestanten. Ihre Zahl war sich in Schlesien ziemlich gleich. Es waren im Jahre 1837 nur 167,278 mehr Protestanten als Katholiken. Den fürstbischöflichen Stuhl hatte damals Graf Sedlnitzky inne, und herrschte er im Sinne und nach der Art des Beamtenthums.

Dagegen waren die Kämpfe in der evangelischen Kirche um so heftiger. Durch die Union war das Altlutherthum entstanden und das Beamtenthum wollte auch hier, wie später in der Cölner Sache, den Richter und absoluten Herrscher spielen. Scheibel, einer der begabtesten Prediger, war entfernt worden, und man war so weit gegangen, die Kirche zu Hönigern mit Militärgewalt öffnen und den Geistlichen in Gefangenschaft bringen zu lassen. Auf diese Weise wurden ebenso, wie später in Cöln, nur Niederlagen erreicht, nicht Siege errungen, und wohl mit Recht mochte Friedrich Wilhelm III. beide Streitigkeiten als Nägel zu seinem Sarge bezeichnen.

Sebst die Censur konnte diese kirchlichen Zwistigkeiten nicht beseitigen, da die Mehrzahl der Schriften, welche die beiden kirchlichen Streite betrafen, außerhalb Preußens erschienen, und durch den Buchhandel verbotene Bücher damals leicht zu erreichen waren. Auch begann die Presse sich zu jener Zeit, trotz der Censur, welche auf Entwickelung der staatsbürgerlichen Verhältnisse so hemmend einwirkte, eine Bahn zu brechen. Schon erschienen in Breslau täglich Blätter und die Quartform der Zeitungen wurde in Folioform umgewandelt. Die schlesische Zeitung wurde im Anfang der dreißiger Jahre vom Professor Kunisch und später vom Professor Schön geleitet. Letzterer war eine frische, geistige Kraft, sehr begabt; aber schwankend und ohne festen Charakter. Durch seine politischen Uebersichten, welche er der Zeitung beifügte, erweckte er freieren Aufschwung und größere Betheiligung an der Politik der Gegenwart. Der schlesischen Zeitung stand die Breslauer Zeitung gegenüber, vom Baron von Bärst redigirt. Eine politische Parteianschauung hatte keine der beiden Zeitungen. Nur in den spanischen Angelegenheiten traten sie sich entgegen. Bärst kämpfte für die Karlisten und die Legitimität, die schlesische Zeitung dagegen.

Neben diesen Zeitungen bestand das Provincialblatt, damals vom Ober-Regierungs-Rath Sohr herausgegeben und die von Lewald heraus-

gegebene schlesische Chronik, die zum ersten Male Leben in die socialen Verhältnisse brachte.

Bei dem Mangel an politischem Leben war, wie sich dies gewöhnlich zu zeigen pflegt, die Theilnahme für Kunst und Wissenschaft lebendiger geworden. Die Breslauer Bühne leitete vom Jahre 1829 bis 1833 Piehl und zwar zuerst mit Biedenfeld. Unter ihm wurde die Oper begünstigt. Frau Piel gehörte zu den besten Sängerinnen, welche Breslau gehabt hat und Wiedermann's naturwüchsiger Masaniello ist uns nicht mehr wieder vorgeführt worden. Nach Piel übernahm Haacke das Theater, ein Mann von Bildung und Geist, der namentlich für das Schauspiel und die Aufführung klassischer Stücke sehr viel that. Auf dem kleinen, in der kalten Asche, an der Ecke der Ohlauer und Taschenstraße befindlichen Theater, welches noch aus dem vorigen Jahrhunderte herrührte, wurden Stücke wie „Emilie Galotti," „Tasso" und „Julius Cäsar" in gelungener Weise aufgeführt und kein Mittel gescheut, um dieselben würdig darzustellen. Haacke selbst und Dessoir spielten die Hauptrollen. Weder vor noch nach Haacke war das Schauspiel so gut besetzt. Auch scheute er keine Kosten, um Künstler des ersten Ranges, wie die Schröder Devrient, das Anschütz'sche Ehepaar u. s. w. als Gäste aufzunehmen. Leider trat 1838 statt seiner Neumann ein, welcher nicht im Stande war, das Theater in gleicher Höhe zu erhalten.

Neben dem Theater waren es Musik, Malerei und Poesie, welche den gebildeten Theil Breslaus interessirten. Für die Musik hatten Breslau und Schlesien zu allen Zeiten viel Interesse bewiesen. Große Theilnahme fanden die Mosevius'sche Singakademie und der Siegert'sche Gesangverein, und konnte Breslau durch die Aufführungen der Akademie, durch die Künstlerquartetts, in welchen Peter Lüstner, Richter, Kahl, Wolf und Köhler glänzten und durch die Concerte von Wolf und Schnabel mit allen größeren deutschen Städten wetteifern.

Auch das Interesse für die Malerei hatte sich zugleich mit den Leistungen vermehrt. Als im Jahre 1818 auf Vorschlag des Professor Reiche die vaterländische Gesellschaft die erste Ausstellung veranlaßte, fehlte es fast ganz an Original-Gemälden. Im Laufe der Zeit änderte es sich, die schlesische vaterländische Gesellschaft hatte eine Section für Kunst und Alterthümer unter Leitung des Professor Büsching errichtet und dieser war auf das eifrigste bemüht, allgemeine Theilnahme für die Ausstellungen zu erwecken. Die in der Provinz und auswärtig lebenden schlesischen Künstler sendeten ihre Gemälde ein, unter den letzteren auch

die jungen Künstler, Hübner, Bönisch und Mücke. Inzwischen hatte sich am 20. Mai 1827 bei Gelegenheit des Dürerfestes auf Veranlassung des Maler Schmidt ein Künstlerverein gebildet, welcher Maler, Bildhauer, Dichter und Musiker umfaßte. Auch dieser veranlaßte Ausstellungen, an welchen fast alle schlesischen Künstler, namentlich der Maler Herrmann Höcker, welcher durch seine großen Glasgemälde Aufsehen erregte, und Siegert, sowie der Bildhauer Mächtig, theilnahmen. Die Breslauer Zeitung, welche damals noch Carl Schall redigirte, stellte sich auf Seite des Künstlervereins und Schall selbst, wie Geisheim, Wackernagel und vornehmlich Hoffmann v. Fallersleben traten für den Verein auf, während Professor Büsching die Partei der schlesischen Gesellschaft nahm. Seit jener Zeit zogen sich die schlesischen Künstler, welche 1828 den schlesischen Kunstverein*) gegründet hatten, von den Ausstellungen der vaterländischen Gesellschaft zurück und veranstalteten ihre eigenen Ausstellungen, während sich die vaterländische Gesellschaft mit den schlesischen und nicht schlesischen Meistern außerhalb der Provinz in Verbindung setzte. Hübner's Fischerknabe und Ruth, Mücke's Narziß, Pistorius' Goldschmiedstöchterlein waren auf der Ausstellung von 1829 zu sehen.

Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode Büsching's und des wohl nicht mit Unrecht von den Künstlern angegriffenen und gehaßten Hofrath Bach war es den Bemühungen des Präses der vaterländischen Gesellschaft Baron v. Stein und dem Medicinalrath Ebers gelungen, die vaterländische Gesellschaft mit dem Künstlerverein wieder zu gemeinschaftlichen Ausstellungen zu vereinigen und fand die erste derselben, deren Glanzpunkte Lessing's „Leonore" und „Ruth und Noemi" von Hübner waren, im Jahre 1833 statt. Rauch, Wichmann und Piel hatten plastische Werke eingesendet. Im Jahre 1834 kam eine Einigung der großen Städte jenseits der Elbe mit Ausnahme Berlins zu Stande, nach welcher gegenseitig die besten Bilder zugesendet wurden. Dieses Unternehmen wurde durch den Kunstverein unterstützt, welcher es möglich machte, gute Gemälde anzuschaffen.

Zur Beförderung der Kunst in Schlesien trug viel bei, daß die Provinz in fortwährender Verbindung mit ihren auswärtigen Landsleuten in Düsseldorf und Berlin, namentlich mit Lessing, Hübner, Ebers, Mücke und später Bretius und Rosenfelder blieb. Eine Kunstausstellung in den

*) Kunstverein und Künstlerverein sind zu unterscheiden. Beide Vereine bestehen noch jetzt.

dreißiger Jahren beschäftigte ganz Breslau, ja die ganze Provinz auf ein Paar Wochen. Man nahm für oder gegen ein Gemälde Partei, wie jetzt für diesen oder jenen Redner des Landtages.

Nicht minder lebendig war die Theilnahme an den Erzeugnissen deutscher Poesie. In den geselligen Kreisen wurde für oder gegen das junge Deutschland Partei genommen. Man schwärmte für Lenau und für die Spaziergänge des Wiener Poeten und dessen andere Dichtungen, man interessirte sich für literarische Streitigkeiten und man sammelte als Epigone alle Nachrichten von den verstorbenen Heroen unserer Literatur, insbesondere von denen, welche in Weimar gelebt hatten.

Der Briefwechsel Göthe's mit Schiller, welcher schon 1828 bis 1830 erschienen war, mit Zelter, mit Merk und mit Auguste v. Stolberg, die Mittheilungen aus Weimar von Eckermann, Riemer, Falk, Vogel, Fr. v. Müller wurden mit Eifer gelesen und bildeten den Gegenstand geselliger Unterhaltung. Großes Aufsehen erregte die Frischheit und Keckheit, oft auch Frivolität des Briefwechsels eines Kindes. Andere schwärmten für Rahel's Briefe und den poetischen Tod von Charlotte Stieglitz.

Von den schlesischen Dichtern nahmen Leopold Schefer durch sein sinnreiches, kindliches Gemüth, Sallet durch Frische und Originalität seiner Dichtung, Hoffmann v. Fallersleben, ein Hannoveraner, durch seine Volkslieder, August Kopisch, Entdecker der blauen Grotte zu Capri, durch Humor und Karl v. Holtei durch Bühnenspiele und Gedichte in schlesischer Mundart die Aufmerksamkeit in Anspruch. Andere, wie der Aesthetiker Kahlert, Geisheim und Grünig und der Novellen- und Romanschreiber Wachsmann waren nicht unbeliebt, ohne jedoch in der deutschen Poesie eine Stellung einzunehmen oder auch nur einen Einfluß auf Schlesien auszuüben. Bedeutender waren Heyden und Succow, welcher letztere unter dem Namen Posgaru in seinen Liebesgeschichten das Aufgehen des Ich's in die Interessen des allgemeinen Schönen bekämpfte. Aufsehen erregten die Novellen Laube's, dessen leichte Schreibart und Lebenslust in der jungen Welt Anklang fanden, während die vornehme Welt durch Pückler's „Briefe eines Verstorbenen" und Tutti Frutti erfreut wurde. Auch die Novellen Steffen's, welcher 1831 Schlesien verließ, waren nicht unbeliebt.

Viele damals nicht unbeliebte schlesische Schriftsteller lebten außer der Provinz, wie der lyrische Dichter der Todtenkränze und des Waldfräuleins Freiherr v. Zedlitz, aus Johannisberg in Schlesien gebürtig, der durch seine Romane, namentlich die vaterländischen, so beliebte Häring

(Wilibald Alexis), der in jener Zeit durch den „Juden" und „Jesuiten" sehr bekannte, später durch Vielschreiberei herabgesunkene Spindler, der oberflächliche, aber ungemein fruchtbare Raupach und der gegen Göthe auftretende, mittelalterliche Kritiker Wolfgang Menzel.

Auch die Wissenschaft war zu jener Zeit in Schlesien und durch Schlesier vielfach vertreten; da sie jedoch frei von jeder provinziellen Eigenthümlichkeit ist, so gehe ich sofort auf den damaligen Standpunkt deutscher Wissenschaft und deutscher Kunst über. Beide sind das Gemeingut der deutschen Nation. Die Bauwerke Münchens und Berlins und alles Große und Schöne, was in Dresden und Düsseldorf, in Wien, München und Berlin hervorgerufen und geschaffen worden ist, gehörte der ganzen Nation.

In jenen Jahren, von welchen wir sprechen, war Altenstein Minister des Unterrichts. Er gehörte der großen Erhebungsperiode an und hatte sich auch in den späteren Jahren das Ziel gesetzt, den preußischen Staat, welcher in den zwanziger und dreißiger Jahren eine so untergeordnete Rolle spielte, in geistiger Hinsicht das Uebergewicht zu verschaffen und ihm so eine intellectuelle Macht zu gewähren, welche ihm in der Stunde des Kampfes wieder Macht und Ansehen verschaffen sollte. In dieser Absicht hatte er Hegel und seine Richtung unterstützt und Meister und Jünger waren insofern dankbar, als auch sie darnach strebten, Preußen zu heben. Insbesondere verfolgten die von der Hegel'schen Schule herausgegebenen Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik diesen Zweck und suchten eine Vermittelung zwischen Staat, Kirche und Philosophie anzubahnen, und auch die im Jahre 1838 erschienenen Halle'schen Jahrbücher, herausgegeben von Ruge und Echtermeyer, unter Mithilfe von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer und Anderen, traten zuerst für Preußen auf.

Nach dem Tode Hegels hatten sich seine Jünger zersplittert. Am treuesten war ihm Rosenkranz geblieben, welcher sich darauf stützte, daß das wahre Christenthum vernünftig und die Vernunft christlich sei. Ihm zur Seite standen Michelet, Marheineke, Joh. Schulze und Gans. Dagegen wurde die Hegel'sche Philosophie von Strauß und dem am Ende der dreißiger Jahre hervortretenden Bruno Bauer benutzt, um ihr Negiren zu begründen. Während Strauß Alles auf die Tradition zurückführte, ließ Bauer dieß nicht einmal gelten, sondern bestritt mit Hülfe der Kritik die Wahrheit des Christenthums. Den negirenden Bemühungen gegenüber bemühten sich Schaller, Gabler, der Nachfolger Hegels im

Lehramte, und insbesondere Göschel die hegelsche Philosophie zur Begründung der orthodoxen Ueberzeugung zu benutzen, und namentlich war es der letztere, der mit Hülfe des Scholasticismus das in unserm Sinne erfaßte Leben Christi mit der Philosophie zu einen und die alte Orthodoxie durch die Philosophie zu stützen suchte.

In dieser Weise wurde die Hegel'sche Lehre zur Unterstützung des protestantischen Orthodoxismus gebraucht, obwohl gerade aus diesem Lager und aus dem der politisch-reactionären Partei die wildesten, rabiatesten Gegner der Hegel'schen Lehre auftraten. In dem Berliner politischen Wochenblatte und in der Henstenberg'schen evangelischen Kirchen-Zeitung wurden die Uebergriffe der Jünger Hegel's dem Minister zur Last gelegt und ihm Atheismus vorgeworfen. Man forderte Entfernung der Hegelianer von den Universitäten und da auch zu gleicher Zeit Schuberth in Hirschberg nachzuweisen suchte, wie gefährlich die Hegel'sche Lehre dem Staate sei, so beanspruchte man auch die Entfernung des Ministers Altenstein. Je mehr diese Partei, welcher viele Freunde des damaligen Kronprinzen nicht fremd waren, der Hegel'schen Richtung entgegentrat, um so mehr neigte sie sich zu Schelling, dessen Offenbarungs-Versuche die kirchlich- und politisch-reactionären Parteien versöhnt hatten. Zwar schwieg in jener Zeit der alte Meister, aber um desto thätiger waren seine Jünger, unter ihnen am meisten Baader. Er suchte mit den Waffen der Speculation und unter Benutzung der alten Mystiker, wie Jacob Böhme und Angelus Silesius, zugleich unter Hinweisung auf den Magnetismus, durch das Mystische, was er überall zu finden glaubte, zur Gnade und somit zu den christlichen Mysterien zu gelangen. Noch weiter ging Schubert, welcher die Traumwelt und den Somnambulismus benutzte, um zu dem Glauben zu gelangen, welcher nach seiner Ansicht allein zur Erkenntniß führen konnte. Dasselbe Ziel, welches Baader durch Benutzung der Naturwissenschaft erlangen wollte, erstrebte der Protestant Steffens. Auch ihm bot die Natur die Grundlage. Aus der Natur entnahm er die ewige Persönlichkeit und die Tiefe der Sünde unserer Zeit. Nur der Glaube kann, nach seiner Ansicht, rettend einwirken und einen neuen Geist hervorrufen. Indem er so das Gebiet der Ethik berührt, ist er der Vorläufer des in späterer Zeit so berühmt gewordenen, damals schon bekannten Stahl. Dieser wollte nach seinen damaligen Schriften Recht und Staat auf christliche Offenbarung zurückführen, die Welt ist ihm eine freie That des persönlichen Gottes und nur die Offenbarung kann das Räthsel der Welt lösen.

Während sich so die Hegel'schen Anhänger zur Verstandesrichtung und Schelling's Anhänger zur Glaubensrichtung hinneigten, konnte es nicht fehlen, daß die Gegner beider Richtungen einen Einigungspunkt fanden und dieser war der Theismus, welcher ebensowohl gegen die Absolutheit des Erkennens, als gegen das mystische, naturphilosophische Glauben auftrat. Nach der theistischen Ansicht war Gott ein absolutes, freies Wesen, welches der Welt gegenüberstand, in welche er eingreifen konnte. Die practisch bedeutendsten Anhänger dieses Systems waren der Protestant Braniß und Katholik Günther. Dem Ersteren haben wir vorzugsweise zu verdanken, daß der Einfluß Steffen's auf die Förderung des Mysticismus in Schlesien, zu welchem wir uns so sehr hinneigen, nicht durchdrang. Er schied Gott von der Welt, deren künftige Erlösung durch Gott erfolgen werde. Nicht minder bestimmt trat Günther für den Dualismus auf. Er führte Alles auf den außerweltlichen Gott und die außergöttliche Welt zurück. Unfaßbar ist ihm die Idee Gottes und zwischen Gott und Menschen tritt ihm die Kirche. Günther zur Seite standen Sengler, Staudenmayer und Pabst, während Weiße, Troxler und Fichte, der Sohn, mit protestantischen Anschauungen auf dem Fundamente des Dualismus standen.

Mit der Philosophie hing die theologische Wissenschaft zusammen. Auch sie hatte zum Theil einen kritischen Charakter angenommen. Weiße hatte nachgewiesen, daß das Evangelium Marcus das Urevangelium sei. Marheineke, ein treuer Anhänger Hegel's, hatte das Wesen des Christenthums in philosophischer Anschauung aufgefaßt und von Strauß war das Leben Jesu erschienen. Ihnen entgegen trat der starre Orthodoxismus, welcher dem Pietismus und Supernaturalismus die Waffen abgenommen und nicht blos für die heilige Schrift und die ökumenischen Concilien, sondern auch für die verschiedenen symbolischen Bücher den vollen Autoritätsglauben verlangte. Vertreten wurde diese Richtung durch Hengstenberg und Leo und zwar namentlich in der evangelischen Kirchen-Zeitung. In dem Wesen des Orthodoxismus lag, daß nicht nach wissenschaftlicher Rechtfertigung, sondern nach äußerer Gewalt und Herrschaft zur Gründung des Autoritätsglaubens gestrebt wurde.

Auch der katholischen Theologie fehlte der Kampf nicht, wieder hervorgerufen durch die Lehren von Hermes und Günther, welche Beide den Unterscheidungslehren der Kirche treu anhingen, als durch Lamennais, dessen „Worte eines Gläubigen" und seine „affaires de Rome" in

Deutschland fast noch mehr als in Frankreich Aufsehen und Widerspruch erregten.

Während die Philosophie in den dreißiger Jahren so gewaltig auf die Theologie einwirkte, hatte sie in der Jurisprudenz eine nicht unbedeutende Niederlage erlitten. Der lange Kampf zwischen der geschichtlichen und philosophischen Schule war entschieden, jene hatte unter ihren Meistern Savigny und Eichhorn gesiegt. Katheder und Praxis gehörten ihr an, während Thibaut und Gans in den Hintergrund getreten waren, und selbst die bereits begonnene Schöpfung eines neuen preußischen Gesetzbuchs bei Seite gelegt wurde.

Die größte Umwandlung fand in den dreißiger Jahren in der Medicin statt. Durch die physiologische Chemie, die neuere Nerven-Physiologie, die Entwickelung der Lehre vom Luftaustausch bei der Respiration, durch die Lehre vom Schalle, durch die von Schönlein zuerst in Deutschland eingeführte Auscultation und Percussion, vor Allem aber durch die vergleichende und mikroskopische Anatomie erhielt die Wissenschaft eine neue Richtung und nicht mehr wurde die Pathologie der Psychologie entgegengesetzt. Vor Allem war es die Chirurgie, die sich unter dem genialen Dieffenbach neu gestaltete und bisher nicht geahnte Erfolge hatte.

Nicht fehlen konnte, daß eine Wissenschaft, welche in so kurzer Zeit so großen Aufschwung nahm, auch mancherlei Kämpfe durchzumachen und mancherlei Angriffe zu erleiden hatte. Für den Laien waren von diesen Kämpfen vornehmlich die mit der Wasserheilkunde und Homöopathie ersichtlich. Jene schon vor 150 Jahren durch den Schlesier Hahn eingeführt, wurde in den dreißiger Jahren durch Priesnitz erneuert. Noch mehr verbreitete sich die Homöopathie. Auch der Somnambulismus und die mystische Heilkunde Rademachers hatten ihre Anhänger, während Heimroth selbst in die Wissenschaft der Anthropologie die Mystik hineinzubringen suchte.

Es war dieß um so mehr zu verwundern, als es zu derselben Zeit geschah, wo sich die Naturwissenschaften so schnell entwickelten. Je mehr nämlich die Kritik in der Philosophie und Theologie alles Positive zu vernichten drohte, je mehr strebte man nach etwas Festem und Realem und glaubte solches durch Erforschen der Naturgeheimnisse zu erreichen, welche Forschungen Leopold von Buch, Oken und Alexander von Humboldt zu einem großartigen Ganzen zu vereinigen und die Natur in ihrem Zusammenhange aufzufassen suchten. Kein Zweig der Naturwissenschaft blieb in jener Zeit ohne Bearbeitung und Forschung, und na-

mentlich waren es die dreißiger Jahre, wo die Botanik durch Mohl's Eindringen in die Zellenbildung eine neue Richtung erhielt, wo durch Mitscherlich und Liebig in der Chemie so überraschende Resultate für die übrigen Wissenschaften und für Gewerbe und Landwirthschaft gewonnen wurden, wo in der Physik durch Magnetismus und Electricität so großartiges erfunden und der electro-magnetische Telegraph die Begränzungen durch Zeit und Raum fast ganz vernichtete, wo die Mikroskopie den großen Strom des Lebens in Thieren und Pflanzen zum Bewußtsein brachte und die Physiologie so vieles in der Lehre über Muskelbewegung, Fortpflanzung, körperliche Functionen und Bewegungen des Blutes aufklärte, wo die durch Ritter zu einer Wissenschaft erhobene Geographie, wo die Geologie und Astronomie immer weiter vordrangen und wo endlich die Mathematik durch ihre Anwendung auf das practische Leben und die dadurch entstandenen unzähligen Erfindungen der Gewerbethätigkeit einen neuen Aufschwung gab.

So große Erfolge konnten nur in einer Zeit erreicht werden, wo die geistige Thätigkeit der Nation allein auf die Wissenschaft gerichtet war, und sie durch das öffentliche Leben noch nicht abgelenkt wurde. Insofern übte die Zeit einen Einfluß; aber weiter erstreckte sich derselbe nicht. Die Wissenschaft, welche in allen Verhältnissen dieselbe bleibt, kann durch die Irrthümer der Zeit und deren Fehler wohl berührt, nicht aber in ihrem Wesen umgestaltet und in ihrem Fortschritte gehemmt werden.

Anders war es mit der Kunst. In ihr spiegelt sich das Leben des Einzelnen, wie des Volkes ab und so war natürlich, daß das Zurückziehen in das Privatleben, das Fernhalten vom öffentlichen Leben und der damit zusammenhängende Mangel jeder Begeisterung für Gegenwart und Vaterland nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Wie in jener Zeit, von welcher wir sprechen, der Einzelne bei dem Bedürfnisse nach Höherem zu dem Mystischen griff und hierin die Befriedigung suchte, welche ihm die Zeit versagte, wie sich Andere in die Schönheit der antiken Welt oder in das romantische Leben des Mittelalters vertieften und nur in der Vergangenheit lebten, wie sich endlich nicht Wenige, und zwar namentlich die Jüngeren in Thatenlosigkeit und Passivität versenkten, sich der Elegie und dem Schmerze hingaben, und die elegischen Empfindungen, die ihr Herz erfüllten, als Weltschmerz einer müden Zeit verkündeten, so treten uns auch alle diese Erscheinungen in der damaligen Kunstwelt entgegen und nicht minder war es von Einfluß auf die Kunst, als in den letzten

Jahren vor 1840 die Sehnsucht nach besseren Zuständen und die Ahnung, daß sie kommen müßten, immer lebendiger und allgemeiner hervortraten.

Zunächst war es die kirchliche Richtung, welche einwirkte. Schon in den zwanziger Jahren hatte diese Richtung in Overbeck ihren Meister gefunden. Sein Triumph der Religion, wo die Madonna den Künstlern erscheint und diese im Wasserspiegel die Vision erblicken, sollte der Welt beweisen, wie nur die von Gott beseelte Kunst die wahre sei. Ihm zur Seite standen Philipp Veit und Steinle. Aehnliche Richtung verfolgten in der Düsseldorfer Schule Wilhelm Schadow, dessen Gemälde durch Innigkeit und Farbenharmonie hervorragten, und Ernst Deger.

In der Literatur vertraten Görres und die Protestanten Steffens und Justinus Kerner diese Richtung. Der Letztere beschwor durch seine Seherin von Prevost und durch die Geschichte der Besessenen eine mystische Welt herauf, die in Folge der Achtung und Verehrung, welche man allgemein dem edlen Dichter zollte, bei weitem mehr Aufsehen erregte, als das Tischrücken unserer Zeit.

Der kirchlichen Richtung der Zeit stand der Idealismus entgegen. Während der in diesem Jahrzehnt verstorbene Dichterfürst auf die Schönheit der antiken Welt, namentlich auf die Hauptelemente derselben, Ruhe, Harmonie und Ebenmaaß der Formen hingewiesen hatte, machte die romantische Schule auf das Ideale des Mittelalters aufmerksam. Das Streben nach Beiden trat in den dreißiger Jahren in der Münchener, Düsseldorfer und Berliner Schule um so mehr hervor, als König Ludwig von Baiern und Preußens geistreicher Kronprinz dasselbe unterstützten. Diese Schulen ließen in ihrer idealen Richtung die Gegenwart unbeachtet und gingen auf die antike und romantische Zeit zurück.

Die ideale Richtung war namentlich in München vorherrschend. Ludwig's Kunstsinn hatte die ersten der deutschen Künstler um sich gesammelt, und von ihnen wurde die Münchener Schule gegründet, welche sehr bald das finstere München umwandelte und es zur Stätte deutscher Kunst machte. Die Glyptothek im jonischen, die Kunstausstellung im dorischen Style, die Basilika mit den rundbogigen Fenstern und den korinthischen Marmorsäulen, sowie mit der achtsäuligen Bogenstellung des Portalvorbaues; die Aukirche mit ihren Strebepfeilern nach Außen, ihrem zierlichen, leichten Bau und der herrlichen Glasmalerei, die Ludwigskirche, die Pinakothek, der neue Königsbau, der Saalbau, die Allerheiligenkirche, ja man möchte sagen, fast die ganze Ludwigsstraße sind Erzeugnisse der idealen Schule. Die Künstler wetteiferten in neuen

Schöpfungen und wenn Klenze alle andern durch Schöpfungsgabe und Formenmannigfaltigkeit übertraf, so war doch Gärtner origineller und keiner so in den Geist der Romantik eingedrungen wie Ohlmüller, der Erbauer der Aukirche.

Doch die Bauwerke waren es nicht allein, welche aus der Münchener Schule jener Zeit hervorgingen. Münchens Plätze wurden durch die plastischen Arbeiten von Schwanthaler, seine Kirchen, Kunststätten und Paläste durch Freskogemälde von Cornelius, Heß und Schnorr geziert. Es war im Jahre 1830, wo der durch Poesie hochbegabte Cornelius die griechische Götter- und Heldenwelt in der Glyptothek vollendet hatte, und in den dreißiger Jahren schuf er in der Ludwigskirche und in der Pinakothek die Freskogemälde, von denen die ersteren die Geschichte der christlichen Offenbarung, die anderen die Geschichte der mittelalterlichen Kunst darstellten. Zur selbigen Zeit arbeitete Heß in der Allerheiligenkirche und Basilika und Schnorr begann die Bilder der Nibelungen, der Kaiser- und der Dichterzeit, während der Landschaftsmaler Rottmann sich mit seinen weichen, zauberhaften italienischen Landschaften beschäftigte und Kaulbach in der Hunnenschlacht den Weg der Meisterschaft errang. Nicht blos München verdankt der dortigen Schule Pracht und Glanz, sondern auch Walhallas herrlicher Tempel, der sich in antiker, würdiger Form auf dem Donaufelsen erhebt, ist in jener Zeit von Ludwig und seinen Künstlern gegründet worden.

Diese ideale Richtung war nun aber nicht blos das Erzeugniß eines Mannes oder einer Stadt, sie ging aus der Zeit hervor, welche die Gegenwart unbeachtet ließ und ihre Poesie lediglich aus der Vergangenheit schöpfte. Wir finden sie in der Hauptstadt des Nordens wieder, während allerdings die bildenden Künste in Wien und in den anderen deutschen Hauptstädten fast ganz darniederlagen. In Berlin war es Carl Schinkel, welcher vorzugsweise der idealen Richtung angehörte, und welcher mit Cornelius die Führerschaft theilte. Die herrliche Rotunde des alten Museums in Berlin, das dortige, freilich in einer viel früheren Zeit gebaute Schauspielhaus und der anmuthige Charlottenhof beweisen, wie tief Schinkel in die Schönheit der antiken Welt eingedrungen ist, während ihm freilich der gothische Bau fast überall, insbesondere bei der Werder'schen Kirche, mißlungen ist. Auch Rauch war dieser Richtung zugethan, er, welcher wie kein anderer der Zeitgenossen Poesie mit Wahrheit vereinte. Nicht gleiches läßt sich von der damaligen Berliner Maler-

schule rühmen, von denen Begas, Klöber, Hensel, Wach die bedeutendsten Stellungen einnahmen.

In der Musik und Poesie hatte die ideale Richtung schon seit Jahrzehnten vorgeherrscht. Beiden ist ja eigenthümlich, vorahnend der Zukunft vorzugreifen und den anderen Künsten Bahn zu brechen. Die Schöpfungen Bethoven's gehörten dieser Richtung an, und wenn auch der Meister schon 1827 gestorben war, so war doch sein Einfluß auf die deutsche Musik geblieben und selbst durch Spohr nicht verdrängt worden. Zu jener Zeit, von welcher wir sprechen, war es noch immer die Zelter'sche Schule, welche in Berlin, im Gegensatze von Wien und den meisten deutschen Höfen, wo man Concert und Salon-Musiken pflegte und vorzog, die ideale Richtung aufrecht erhielt. Aus dieser Schule ging der junge Felix Mendelssohn hervor, welcher, wie einst Maria von Weber seiner Zeit voreilte und dem Volke Rechnung trug, indem er auf Sinn und Geist der volksthümlichen Weisen einging.

Die Poesie hatte ein ähnliches Schicksal. Göthe und seine Zeitgenossen waren die Träger der idealen Richtung und hatten derselben Eingang verschafft. Beim Beginn der dreißiger Jahre stand Göthe am Ende seines Lebens und die Poesie konnte nur noch wenig Vertreter der idealen Richtung aufweisen. Zu den Leistungen in dieser Richtung, welche die antike und romantische in sich schließt, gehören in den dreißiger Jahren Tieck's spätere Novellen, Simrock's Arbeiten und einzelne Dramen Immermann's. Hauptvertreter der Richtung sind in dieser Zeit Platen und Rehfues. Der Erstere befolgte streng die antiken Regeln der Form und ahmte sogar den äußeren Bau der griechischen Komödie nach, während uns Rehfues in seinem Scipio Cicala das Ende des Mittelalters schildert und vermöge seiner idealen Reflection und Darstellung dieser Richtung angehört.

Neben beiden Richtungen bestand die elegische, welche mit dem geistigen Leben der Nation am meisten zusammenhing. Das Leben war ein stilles, welches sich ruhig die Passivität gefallen ließ, sich der beschaulichen Melancholie hingab und in der Elegie den Schmerz der Empfindung aushauchte. Dieses Leben spiegelte sich in der Kunst ab. In Spohr's Symphonien ist diese elegische Richtung vorherrschend und noch mehr in der Düsseldorfer Malerschule, und zwar in den Gemälden der größten Meister.

So ergreifend Bendemann's trauernde Juden und sein „Jeremias" sind, so wird doch nur die Empfindung des Mitgefühls erregt. Dieselbe Stimmung bringen Eduard's Söhne hervor. Nicht die Kraft und

der energische Wille werden dargestellt; sondern unschuldige Kinder unterliegen der äußern Gewalt. Anders ist es freilich mit Hübner's Fischerknaben, „halb zieht sie ihn, halb sinkt er hin;" aber es ist doch immer nur der Kampf des Einzelnen gegen seine Leidenschaft, unberührt von der Zeit. Noch mehr treten die Empfindungen in Lessing's Landschaften hervor. Der Kirchhof im Schnee mit den Nonnen im Kreuzgange, welche eine gestorbene Schwester zum Grabe begleiten, der Kirchhof mit dem alten Mönche, der das Grab gräbt, die Landschaft mit dem Madonnenbilde, wo ein Ritter mit dem Edelfräulein die Andacht verrichtet, — überall ist Lessing's und der Zeit Stimmung vorherrschend, es ist der Schmerz ohne Kraft der Ermannung, das Mitgefühl ohne die Erhebung, und zwar ganz so, wie bei den Europamüden des jungen Deutschlands. Auch in ihren Dichtungen, sowie in Schefer's Laienbrevier, in Rückert's und Bodenstedt's orientalischen Dichtungen, in den Naturschilderungen von Möricke, Maier und den übrigen jüngeren schwäbischen Dichtern und in den Heine'schen Liedern fehlt die Erhebung zu etwas Höherem. Am schlimmsten sah es mit der Tragödie aus. Dieselbe muß, wenn sie auch aus früherer Zeit die Gestaltungen annimmt, doch aus der lebendigen Gegenwart hervorgehen und dieser Gegenwart fehlte die Idee. Daher die leeren wortreichen Dramen von Auffenberg, die ideenarmen Schau- und Trauerspiele des schreibefertigen Raupach und die Auswüchse des originellen Grabbe. Nur das gewöhnliche Schauspiel konnte Boden fassen und Deinhardstein, Töpfer, Blume erhielten sich mit den Raupach'schen Trauer- und Schauspielen auf der Bühne.

Die elegische Richtung zeigte sich auch in den Romanen. Unwillkürlich wird man an die Kirchhöfe Lessing's erinnert, wenn man Rellstab's „1812" liest und doch gehört sein Roman nicht zu den schlechtesten.

Selbst Rahels Briefe, die freilich aus früherer Zeit herstammten, enthalten ein beschauliches Empfinden und Bettina's Briefe an Göthe ein frivoles Spiel einseitiger Laune.

Diese ganze Epigonenwelt, welche Immermann so herrlich schildert, war nicht im Stande, sich zu erheben. Sie mußte auf die Länge edleren Naturen unerträglich werden. Die Musik war, wie schon erwähnt, vorausgegangen; aber auch die bildenden Künste trugen dem volksthümlichen Geiste Rechnung. Derselbe Lessing, welcher sich lange in elegischer Klage gefallen hatte, warf diesen elegischen Pinsel weg, wandte sich zur Geschichte, namentlich zu der seines Volkes und war bemüht,

den Geist derselben in künstlerischer Weise aufzufassen und darzustellen. Nicht genügte ihm mehr, die einzelnen Situationen mit naturgetreuer Wahrheit wiederzugeben, sondern es ist die Idee, der Sieg des Geistes über Finsterniß und rohe Gewalt, die Erinnerung an deutsche Größe, den Kampf der Subjectivität mit Tradition und Autorität, welche Lessing's historischen Gemälden zu Grunde liegt. Wie die Bilder Overbeck's kirchliche und religiöse Empfindungen hervorrufen, so erwecken Lessing's historische Gemälde vaterländisches und freiheitliches Bewußtsein. Die Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich den Fünften war sein erstes geschichtliches Bild, der Hussitenprediger sein zweites. Ihm folgten Ezzelin im Kerker und die einer späteren Zeit angehörigen „Huß im Verhör," „Huß auf dem Scheiterhaufen" und die „Verbrennung der Bannbulle durch Luther." Lessing blieb nicht allein. Die Düsseldorfer Schule folgte ihm. Vor Allen war es aber Kaulbach, der in einer späteren Zeit in dem Treppenhause des neuen Museums in Berlin die Ideen der Zeit in der Weltgeschichte darstellte.

Auch in der Literatur hatte sich ein neuer Zeitgeist Geltung verschafft. Unter den deutschen Romanschriftstellern war es Heinrich König, welcher in einem leider vergessenen Buche „die hohe Braut" die Bahn brach. Wohl werden wir in diesem Romane nach Italien an den Turiner Hof versetzt, und es wird uns das Hervorbrechen der dortigen freien Zustände in der ersten Zeit der Revolution geschildert; aber überall tritt deutscher Sinn und deutsches Streben des Schriftstellers hervor und erregt in uns die Sehnsucht nach besseren Zuständen. Nur daraus läßt sich das Aufsehen erklären, welches dieser Roman bei seinem Erscheinen hervorbrachte. Bei weitem bedeutender war Immermann. In seinem Trauerspiele von Tirol, welches 1827 erschienen war, hatte er die große Erhebungszeit geschildert, während er in Münchhausen einerseits die Fehler der Gegenwart geißelte und andererseits mit unübertrefflichem Pinsel das vaterländische Leben auf der rothen Erde schilderte.

Während der Roman lediglich Vergangenheit und Gegenwart im Auge haben konnte, richtete die Poesie ihren Blick auf die Zukunft. Graf Auersperg (Anastasius Grün) verlangte von Franz I. Freiheit für seine Länder und Phizer wagte es, in seinen Liedern und seiner Prosa zum ersten Male wieder seit den Karlsbader Beschlüssen an das deutsche Vaterland zu erinnern. Gewaltig war der Eindruck, den sein Briefwechsel zweier Deutschen hervorrief und nicht minder staunte Deutschland, daß von der Donau aus der Ruf nach Freiheit erschallte. Weiter ging noch Platen, welcher wie kein Anderer die Abhängigkeit vom Baschkirenvolke als deutsches Sclaventhum brandmarkte und Italiens Freigebung vorahnend verlangte. Ihm reihten sich die Dichtungen von Mosen, Freiligrath und Sallet an und nicht ohne Einfluß blieb, daß der letztere in seinem „Entweder, oder" Entschiedenheit für den nahen Kampf forderte.

So entwickelte sich in den dreißiger Jahren in der Kunst eine neue Richtung, die volksthümliche, welche nur aus innerer Erhebung des Volkes hervorgehen konnte und bessere vaterländische Zustände ahnen ließ. Wohl waren es damals nur Ahnungen; aber sie trügten nicht, und der Mahnungsruf der Zeit war kein vergeblicher. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. begann eine neue Zeit für Deutschland, und wenn dieselbe auch in späteren Zeiten Auswüchse nach allen Seiten erzeugte, so müssen wir doch dankbar bekennen, daß sie Leben und Frische in die Nation brachte, uns von dem Einflusse Metternichs und Rußlands befreite und der Zukunft das hohe Ziel deutscher Einheit stellte.

Verhandlungen.

Am 7. April 1863 vereinigte sich eine zahlreiche Versammlung von Gästen und Mitgliedern, unter ersteren der Präsident der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, der Geheime Medizinal-Rath und Professor Herr Dr. Göppert, Herr Justiz-Rath Fischer aus Breslau und zwei Deputirte der philomathischen Gesellschaft in Oppeln, die Herren Staatsanwalt Giehlow und Regierungs-Assessor v. Möller und viele frühere Mitglieder im festlich geschmückten Ressourcen-Saale, um die Feier des 25jährigen Bestehens der Philomathie zu begehen. Nach Mittheilung einer kurz gefaßten Statistik der Gesellschaft durch den Sekretair, ergriff der Herr Justiz-Rath Fischer das Wort, um den Festvortrag zu halten. Als Mitbegründer und Hauptträger der Ideen, welche die philomathische Gesellschaft in's Leben gerufen haben, gab er zunächst eine Skizze der gesellschaftlichen Zustände von Neisse vor 25 Jahren, deren Wahrheit namentlich in den älteren Philomathen eine Menge Erinnerungen an jene, der heiteren Geselligkeit wie dem durch sie vermittelten geistigen Verkehr so günstige Zeit wach rief. Hieran knüpfte er eine Darstellung des kulturhistorischen Lebens, wie es während der dreißiger Jahre im deutschen Volke und vor allen in Schlesien zur Erscheinung gekommen ist und ließ kaum eine bemerkenswerthe Seite des geistigen Strebens jener Zeit unberührt. [1])

1) cf. die vorhergehende Abhandlung.

Während des Festmahls galt der erste Toast Sr. Majestät dem Könige, ein zweiter den Begründern der Gesellschaft. Herr Justiz-Rath Fischer entgegnete in längerer Rede und hierauf ergriff der Geheime Rath Professor Dr. Göppert das Wort, um die Bedeutung der Thatsache hervorzuheben, daß es der Philomathie gelungen sei, alle Stände und Berufsthätigkeiten zu gemeinsamer wissenschaftlicher Thätigkeit zu vereinigen und durch 25 Jahre in dieser Vereinigung zu erhalten. Herr Staatsanwalt Giehlow sprach die Glückwünsche der Philomathie in Oppeln aus, und noch eine Anzahl ernster und heiterer Tischreden folgten in bunter Reihe. Auch die heiteren Musen fehlten nicht am Feste. Ein neues Lied wurde gesungen, und ein zur Aufführung gelangter Scherz, die Versammlung der olympischen Götter darstellend, welche in vom Humor diktirten und von Witz belebten, beziehungsreichen Versen die Creirung eines neuen Gottes beriethen, brachte auch an diesem Abende die Gemüthsseite der Philomathie zur vollen Geltung.

Die zur Feier des 25jährigen Bestehens herausgegebene Denkschrift war an die deutschen Akademien und an eine Anzahl gelehrter und wissenschaftlicher Gesellschaften versandt worden. Mehrere der freundlichen Erwiderungsschreiben, welche von allen Seiten eingingen, waren von literarischen Geschenken begleitet. So erhielt die Philomathie im Laufe der beiden letzten Jahre nachstehende Schriften:

1., von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Anschluß an frühere werthvolle Sendungen den 40. und 41. Jahresbericht, die Hefte II und III der naturwissenschaftlichen Abhandlungen für das Jahr 1862 und Heft I 1864 der philosophisch-historischen Abtheilung.

2., den 21. Band der Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg.

3., den 21., 22. und 23. Jahresbericht des vaterländischen Museums in Linz.

4., den 26. Jahresbericht nebst historischen Beigaben des historischen Vereins für Oberfranken in Bamberg.

5., eine reiche Sendung der Smithsonian Institution in Washington, bestehend in

a., **Annual Report for 1858, 1859, 1860, 1861, 1862 und 1863.** (8°. 6 Bände.)

b., **Meteorolog. Observations** (4°. Bd. I.)

c., **Smithsonian Miscellaneous Coll.** (Bd. II und IV.)

d., Hagen. Neuroptera.
e., Leconte. Coleoptera.
f., Mitchell. Rattlesnake.

Die Werke der Smithsonian Institution sind, mit Ausnahme von d und f, in Doppelexemplaren eingegangen mit der Bestimmung, das zweite Exemplar der städtischen Realschule in Neisse zu überreichen. Die später übersandten Jahresberichte p. 1862 und 1863 erhielt durch Vermittelung der philomathischen Gesellschaft auch das hiesige Königliche Gymnasium.

6., eine Anzahl kleinerer Abhandlungen des Geheimen Medizinal-Raths Professor Dr. Göppert über den botanischen Garten in Kew, über die Natur der Diamanten, Beiträge zur Bernsteinflora, Mittheilungen über Inhalt und Einrichtungen der Gewächshäuser des Königl. botanischen Gartens in Breslau.

7., ein Werk von Sanitäts-Rath Dr. Hanuschke in Ottmachau, „Chirurgisch-operative Erfahrungen einer 25jährigen wundärztlichen Beschäftigung.

8., eine Abhandlung des Gymnasiallehrers Dr. Michael in Sagan „zur Biographie Kepplers."

Die philomathische Gesellschaft begrüßte mit großer Freude diesen Anfang eines literarischen Verkehrs mit anderen Gesellschaften und sie spricht hier wiederholt ihren Dank für diese Sendungen aus.

Am 7. Mai 1863 hielt Herr Dr. Poleck im Anschluß an seine in der Denkschrift der Philomathie veröffentlichte Abhandlung über das süße Wasser einen freien Vortrag „über das feste Wasser." In einem gedrängten Resume der Eigenschaften des Wassers im flüssigen und gasförmigen Zustande wurde hervorgehoben, daß das reine Wasser seine größte Dichtigkeit bei + 4° C. besitzt und sich bei weiterem Erkalten wieder ausdehnt, bis es unter gewöhnlichen Umständen bei 0° C. fest wird, wobei seine Ausdehnung ihr Maximum erreicht. Diese beträgt ungefähr $^1/_{11}$ seines Volumens im Zustande der größten Dichtigkeit. Das spezifische Gewicht des Eises ist nur 0,922, es schwimmt daher, wie bekannt, auf dem Wasser. Befindet sich jedoch das Wasser in völliger Ruhe, so kann es bis weit unter den Gefrierpunkt, bis — 15° C. abgekühlt werden, ohne zu erstarren; dieß geschieht dann augenblicklich bei der geringsten Bewegung unter gleichzeitigem Steigen der Temperatur auf 0° C., veranlaßt durch das plötzliche Freiwerden der im flüssigen Wasser gebundenen Wärme. Beobachtungen der Art können leicht im Winter in ungeheizten Zimmern an gefüllten Wasserflaschen gemacht werden, bei denen nicht selten das flüssige Wasser während des Schüttelns oder Ausgießens erstarrt. Das feste Wasser zeigt regelmäßige Formen, es krystallisirt. Seine Krystallform ist ein Rhomboeder und die Grundform der sechsseitigen Säule erkennt man deutlich in den schönen Sternen des bei großer Kälte gefallenen Schnees, deren Mannigfaltigkeit an vorgelegten Zeichnungen gezeigt wurde.

Die Bedeutung dieser Eigenschaften des Eises im großen Haushalte der Natur und für die Erklärung einer Anzahl interessanter Phänomene wurde eingehend erörtert. Das Maximum der Dichtigkeit des Wassers bei + 4° C. und der Umstand, daß Eis auf dem Wasser schwimmt, schützt bei anhaltender Winterkälte die Flüsse, Teiche und Seen vor dem vollständigen Ausfrieren, es schafft am Grunde derselben Wasser von einer unveränderlichen Temperatur von + 4° C. und macht dadurch allein die Existenz der im Wasser lebenden Thierwelt während des Winters möglich. Die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher das Wasser beim Gefrieren sich ausdehnt, sprengt selbst Bomben, sie repräsentirt vorzugsweise den Zahn der Zeit, welcher an unseren Gebirgen nagt und sie zertrümmert. Und wie das Wasser, wenn es in den Klüften und Poren der Gesteine gefriert, die festesten Felsmassen zerbröckelt, gewaltige Felsblöcke lossprengt und in das Thal hinabstürzt, so zertheilt es durch dieselbe Ursache die Körnchen der Ackerkrume in noch kleinere Theile und erhöht so wesentlich die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Technik hat sich dieser Kraft bedient, sowohl um Felsen zu sprengen, als auch um Lehm und Thon für plastische Arbeiten verwendbarer zu machen. Das Welken saftreicher Blätter nach Nachtfrösten, das Abfallen feuchten Mauerputzes im Winter und noch viele andere Erscheinungen gehören derselben Ursache an. — Das Flüssigbleiben des Wassers weit unter seinem Gefrierpunkte enthält ein wichtiges Moment für die Erklärung der Hagelbildung. Barral und Bixio trafen auf ihrer Luftfahrt am 27. Juli 1850 mächtige Wolkenschichten von wenigstens 15,900 Fuß Durchmesser an, ohne ihre obere Grenze zu erreichen und beobachteten in einer Höhe von 15,000 Fuß bei völlig ruhiger Luft noch Nebelbläschen, also flüssiges Wasser, bei einer Temperatur von — 7° C. Zu gleicher Zeit bestätigten diese Gelehrten durch unmittelbare Beobach-

tung die Thatsache, daß die höchsten Wolkenschichten, namentlich die Cirrhi oder Federwolken aus Eiskrystallen bestehen. Sie befanden sich in einer Höhe von 20,000′ bei einer Temperatur von — 10°,5 C., welche bei weiterer Erhebung rasch sank, bei 20,700′ auf — 30° C., auf — 35° C. und endlich bei 22,345′ dem höchsten Punkt ihrer Luftfahrt auf — 39°,7 C., nahe zu dem Gefrierpunkt des Queckſilbers, inmitten dichter Wolken von sehr kleinen nadelförmigen Eiskrystallen. Diese überraschend großen Temperatur-Unterschiede in unmittelbar übereinander lagernden, ruhenden Luftmassen und die Nebelbläschen bei einer Temperatur von — 7° C. erklären auf eine ungezwungene Weise die Entstehung des Hagels, wenn unter sonst zutreffenden Umständen diese Luftmassen plötzlich in lebhafte Bewegung gerathen und durch einander gewirbelt werden. — Die farbigen Ringe um Sonne und Mond verdanken der Brechung des Lichtes durch jene Eiskrystalle ihre Entstehung.

Salze, Zucker, Weingeist und andere Stoffe, welche im Wasser aufgelöst sind, gehen beim Gefrieren desselben nicht in das Eis über. Das Eis des Meeres giebt beim Schmelzen süßes Wasser; an flachen Stellen scheidet sich der Salzgehalt am Boden ab und kann gesammelt werden, und hierauf beruht die Seesalz-Gewinnung am weißen Meere bei Archangel. Bier und Wein werden stärker am Weingeistgehalt durch Gefrieren und die Gleichmäßigkeit unserer Fruchteise wird nur durch das beständige Durcheinanderrühren der Masse während ihrer Erzeugung hervorgebracht. Eine Anzahl interessanter chemischer Umsetzungen werden ferner durch das Gefrieren von gemischten Salzlösungen veranlaßt.

Ein Gewichtstheil Eis bedarf um zu schmelzen 79 Wärme-Einheiten, d. h. so viel Wärme, als nothwendig ist, um einen Gewichtstheil Wasser von 0° C. auf 79° C. zu erwärmen. 1 Pfd. Wasser von + 79° C. und 1 Pfd. Eis von 0° liefern nach dem Schmelzen des letzteren 2 Pfd. Wasser von 0°, während 1 Pfd. Wasser von 0° und 1 Pfd. Wasser von + 79° C. nach dem Mischen 2 Pfd. Wasser von + 39°,5 C. liefern. Es ist also jene ganze Wärmemenge von 79° C. dazu verbraucht worden, um 1 Pfd. Eis von 0° in 1 Pfd. Wasser von 0° zu verwandeln. Diese Wärmemenge ist für die Wahrnehmung verschwunden, sie ist gebunden, latent geworden, sie hat innere Arbeit verrichtet, d. h. den festen Aggregatzustand des Eises in den flüssigen des Wassers verwandelt. Wenn Eis schmilzt, so entzieht es seiner Umgebung die dazu nothwendige bedeutende Wärmemenge. In gleicher Weise wird Wärme gebunden, wenn Körper aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand

übergehen; auch in diesem Falle wird die dabei verbrauchte Wärme der Umgebung entzogen und diese dadurch abgekühlt.

Auf diesen Thatsachen beruht die Anwendung des Eises als Abkühlungsmittel zu kulinarischen, Heil- und chemischen Zwecken und seine künstliche Erzeugung und Aufbewahrung. Die Abkühlung des Wassers in den porösen Thongefäßen, den spanischen oder vielmehr maurischen Alcarazzas, durch Verdunstung an der Außenfläche steigert sich in Ostindien bis zu der bekannten Eisbildung in den porösen Gefäßen, welche man in Benares zu tausenden unter der Verdunstung günstigen Bedingungen der kühlen und bewegten Nachtluft aussetzt. Es ist dieß ein Vorgang, welcher bei kleinen Quantitäten Wasser unter der Luftpumpe in wenigen Minuten erfolgt, wenn durch rasches Auspumpen und Entfernen des Wasserdampfes die Verdunstung beschleunigt wird. Der Vortragende ließ durch Verdampfung von Aether Wasser gefrieren und zeigte, daß flüssige schweflige Säure, deren Siedpunkt bei — 10° C. liegt, dieß augenblicklich bewirkt. Die abkühlende Wirkung bei Verdunstung dieser Säure trat besonders hervor, als er unter ihrem Einfluß Queckſilber gefrieren ließ, sie wird aber noch weit übertroffen durch die Wirkung der flüssigen Kohlensäure und des flüssigen Stickoxyduls.

Hierauf ging der Vortragende zur Schilderung der Methode über, durch welche man sich künstlich Eis in größeren Mengen verschafft. Diese lassen sich in zwei Kategorien theilen, in solche, welche durch sogenannte Kältemischungen wirken, und in solche, welche den Verdampfungs-Prozeß leicht flüssiger Substanzen in Anspruch nehmen. Unter den Kältemischungen ist die Mischung von zerstampftem Eis und Kochsalz die bekannteste; sie dient fast ausschließlich zur Darstellung des Fruchteises, kann aber nicht in Betracht kommen, wenn es sich um Darstellung des reinen Eises im Großen handelt. Die für diesen Zweck in Vorschlag gebrachten Substanzen sind Salze, welche in Wasser oder verdünnten Säuren gelöst werden. Der Vortragende zeigte die Temperatur-Erniedrigung bei Auflösung des salpetersauren Ammoniaks in Wasser und ließ eine Quantität Wasser in einer Mischung von verdünnter Salzsäure und schwefelsaurem Natron (Glaubersalz) gefrieren. Beide Mischungen sind neben manchen anderen im Großen zur Anwendung gekommen, und ihre Wirkung scheint vorzugsweise darauf zu beruhen, daß die bedeutende Wärmemenge, welche diese Salze bei dem Uebergange aus dem festen in den flüssigen Zustand verbrauchen, bei ihrer Auflösung in Wasser oder

verdünnten Säuren durch keine chemische Verbindungs-Wärme kompensirt wird.

Ungleich bedeutender sind die Erfolge der Apparate, welche auf den Verdampfungs-Prozeß leicht flüchtiger Substanzen basirt sind. Zu diesen gehört der Apparat von Carré in Paris, in welchem durch Verdunstung von Aether Eis erzeugt wird. Eine Zeichnung erläuterte die Thätigkeit des Apparats, welcher kontinuirlich und mit wenig Verlust an Aether arbeitet, da letzterer nach seiner Verdampfung wieder kondensirt wird und auf's Neue zur Wirkung gelangt. Die Pumpen des Apparats werden durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Ein von Laboulaye beschriebener Apparat erzeugte in 1½ Stunden 100 Kil. Eis. In Amerika sollen, wie Bolley angiebt, derartige Apparate konstruirt worden sein, welche in einer Stunde 20 Centner Eis zu dem Preise von nur 4 Thlr. erzeugen. Noch interessanter ist ein anderer Apparat, in welchem flüssiges Ammoniak die Temperatur-Erniedrigung hervorbringt. Der ganze Vorgang läßt sich leicht an einem kleinen kompendiösen Apparate zeigen. Man verbindet durch ein Rohr zwei metallene Cylinder, von denen der eine ungefähr viermal so groß als der andere und zu ¾ mit concentrirtem wässrigem Ammoniak gefüllt ist. Nach Entfernung aller Luft wird der Apparat luftdicht verschlossen. Wird nun der gefüllte Cylinder erwärmt und der andere inzwischen in kaltes Wasser gestellt, so wird das durch die Wärme ausgetriebene Ammoniakgas durch den Druck von mindestens acht Atmosphären, welcher im Apparate herrscht, in dem kleineren Cylinder zu einer Flüssigkeit kondensirt. Wenn die Temperatur von + 130° C. erreicht ist, wird der Apparat vom Feuer entfernt, der kleine Cylinder rasch mit einer dünnen Blechhülse umgeben, in welche man etwas Alkohol gießt und nun werden beide Cylinder in möglichst kaltes Wasser gestellt. Es findet jetzt im Apparate der umgekehrte Verdichtungs-Prozeß statt. Der heiße Cylinder kühlt sich rasch ab und veranlaßt dadurch eine eben so rasche Verdunstung des in dem anderen Cylinder befindlichen flüssigen Ammoniaks, welches mit großer Begierde von dem Wasser des großen Cylinders wieder absorbirt wird. Sofort bildet sich um den kleinen Cylinder eine nicht unbeträchtliche Menge Eis, welches der bedeutenden Temperatur-Erniedrigung bei der Verdunstung des flüssigen Ammoniaks seine Entstehung verdankt. Die Blechhülle mit dem Eise kann leicht abgezogen werden und der Versuch sofort von Neuem beginnen. Der nach diesem Prinzip zur Eiserzeugung im Großen konstruirte Apparat hat eine sehr sinnreiche

Einrichtung und seine Leistungen scheinen ihm eine Zukunft zu sichern; er war auf der letzten Londoner Welt-Industrie-Ausstellung in Thätigkeit.

Das auf irgend eine Weise gewonnene Eis muß aufbewahrt werden. Es dienen dazu für kleine Mengen Eisschränke, für große ober- oder unterirdische Eisbehälter. Die Bedingungen für seine zweckmäßige Aufbewahrung sind sehr einfach und lassen sich dahin zusammenfassen, daß das Eis von allen Seiten durch eine mindestens 12—18" dicke Schicht von schlechten Wärmeleitern, gehacktem Stroh (Siede) oder Rasentorf ꝛc. gegen Temperatur und Luftwechsel geschützt sein muß. Die oberirdischen Eisbehälter wurden warm empfohlen und daran erinnert, daß die Isolirschicht am Boden derselben nicht fehlen dürfe, wie von Manchen irrthümlich das Gegentheil behauptet werde. Der Vortragende bemerkt, daß der innere Raum seines oberirdischen Eisbehälters ca. 2200 Kubikfuß betrage, daß er nur von oben zugänglich sei und Verlust durch Schmelzen so gut wie gar nicht einträte, obwohl während des Sommers täglich mehr als einmal Eis herausgenommen würde. Unter gleichen Bedingungen verpackt, wird Eis von Nordamerika, namentlich von Boston aus in ganzen Schiffsladungen nach China und Indien versandt, wobei es zweimal den Aequator passirt, ohne mehr als die Hälfte seines Gewichts durch Schmelzen einzubüßen.

Der Vortragende schloß seinen Gegenstand damit ab, daß er die Bedeutung des Eises für das Klima und als wichtigen Faktors in der Gestaltung der Erdoberfläche hervorhob. An die geographische Verbreitung des Schnees und die Höhe der Schneelinie anknüpfend, versuchte er in den allgemeinsten Umrissen ein Bild der Gletscherverhältnisse zu geben und dieselben durch Vorlegung des großen Bilderwerks von Agassiz möglichst anschaulich zu machen. Er behielt jedoch eine ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes, namentlich in seinen Beziehungen zu der nordeuropäischen Eiszeit und den gegenwärtigen klimatischen Verhältnissen des nördlichen Europas einem späteren Vortrage vor.

Am 11 Juni 1863 hielt Herr Dr. Poleck einen freien Vortrag über ein von ihm beobachtetes Diatomeen-Lager in der Nähe von Neisse bei Tillowitz, Kreis Falkenberg.

Der Vortragende schickte eine kurzgefaßte Charakteristik der Diatomaceen voraus. Diese gehören jenem Grenzgebiete zwischen dem Thier-

und Pflanzenreiche an, welches noch jetzt den Kampfplatz der Zoologen und Botaniker über den Unterschied der thierischen und pflanzlichen Zelle bildet. Vor verhältnißmäßig kurzer Zeit wurden die Diatomaceen noch zu den Thieren gerechnet. Die Botanik hat sie jedoch trotz der ihnen eigenthümlichen, scheinbar willkürlichen Bewegung nebst vielen anderen früher für Infusorien gehaltenen Organismen mit Glück für sich erobert, und diese Eroberung ist durch die Arbeiten unserer ausgezeichnetsten Botaniker befestigt worden.

Die Diatomaceen gehören zu den mikroskopischen, einzelligen Algen; jedes Individuum ist eine charakteristisch ausgebildete Pflanze, welche eine ganze Spezies repräsentirt. Sie unterscheiden sich von anderen einzelligen Algen wesentlich durch ihren Kieselpanzer, die Diatomeenzelle, auch Frustel genannt. Der Panzer ist ein Absonderungsprodukt der Zellhaut, welche einen schleimigen, von eigenthümlichen gelben oder braunen, seltener grünlichen Pigment gefärbten Inhalt einschließt. Dieser ist in den jungen Zellen gleichmäßig vertheilt, zieht sich aber später zu charakteristischen, nicht selten zierlichen Formen zusammen. Der Panzer selbst ist symmetrisch gebildet, von Scheiben oder Walzenform oder prismatisch vierseitig mit charakteristischen Streifen und Rippen. Diese treten bei starker Vergrößerung namentlich rein und scharf hervor, wenn die kleinen Pflänzchen auf Platinblech geglüht werden, wobei die organische Substanz zerstört wird, der Panzer aber völlig unversehrt zurückbleibt. Diese überaus zierlichen Zeichnungen unterscheiden mit großer Schärfe die einzelnen Arten von einander. Der Panzer besteht aus reiner Kieselerde; doch steht eine solche Abscheidung von reiner Kieselerde nicht isolirt, wir finden sie bei höheren Pflanzen, z. B. bei den Schachtelhalmen und auch den Gräsern in ähnlicher Regelmäßigkeit wieder. Manche Diatomaceen sind frei oder von einer kaum wahrnehmbaren Gallerthülle umgeben, andere sind einzeln oder zu mehreren in einer Gallerthülle eingeschlossen, welche wahrscheinlich einer Absonderung aus dem Innern der Zelle mittelst Oeffnungen des Kieselpanzers ihre Entstehung verdankt. Diese gallertartige Absonderung wird oft konsistenter und bildet dann mannichfache Formen, wie Röhren, Hörner, Stiele ꝛc. Die Fortpflanzung der Diatomaceen geschieht entweder durch Theilung der Mutterzelle in zwei Tochterzellen, welche sich von einander trennen oder auch vereinigt bleiben; ferner durch Copulation, bei welcher der Zellinhalt zweier nebeneinander liegender Individuen in einander fließt und neue Zellen bildet oder auch durch Sporen, Schwärmzellen. Interessant ist die Bewegung,

welche nur den freien Arten und unter ihnen vorzugsweise jenen zukommt, welche Kahn- oder Spindelform zeigen. Sie erfolgt in der Richtung des langen Durchmessers der Zellen und ist ein langsames Hin- und Her- und Vorwärtsschieben bald des einen, bald des andern Endes. Sie ist nur scheinbar willkürlich, und obgleich ihre wahre Ursache noch unbekannt ist, so scheint sie doch in den Erscheinungen der Endosmose, welche den Verkehr des Zellinhalts mit dem umgebenden Wasser vermitteln, gesucht werden zu müssen. In ihrem Lebensprozesse entwickeln übrigens die Diatomaceen wie die grünen Süßwasser-Algen im Sonnenlicht reines Sauerstoffgas.

Ihre Verbreitung in der Natur ist eine eben so allgemeine als ihr Auftreten ein massenhaftes. In jedem trüben Wasser, in Gräben, Teichen ꝛc. sind sie in zahlloser Menge enthalten; sie geben ihm die grünliche, röthliche oder braune Färbung und ihr sommerliches Erscheinen in Form eines gelben Schaumes auf manchen Schweizer-Seen, z. B. dem Bodensee, hat diesen eine Blüthezeit im Munde des Volkes verschafft. Sie überziehen die größeren Wasserpflanzen ebensowohl wie Steine und Felswände. Sie bevölkern das süße Wasser wie das Meer, die heißen Quellen, wie das Polar- und Gletschereis, auf welchem sie als rother Schnee wohlbekannt sind. Je näher dem Pol, um so mehr wächst die Zahl der Spezies und Individuen. Den antarktischen Ocean färben sie bisweilen, so weit das Auge reicht, braun und selbst aus Tiefen von 10—12,000 Fuß hat man sie lebend mit dem Senkblei heraufgebracht. Manche Arten sind fast über die ganze Erde verbreitet, andere kommen nur in beschränkten Localitäten vor; die Diatomaceen des süßen Wassers sind andere als jene des Meeres. Sie bilden für viele kleine und auch größere Seethiere die Hauptnahrung und auch der Mensch verschmäht sie nicht. Die von den Indianer-Stämmen am Amazonenstrom als Nahrungsmittel benutzten eßbaren Thone bestehen zum größten Theil aus Diatomaceen und ebenso das Bergmehl Lapplands, welches zur Zeit einer Hungersnoth mit Getreidemehl zu Brot verbacken wurde und 1833 und 1834 die kleine Gemeinde Degerfors im hohen Norden Schwedens fast ausschließlich ernährte. Ihnen verdankt auch der Nilschlamm zum Theil seine Fruchtbarkeit.

Durch ihr massenhaftes Auftreten, durch ihre in's Unglaubliche gehende rasche Vermehrung und durch die Unzerstörbarkeit ihres Kieselpanzers bilden sie trotz ihrer Kleinheit — die kleinsten Arten haben nur $\frac{1}{300}$ Linie Durchmesser und die Berechnung ergiebt, daß von manchen

Arten hunderttausende von Millionen erforderlich sind, um einen Kubikzoll Raum auszufüllen — einen überaus wichtigen Faktor in der jüngsten Bildungsgeschichte unserer Erdoberfläche. Wie unter den Thieren die mikroskopischen Polythalamien — die kleinsten $^1/_{100}$ Linie im Durchmesser, die Riesen ihrer Gattung höchstens eine Linie groß — mit ihren, den festen Gehäusen der Muscheln und Schnecken ähnlichen Kalkschalen alle Kalklager, welche die Geologen als Kreide- und tertiäre Bildungen bezeichnen, aufgebaut haben und in diesen, oft 1000 Fuß mächtigen Bildungen in Quantitäten vorhanden sind, an welchen unsere Vorstellung erlahmt — 1 Kubikzoll Kreide enthält oft eine Million, ein Kubikzoll Pariser Grobkalk gegen 58,000 dieser Thierchen —; so bilden die Diatomaceen die oft bis zu 100 Fuß mächtigen Lager von Kieselerde, welche auf der ganzen Erde zerstreut sind und welche zum Theil noch vor unseren Augen wachsen. Polythalamien und Diatomaceen haben in dem großen Kreislaufe der unorganischen Stoffe auf unserer Erdoberfläche die wichtige Funktion, den im Wasser gelösten kohlensauren Kalk und die Kieselerde zu fesseln und zu festen Gesteinsmassen zu verarbeiten. Auf einem solchen zum Theil noch lebenden Diatomaceen-Lager steht die Stadt Berlin. Dieses Lager zieht sich durch die ganze Mark Brandenburg von Halle bis nach Stettin in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 5—20 und mehr Fuß und erreicht unter Berlin an einzelnen Stellen eine Mächtigkeit von 50—70, ja 100 Fuß. Das große Lager unter der Lüneburger Haide hat nur 28 Fuß Mächtigkeit. In den Häfen der Ostsee geht das Wachsthum der Diatomaceen so rasch vor sich, daß allein in dem Hafen von Wismar alljährlich etwa 17,500 Kubikfuß dieser kleinen Pflänzchen, von denen cc. 60 Billionen auf einen Kubikfuß gehen, — im Durchschnitt 0,1 des gesammten Schlammes — ausgebaggert werden müssen, damit er nicht versande; ähnliches gilt von Pillau u. a. O. Wie in Europa Diatomaceen-Schichten und Polythalamien als Sumpf- und Flußablagerungen vorkommen, ebenso treten sie auch in den anderen Welttheilen auf. In Amerika machen sie einen Theil der Schlammabsätze der Häfen von Vera-Cruz, Charleston und New-Haven aus, sie bilden einen großen Theil des Bodens von Nord-Carolina und füllen fortwährend Buchten und Hafenplätze mit ihren Absätzen aus.

Solche mächtige Wirkungen werden nur verständlich, wenn man die direkten Beobachtungen von Ehrenberg über die Fortpflanzungsfähigkeit dieses kleinsten Lebens in's Auge faßt. Nach seinen Berechnungen kann eine einzige Diatomacee sich innerhalb eines Monats der Art ver-

mehren, daß ihre sämmtlichen Nachkommen mit ihren Panzern eine Kieselerde-Schicht von einer Quadratmeile Fläche und ungefähr $1^3/_4$ Fuß Dicke bilden. Hieraus erklärt sich auch, warum wir verhältnißmäßig große Diatomaceen-Lager fast nur aus einer Art gebildet sehen, wie dieß bei dem Diatomeen-Lager von Tillowitz der Fall ist.

Der Vortragende hatte von dem Besitzer der Porzellan-Fabrik in Tillowitz, Herrn Teichelmann, Kenntniß und Stücke von einem leichten, grauen Torf erhalten, welcher sich im Porzellanofen schneeweiß brannte, mit der Bitte um Auskunft über die Natur der letzteren Masse. Diese erwies sich bei der Untersuchung als fast chemisch reine Kieselerde und ein Blick durch das Mikroskop ließ sofort Diatomaceen erkennen. In Folge dessen reiste der Vortragende nach dem Torflager, um es genau zu untersuchen, und später begaben sich auf seine Benachrichtigung auch die Herren Geh. Rath Professs. **Dr. Göppert** und Professs. **Dr. Cohn** an Ort und Stelle. Durch diese beiden Gelehrten wurden die geognostischen Verhältnisse der Umgebung festgestellt und die Algen bestimmt. Der Vortragende benutzte für seinen Vortrag die brieflichen Mittheilungen derselben, und da die Resultate ihrer Untersuchungen der schlesischen Gesellschaft am 15. Juli d. J. vorgelegt worden waren und darüber ein Referat in den schlesischen Zeitungen erschien, so empfiehlt sich für gegenwärtigen Zweck der unverkürzte Abdruck desselben.

„Der seit 23 Jahren in Betrieb befindliche große Torfstich Friedrichsglück zu Tillowitz bei Falkenberg in Oberschlesien nimmt den Raum eines Beckens ein, welches beiläufig eine Meile im Durchmesser hat und, ringsum von 30—60 Fuß darüber sich erhebenden Sand- und Basaltbergen eingeschlossen, ohne Zweifel früher ebenso mit Wasser bedeckt gewesen ist, wie noch jetzt so viele große Teiche dieser Gegend. Nach dem Abfluß des Wassers, welcher nach der Gegend der heutigen Eisenhütte Theresienhütte geschah, bedeckte sich der Grund des Beckens mit Torf, über dem Nadelwald sich erhob, wie dieser noch heut sich an vielen Stellen des Beckens erhalten hat. Am höchsten Südwestrande des Torflagers zieht sich um den Fuß eines Sandhügels im Halbkreis ein Diatomeenlager in einer circa 100 Fuß breiten und mindestens 120 Fuß langen Ader. Dieses Diatomeenlager liegt unmittelbar auf dem Sande, welcher den Boden des Beckens bildet, auf; es hat eine Mächtigkeit von $^1/_2$ bis 1 Fuß und darüber; über ihm befindet sich eine $^1/_4$ bis $^1/_2$ Fuß mächtige Schicht von Torfmoos (**Sphagnum**), welches fast unverändert gelblich, leicht zerreiblich ist, als ob es frisch getrocknet sei; in dieser

Moosschicht finden sich eingestreut Nester von unveränderten Kiefernadeln, Zweigen und Zapfen, sowie Wassernüsse (**Trapa natans**), wie sie noch heut die benachbarten Teiche erfüllen.

Diese unveränderte Sphagnumschicht ist nun wieder bedeckt von dem eigentlichen schwarzen, brennbaren Torf, der gegenwärtig hier noch 3½ Fuß Mächtigkeit besitzt; darüber sind bereits 4 Fuß Pech- und Rasen-Torf abgestochen worden. Auch dieser Torf zeigt verschiedene Schichten; er besteht in seinen tieferen Lagern vorzugsweise aus den verwesten Stengeln und Blättern von Torfmoos, höher hinauf dagegen vorzugsweise aus den Wurzelfasern und Rhizomen von Gräsern und Riedgräsern mit massenhaft eingestreuten Holzstücken; die mikroskopische Untersuchung läßt Fragmente zahlreicher Pflanzen in vortrefflichster Erhaltung erkennen, welche wieder auf mannigfache Veränderungen in seiner Bildungsgeschichte Schlüsse erlauben.

Das ursprünglich 8 Fuß unter dem Boden befindlich gewesene, gegenwärtig zum Theil aufgedeckte, sehr wasserreiche Diatomeenlager besteht aus einer im nassen Zustande schwarzbraunen, torfähnlich aussehenden, beim Trocknen aber gelbgrau werdenden, sehr leichten und lockeren, an den Fingern abfärbenden und leicht zerreiblichen Erde, die von einzelnen Grasstengeln und Blättern durchzogen ist. Höchst merkwürdig ist, daß dieses ganze mächtige Lager überall nur von einer einzigen Diatomeenart gebildet wird: **Navicula serians** Kg., von circa 0,007 mm. Länge, die allerdings häufig in Torfsümpfen von Europa und Amerika, auch schon fossil gefunden worden ist; nur **Pinnularia stauroptera** findet sich spärlich eingestreut. Das Diatomeenlager von Tillowitz ist, wie sich aus seiner Lagerung ergiebt, gegenwärtig, und zwar schon seit undenklicher Zeit ausgestorben, und hat sich ohne Zweifel unter Wasser in einem Teiche gebildet, welcher mit der Zeit durch **Sphagnum** zugewachsen ist; die unveränderte Beschaffenheit des Torfmooses zunächst über den Diatomeen scheint eine plötzliche Trockenlegung desselben, ehe es Zeit hatte zu vertorfen, zu beweisen. Der Torf, der darüber liegt, gehört einer anderen Bildung an, und scheint vorzugweise Wiesen- oder Rasentorf zu sein, der verhältnißmäßig trockneren Ursprunges ist. Die Kieselschalen der **Navicula serians** zeichnen sich durch ihre feine Struktur aus (5—6 starke Längstreifen vom Rand bis zur doppelten Mittelrippe, gekreuzt durch schiefe Streifen, darüber sehr zarte und dichte Querstreifen, die in einer andern Schicht der Schale sich befinden). Durch Glühen werden dieselben nicht verändert, vielmehr nimmt dann die Erde eine schneeweiße, kieselguhrartige Beschaffenheit an, und ist auch zu Kunstprodukten (Pfeifenköpfen) versuchsweise benutzt worden, wozu sie sich jedoch wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht eignet.

Die obigen Nachrichten begründen sich auf die Mittheilungen der Herren **Dr.** Poleck in Neisse und Fabrikbesitzer Teichelmann zu Tillowitz, welche uns auch durch Zusendung des erforderlichen Materials freundlichst unterstützten, sowie auf die Beobachtungen, welche der Vortragende (Professor F. Cohn) bei einem in Gemeinschaft mit Herrn Geh. Rath Göppert im Mai d. J. unternommenen Besuche des Tillowitzer Torfmoores anzustellen Gelegenheit hatte."

Drei treffliche größere Mikroskope gestatteten die unmittelbare Beobachtung der Tillowitzer Diatomeen, sowie ihre Vergleichung mit einer Anzahl anderer Süßwasser- und Meeres-Diatomaceen und Polythalamien, unter ihnen die Diatomaceen-Erde und Santafiora, Eger, Mull und Berlin, den Kreidemergel von Caltanisetta auf Sicilien ꝛc., welche sich in einer schönen, der hiesigen Realschule gehörenden Sammlung von mikroskopischen Präparaten vorfanden.

Herr Stifts-Assessor Schuppe beantwortete hierauf die Frage nach der Entstehung und Bedeutung der Isidorschen Dekretalen.

Diesen freien Vorträgen folgte die Verlesung von zwei der Gesellschaft gemachten literarischen Geschenken, einer Abhandlung des früheren Mitgliedes, Herrn Gymnasial-Lehrer **Dr.** Michael in Sagan, über den Grund des Aufenthaltes von Keppler in Sagan unter Mittheilung eines darauf bezüglichen Originalbriefes vom Herzog von Friedland, und einer Abhandlung des Geheimen Raths Herrn Prof. **Dr.** Göppert über den botanischen Garten in Kew.

Am 9. Juli 1863 hielt der praktische Arzt Herr **Dr.** Thilo einen Vortrag über „Infektion und Infektions-Krankheiten."

Nur eine geringe Zahl von Krankheiten sind uns in ihrer Ursache ganz klar, bei vielen lassen sich über das Entstehen nur Vermuthungen aufstellen; eine Gruppe aber, die sogenannten Infektions-Krankheiten, entziehen sich in Bezug auf ihr Zustandekommen ganz unserer Forschung. Die Erscheinungen drängen zur Annahme eines spezifischen Giftes, das bei dem einen Theile durch Uebertragung von einem Individuum auf das andere zu Stande kommt und Contagium, bei einem andern

in der äußeren Natur (Boden, Luft ꝛc.) entsteht und Miasma genannt wird. Ueber die Natur dieser Stoffe hat bisher weder Chemie noch Mikroskop Aufschluß geben können, obgleich sie oft an ganz bestimmte Sekrete, wie Speichel, Schweiß ꝛc. gebunden sind. Einige scheinen flüchtiger Natur zu sein und wirken **par distance**, wie bei Scharlach und Masern, andere bedürfen zur Uebertragung der unmittelbaren Berührung, einige sind ganz bestimmt geographisch fixirt (gelbes Fieber).

Ueber die Ansteckung selbst walten mancherlei eigenthümliche und räthselhafte Verhältnisse ob: Bei vielen dieser Krankheiten erfolgt die Erkrankung nicht bald nach der Infektion, sondern bleibt einige Zeit latent (Incubationsstadium), daher die Möglichkeit der Verschleppung trotz Sperrmaßregeln ꝛc. — Die Empfänglichkeit für das Gift variirt sehr nach Alter, Constitution und äußeren Verhältnissen. Merkwürdig ist, daß bei den meisten zu dieser Gruppe gehörenden Krankheiten das einmalige Ueberstehen derselben, die Durchseuchung, für immer oder für lange die Empfänglichkeit aufhebt. Darauf basirt sich die Inoculation der Schutzpocken. Zu verwerfen aber ist die Einimpfung des syphilitischen Giftes, weil man die Wirkung desselben nicht begrenzen kann, und man gegen die Krankheit, die überdies meist selbstverschuldet ist, sichere Mittel hat. Zur Erkenntniß der Natur des syphilitischen Giftes haben auch die ausgedehnten historischen Untersuchungen nicht viel beitragen können.

Die Therapie ist gegen die meisten Infektions-Krankheiten ohnmächtig; das Wichtigste ist die Prophylaxis in Bezug auf Herstellung und Erhaltung reiner Luft und Verhütung der Weiterverbreitung von inficirenden Stoffen.

Am 8. October 1863 gab Herr Professor Kastner urkundliche Nachrichten zur Geschichte der Apotheken in Neisse, wobei er eine Anzahl Urkunden aus der ersten Hälfte des 15. und 16. Jahrhunderts, unter ihnen das älteste erhaltene Apotheken-Privilegium (Neisse, den 29. März 1438) vorlas. *)

Der Direktor der Realschule Herr **Dr.** Sondhauß erläuterte hierauf durch eine Anzahl von Experimenten das Tönen von Glas- und anderen Röhren durch Wärme und erklärte namentlich den Unterschied des Tönens von Röhren durch einen brennenden Wasserstoffgas-Strom und durch Vermittelung einer brennenden Oel- oder Spiritus-Lampe.

*) Dieser Vortrag bildet die erste Abhandlung dieses Heftes.

Herr **Dr.** Poleck stellte schließlich einige Experimente an, um Verbrennungs-Prozesse bei Ausschluß des Sauerstoffs zu zeigen. Er verbrannte metallisches Antimon in Chlor und Kupfer in Schwefeldampf.

In derselben Sitzung wurde die soeben erschienene geognostische Karte von Niederschlesien und einige in dem Park der hiesigen Königl. Pulverfabrik zur Entwickelung gelangte, aber noch nicht völlig reife Früchte der echten Kastanie vorgelegt.

Am 28. October 1863 sprach Herr Major v. Plänckner über das Gedächtniß. Er leitete seinen Vortrag ein mit einem Vergleich der Seele mit dem Staate und weiter des Gedächtnisses mit den Staatsgebäuden, namentlich den Bibliotheken. Wie jene soll das Gedächtniß dauerhaft und fest, und obgleich sicher, doch leicht zugänglich sein, und lasse dabei Herbart's klassischer Ausdruck in Bezug auf das Gedächtniß: „Das Heraustreten über die Schwelle des Bewußtseins" das vergleichende Bild nur um so deutlicher werden.

Nachdem die verschiedenen Arten des Gedächtnisses, des mechanischen — dem Tonfall folgenden, — des judiciösen, — durch Urtheil vermittelten — und endlich des ingenieusen durchgangen waren, kam er, bei letzterer verweilend auf die Gedächtnißkunst zu reden.

Als Grund, warum die Mnemonik nie ein Gemeingut geworden, gab er an, sie sei eben eine Kunst. Der wissenschaftliche Theil sei bald erlernt, aber der geniale Theil — das richtige, glückliche oder eben ingenieuse Verbinden des Gliedes (die sogenannte mnemonische Brücke) müßte dem Einzelnen überlassen bleiben.

Ein zweiter Grund, warum die Mnemonik sich nicht mehr Bahn gebrochen, sei aber auch der, daß man Jahrtausende lang das Vorurtheil beibehalten habe, man müsse als Anhaltspunkte für das im Gedächtniß Aufzubewahrende sich vorher sogenannte Ordnungsbilder einprägen. Man sei darin so weit gegangen, von den Schülern zu verlangen, sich bis zu 5000 solcher Bilder zu behalten, bevor man habe beginnen las-

sen, den neu zu merkenden Stoff mit jenen Ordnungsbildern zu verbinden, und doch sei in der That nicht ein einziges dergleichen Bild nöthig.

Die alten Mnemoniker geben folgende drei Regeln:

1., die Ordnung, d. h. die logische Verbindung, die judiciöse Reihenfolge.

2., die Verwandlung des zu merkenden Stoffes in Bilder, und endlich

3., die Einreihung jener Bilder in gewisse Plätze (die vorher vorhandenen Ordnungsbilder.)

Die neuen Mnemoniker bilden zwei Hauptheorien aus:

1., die Erregungstheorie, d. h. mit kurzen Worten, man soll dem zu merkenden Stoffe Leben oder Bewegung zu ertheilen, oder ihn in eine lebhafte Umgebung zu bringen suchen.

2., die Verbindungstheorie, d. h. zwischen den einzelnen Gliedern des zu merkenden Vorstellungsstoffes günstige Verknüpfungen zu ermitteln.

Nun sei aber ersichtlich, daß die beiden ersten Regeln der alten mit den beiden neuen Theorien in umgekehrter Ordnung identisch seien, während die dritte Regel der Alten durch die erste — die Anordnung — überflüssig gemacht sei.

Hierauf versuchte der Redner die Gesetze der Reproduktion, bekanntlich vier verschiedene auf das Eine, das der Aehnlichkeit zurückzuführen. So sagte er namentlich in Bezug auf den Contrast:

„Zwei Vorstellungen contrastiren, wenn sie viele Merkmale gemein haben (ähnlich sind), wobei aber ein Ferneres einen Gegensatz bildet. Durch die vielen gleichen Merkmale ist das Gesetz der Aehnlichkeit constatirt, während es gerade der Contrast ist, der beim Vorstellen des einen Gegenstandes den andern über die Schwelle des Bewußtseins erhebt, da er das Bild lebendig macht, und so die Erregungstheorie in's Spiel gebracht wird. Die Contraste — schön — häßlich — gut — schlecht ꝛc. kann man als die Endpunkte einer geraden Linie ansehen, und da die Bestimmungsstücke der Linie gerade diese Endpunkte sind, so fallen sie bei der Vorstellung am meisten auf, obgleich man dabei die ganze Linie zu durchlaufen hat. Der Gedanke läuft aber unabläßig bis er einen Ruhepunkt findet und dieser ist eben der Endpunkt der Linie, der Contrast. (+ N. — N.) Der Redner faßte hiernach die Regeln der Mnemonik dahin zusammen: „Suche die einzelnen Glieder der zu merkenden Vorstellungen in lebendige Umgebung zu versetzen (in frische Bilder zu

verwandeln) und verbinde sie dann auf schickliche oder glückliche Weise (durch Aufsuchen von gleichen Merkmalen) zu einer leicht ablaufenden Reihe.

Demnächst versuchte er einige der Vorurtheile gegen die Mnemonik zu bekämpfen, wobei er jedoch zugab, daß dieselben für Kinder niemals dem Zwecke entsprechend eingeführt werden können. Das Kind soll und muß lernen, reproduciren, und es wird ihm leicht. Der Mann ordnet und verknüpft und schafft aus gegebenen Gliedern Neues, er producirt.

Wesentlichen Nutzen, fuhr der Vortragende fort, gewährt die Mnemonik entschieden beim Behalten von Zahlen. Zahlen sind deshalb so schwer zu behalten, weil sie als Begriffe die unabhängigsten aller Abstraktionen sind. Schon frühzeitig hat man zwar versucht die Ziffern einer Zahl in Bilder zu verwandeln, um etwas Anschauliches zu erhalten (1 Lanze, 2 Schlange, 3 Dreieck, 4 Buch, 5 Hand, 6 Schlinge, 7 Sense, 8 Becher, 9 Horn, so daß man z. B. 20,000,000 als 7köpfige Hydra vorstellte), aber die Sache blieb schwerfällig.

Erst Karl Otto (Reventlow) erfand ein zweckmäßiges Zahlenschema, welches durch Kothe noch mehr ausgebildet wurde. Es ist daran nichts zu lernen, ein einmaliges Durchschauen eröffnet das Verständniß. Wesentlich ist, daß den Vokalen keine Ziffer zukommt, diese daher willkürlich eingesetzt werden können, ferner, daß nur die drei ersten Consonanten eines Worts verwendet werden und einer Zahlencohorte entsprechen.

Bei diesem System ist es leicht für eine 3stellige Zahl ein passendes Wort zu finden, in denen von den 1000 möglichen in der That nur 2 Zahlen sind, für welche die Auswahl gering ist (773 und 737).

Die Leichtigkeit der Auffindung und die Nützlichkeit des Verfahrens wurde durch viele Beispiele anschaulich gemacht; auch viele Daten wurden gegeben, bei welchen der Redner für die Monate ein ihm eigenes Schema verwendete, in dem er wiederholte, daß Lehrbücher eben nur Anhaltspunkte geben, und deren Beispiele nur dienen könnten, um an ihnen, nicht um sie zu lernen.

Am 25. November 1863 sprach der Lieutenant in der 6. Artillerie-Brigade Herr Otto über die beiden Landengen der alten und neuen Welt und deren Bedeutung für den Weltverkehr.

Nach einer einleitenden Erörterung der allgemeinen Verhältnisse beider Landengen beschäftigte sich der Vortragende ausschließlich mit der Topo- und Hydrographie der Landenge von Panama und den Projekten ihrer Durchstechung, indem er es einem späteren Vortrage vorbehielt, die Kanalisirung der Landenge von Suez zu beleuchten.

Wichtig für Amerika und den Weltverkehr im Ganzen ist die Eröffnung einer großen Wasserstraße durch den central-amerikanischen Isthmus; für Europa und die Mittelmeerstaaten insbesondere die Wiedervereinigung des Rothen mit dem Mittelmeer. Beide Wasserwege einigen sich zu einem Hauptziel: Zur leichteren Erreichbarkeit Süd- und Ost-Asiens und der Inseln des stillen Oceans, d. h. der für den Welthandel wichtigsten Länder.

Die Nothwendigkeit der beiden Zeit, Raum und Geld sparenden Wasserstraßen tritt auf als Folge der wachsenden Handelsbedeutung der Küstenländer und Inseln des stillen Oceans. Gewaltig müssen die Revolutionen sein, welche die Durchbrechung der Isthmen von Central-Amerika und Suez auf die bestehenden politischen, commerciellen und socialen Verhältnisse der hervorragendsten Völker des Erdballes äußern werden.

Nach den Berechnungen des Lieutenant Maury, des gründlichsten Kenners des Meeres, seiner Strömungen und Winde, findet durch einen amerikanischen Canal im Vergleich zur Fahrt um's Cap Horn für die atlantischen Häfen Nord-Amerika's nach denen der Westküste eine Maximalersparniß von 14000 Seemeilen (127 Tage) statt; nach denen die Ostküste Asiens noch bis 9000 Seemeilen. Für die atlantischen Häfen Europa's verkürzt ein solcher Canal die Fahrt nach den Inseln des stillen Oceans und die asiatische Ostküste bis 6000 Meilen. Bezüglich Ost-Indiens tritt für beide Continente keine Ersparniß ein. Ein Suez-Canal kürzt die Dampfschifffahrt für alle europäischen Häfen nach dem Haupthandelstheater ab; dasselbe findet auch für alle Segelschiffe aus dem Mittelmeer statt.

Für Triest und Marseille nach Bombay beträgt die Ersparniß 4000 Meilen. Für London, Petersburg ꝛc. 2800 Meilen und auch für New-York 2400 Meilen. Für Segelschiffe aus Nichtmittelmeer Häfen dagegen bewirkt der Canal zwar eine Raumersparniß, aber eine Zeitersparniß wird bezweifelt; denn es gibt auf dem Mittel-, dem Rothen Meer, dem Indischen Ocean widrige Strömungen und Zonen ungünstiger Winde. So behaupten die Gegner des Projekts und stützen

sich dabei auf die „geographischen Wanderungen Carl André's“ und Anderer Erfahrungen.

Eine ostindische Fahrt von Bremen ums Cap der guten Hoffnung durchschnittlich . . . . . 120 Tage.

Dagegen: Von Bremen nach Alexandrien ca. 80 Tage.
„ Singapore bis Sokotora bei günst. Passat. . . . . 30 „
„ Sokotora bis Bab-el-Maudib 6 „
„ Auf dem rothen Meere . . 30 „
Fahrt auf dem Canal angenommen 3 „

Ca. 150 Tage. — 150 Tage.

Zum Nachtheile des Canals: Differenz 30 Tage.

Die Verfechter englischer Interessen bezweifeln außer der Zweckmäßigkeit und Rentabilität des Werks auch die Möglichkeit der Ausführung und prophezeien unter Hinweis auf das Schicksal des „alten Canals der Könige“ eine Versandung. Die Actionäre der Suezcanal-Baugesellschaft, welche ihr Capital in dem Unternehmen angelegt haben, müssen als die besten Richter über die Zweckmäßigkeit desselben angesehen werden.

Die beiden Weltcanäle sparen aber auch Geld!

Durch die Ersparniß an Zeit wird ein Capital öfter fruchtbringend zirkuliren können und die Verringerung der Fahrzeit auch eine Verringerung der Fahrkosten zur Folge haben.

Ein bemerkenswerther Umstand bei der Beurtheilung und Vergleichung beider Canäle ist der, daß man beim amerikanischen ein relativ schwieriges Gewässer (caraibischer oder mexicanischer Meerbusen) gegen ein günstiges vertauscht (stillen Ocean), während beim egyptischen gerade das Gegentheil stattfindet. Bei diesem waren bisher alle Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegenthürmten, rein politischer Natur. Ein zwischenseeischer Canal durch Mittelamerika kämpft hauptsächlich mit Terrainhindernissen. Bei beiden Landengen blühte einst der Transithandel und verfiel durch Auffindung der Wege um die sturmumbrausten Caps. Die neue Aera läßt sie wieder ihren verdienten ersten Platz in der Geographie einnehmen. Beide Landbrücken durchläuft zuerst ein eiserner Schienenweg, bis sich später die Fluthen zweier Welt-Meere an derselben Stelle mischen werden.

Der Einfluß der beiden Weltwasserstraßen auf Umgestaltung der ökonomischen und politischen Verhältnisse aller Staaten ist unberechenbar, unermeßlich; ebenso die Folgen für die Culturbewegung der Zukunft.

Alexander von Humboldt nennt die Landenge, an welcher sich die Aequatorialströmung bricht, das Bollwerk der Unabhängigkeit Chinas und Japans. Durch die Sprengung der beiden Verkehrsschranken werden dem seit mehr als einem halben Jahrhundert begonnenen athemlosen Lauf der alten und neuen Welt alle nur erreichbaren Mittel zu freier Bewegung geboten. Nord-Amerika, England und Frankreich sind Rivalen um Einfluß und Macht auf dem stillen Ocean; ihre commercielle Zukunft hängt davon ab, in welchem Grade sie die neuen Handelsgebiete auszubeuten im Stande sind. Nach Durchbrechung der amerikanischen Schranke erhält der Amerikaner die Controlle über den Handel der neuen Aëra; denn schon jetzt hat der Engländer nur noch einen kurzen Vorsprung beim Weltlauf Beider. Trotz der Nothwendigkeit eines zwischenseeischen Canals für die amerikanische Suprematie im stillen Meere ist bis jetzt wenig Energie in der Realisirung irgend eines der unzähligen Projekte entwickelt. Die zu Tage tretende Saumseligkeit in der Realisirung der Canalisationspläne liegt hauptsächlich begründet in der gegenseitigen Rivalität der Völker des 19. Jahrhunderts, nicht in der Terrainschwierigkeit, die verschwindend klein ist zu den Mitteln und Leistungen der heutigen Technik. Vielleicht wird der Umstand, daß die alte Welt in der Beseitigung ihrer Schranken der neuen zuvorkommt, für diese das Signal, auch an der ihrigen zu rütteln. —

England und Frankreich sind Rivalen um Einfluß und Macht in Egypten. Der Brite, welcher früher das Mittel- und Rothe Meer dominirte, während jetzt seine Positionen an Bedeutung verloren, und die Mittelmeerflotten sich gekräftigt haben, fürchtet weniger einen Canal als eine französische Colonie in Egypten; denn er sieht seinen indischen Besitz gefährdet. Bei sonst gleichen Kräften entscheidet über die Herrschaft in einem entlegenen Gebiet die Leichtigkeit der Verbindung mit demselben. Herr v. Lesseps, die Seele der großartigsten und gemeinnützigsten Idee, erscheint England einfach als politischer Agent.

Vergebens jedoch stemmt sich England gegen die Thätigkeit der Canalbau-Compagnie. — Die Möglichkeit der Ausführung, die Zeitgemäßheit und die Zweckmäßigkeit der Wasserstraße für den europäischen Handel mit Ostindien, die Nothwendigkeit der Eröffnung bisher verschlossener

Länder (Egyptens, des nördlichen Theils der Ostküste Afrikas und der Südküste Arabiens), deren Produkte der europäischen Welt unentbehrlich geworden, sind unläugbar. Zur Verbreitung europäischer Cultur und christlicher Religion in den erschlossenen Ländern ist der Franzose geeigneter als der engherzige Brite. Das Schicksal des türkischen Reichs, die Zukunft Egyptens läßt sich ahnen.

Die amerikanischen Projekte. Nach Columbus' Entdeckungs-Fahrt ist es das Streben aller Conquistadoren gewesen, eine westliche Durchfahrt zu suchen. Die Spanier haben während ihrer 300jährigen Herrschaft auf dem Isthmus oft genug an eine zwischenseeische Verbindung gedacht. 1520 will schon Cortez auf Grund einer von Montezuma erhaltenen Karte die Landenge von Tehuantepec, durch Verbindung der Flußläufe des Chimalapa und Coatzacoalco durchschneiden.

Carl V., welcher wiederholt befahl, ihm die besten Mittel zur Durchstechung des Isthmus anzugeben, erhält von seinem Statthalter die abschreckendsten Berichte: „Kein Fürst der Welt sei im Stande, die Kosten eines solchen Unternehmens zu tragen." So wurde durch apodictische und bedingungslose Behauptungen, daß alle Hoffnung auf einen interoceanischen Canal aufzugeben sei, Abneigung gegen künftige Untersuchungen verbreitet.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts macht Patterson den Versuch, die Thatkraft der angelsächsischen Race nach der, durch unterirdische Mächte verrammelten Brücke zwischen Nord- und Süd-Amerika zu lenken. Etwas Practisches, d. h. genaue Vermessungen und Berechnungen, geschah erst spät im 18. Jahrhundert.

In den 20iger Jahren unseres Jahrhunderts wurden von europäischen und nordamerikanischen Handelshäusern großartige, aber dennoch resultatlose Anstalten zur Verwirklichung eines Projekts getroffen. 1839 taucht die lebenskräftige Idee einer Aktiengesellschaft zum Zweck eines Eisenbahnbaues auf der Landenge von Panama auf. Die Idee verwirklicht sich 1858 und 5 Jahre später braust die erste Locomotive vom atlantischen zum stillen Ocean. Mit der Panama-Eisenbahn ist also der erste, aber noch nicht zureichende Schritt zur zwischenseeischen Verbindung gethan. Diese Bahn entspricht keineswegs den Anforderungen des immensen Transithandels durch den Isthmus. Der Transithandel und Passageverkehr ist seit Entdeckung der californischen Goldlande und der zunehmenden Bedeutung der Inseln des stillen Oceans in fortwährender, aufsteigender Progression begriffen.

Die Punkte, welche eine Wahrscheinlichkeit der Wasser-Verbindung beider Meere für sich haben, liegen auf der tierra firma (dem Festlande zwischen dem Cap Gracias a dios und der Fonseca Bay bis zum Golf von Uraba, von 13° bis 8° n. Breite.) Zwei Drittheile des Landes sind aber noch unerforscht und waldbedeckt. —

Die durch eine geringe Entfernung von einander getrennten Küsten an der atlantischen und pacifischen Seite zeigen auffallende Contraste in Boden und Klima.

Die Gebirge des Isthmus sind nicht eine einfache Kette, sondern doppelt gereiht, verschiedenen Alters und durch Querthäler unterbrochen. Man kennt aber weder die Richtung, noch die Höhen der einzelnen Kämme und Paßeinsenkungen; ebensowenig ist man über die Formation und Gesteinsarten und klimatischen Eigenthümlichkeiten derjenigen Punkte unterrichtet, die man schon für eine Wasserstraße geeignet, ausgezeichnet hat. Es mag noch andere Punkte geben, an denen die Natur durch eine Depression der Cordilleren und durch das Vorhandensein großer benutzbarer Flußstrecken einer Canalanlage vorgearbeitet hat.

Central-Amerika ist reich an künstlichen und natürlichen, großen und kleinen Wasser-Verbindungen, die größtentheils eine Aneinandereihung für kleine Fahrzeuge schiffbarer Flußstrecken sind. Der Indianer mit seinem Canoe fährt bis in die obersten Theile der Stromläufe, trägt das leichte Fahrzeug über die Wasserscheide und setzt jenseits derselben seine Fahrt fort.

Ein Weltcanal dagegen fordert Dimensionen, welche den größten Seeschiffen die Passage gestattet, keine hervorragende Strömung nach irgend einer Seite, Schleusenfreiheit (also niedrige Wasserscheide) Wasserreichthum, brauchbare Häfen an den oceanischen Endpunkten, möglichst geringe Entfernung derselben, günstiges Klima und fruchtbares Land, welches die Colonisten, die sich sehr bald in der Nähe der Straßen ansiedeln werden, ernähren kann.

Die Bedingungen erfüllen wenige oder keine der bis jetzt projektirten Linien.

1. Die Projekte durch die Landenge von Tehuantepec und Honduras.

Nachtheile: Länge der Canalisation, zahlreiche Schleusen und Seitencanäle zur Speisung des Hauptcanals, Häfen zwar groß, aber sie erfordern umfangreiche Wasserbauten, namentlich in der Bai La Ventosa ꝛc.

In neuerer Zeit sind Eisenbahnen projectirt. Der Schienenweg durch die Landenge von Panama leistet bis jetzt weder dem Handel noch der Menschheit die Dienste, die man von ihm erwarten könnte. Deshalb ist eine Concurrenz wohl wünschenswerth.

2. Die Nicaragua- und Costarica-Projekte.

Die große Cordillere, überall das schlimmste Hinderniß für eine Canal-Verbindung, ist durch das große Nicaragua-Bassin unterbrochen. Dem stillen Ocean bis auf 3 Meilen nahe gerückt, liegen hier inmitten des Isthmus zwei große Seen (Nicaragua und Managua), die einerseits mit dem atlantischen Ocean durch einen beträchtlichen Strom (San Juan) im natürlichen Zusammenhange stehen, andererseits vom stillen Meere nur durch einen kaum halb so breiten Landrücken, als die Landenge von Panama mißt, getrennt sind. Es gab eine Zeit, in der diese Projekte für die einzig ausführbaren galten. Man vergaß folgende Punkte: Das Nivellement durch die Seen, den geringen Grad von Schiffbarkeit und die Stromschnellen des San Juan, schließlich das pestilenzialische Klima an der atlantischen Küste.

Der Canal muß die Thalung des San Juan hinauflaufen, den Nicaragua-, resp. auch den Managua-See passiren und sich an irgend einer Stelle zum stillen Ocean abzweigen. Danach sind folgende Projekte aufgestellt worden:

a. Tempisque Projekt (Verbindung des Rio Niño und des in den Golf von Nicoya sich ergießenden Tempisque.)
b. Salinas Projekt (Verbindung des Rio Sapoa und der Bai von Bolaños.)
c. San Juan del Sur Projekt (Verbindung des Rio Lajas und des San Juan-Flüßchens.)
d. Brito Projekt.

Der Managua-See und Nicaragua-See sind durch den Estero di Panaloya verbunden. Die drei folgenden Projekte bezwekken eine Verbindung längs eines Punktes des Managua-Sees mit der Südseeküste.

a. Tamarinda Projekt (Verbindung der Moabita- und Tamarinda-Bai.)
b. Realejo-Linie (beginnt südlich der Marabios-Vulkane, am See von Leon, und benutzt den Pelico-Fluß und endigt in der Bai Realejo.)

c. Fonseca Projekt (Verbindung des Managua-See und der Bai von Conchagua, unter Benutzung des Estero Real.)

Um die Stromschnellen des San Juan zu umgehen, hat man daran gedacht, den San Carlos (den Nebenfl. d. Juan) mit dem Rio Grande zu verbinden. Alle diese Projekte leiden daran, daß im Verhältniß zu der geringen Entfernung die Niveau-Differenzen der Seen (+ 125') und des Oceans, sowie auch die Höhe der Wasserscheide zu bedeutend sind. Ingenieur Stephenson schlägt Schleusen, zu einer Neptunstreppe gruppirt, vor. Baily und Napoleon Garella wollen Tunnel. Durch die Nothwendigkeit solcher Bauwerke werden diese zu kostspielig und unpractisch. Gegen die Managua-Projekte existirt der Einwand großer Ausdehnung und die Schwierigkeit der Schiffbarmachung des Panaloja.

Ob auch zwischen den prächtigen Naturhäfen der Bai von Chiriqui an der atlantischen und des Golfo Dulce an der pacifischen Küste Einsenkungen des Gebirgskammes, Querthäler, Spalten und Strom-Durchbrüche vorhanden, die Aussicht auf einen Canal geben, ist bis jetzt noch nicht ermittelt.

3. Projekte der Republik Neu-Granada.

a. Landenge von Panama (zwischen der Mündung des Chagres und des Ceymito nur 8, weiter östlich zwischen dem Golf von St. Blas und der Mündung des Rio Chepo nur 6 deutsche Meilen breit) Lloyds Nivellement.

α. Nap. Garella will einen Canal von der Limon Bai (puerto de Naos) im Thale des Chagres, Caño Guebrado, Bonito, Paja; durch den Paß von Ahogajegua, unter Benutzung des Rio Bernardino nach der Vaca del Monte.

β. Michel Chevalier benutzt den Trinidad. Ueberall sind Tunnel nöthig. Mangel an Wasser auf der Wasserscheide. Wasserreservoire.

γ. Linie der Panama-Bahn. Obrist Totten hält einen Canal im Thale des Chagres, Rio Obispo und Grande für möglich. Schleusen.

b. Linie des Rio Chepo und Bajano. Auch zwischen dem Küstenfluß Rio de la Conception und dem Matanaganti (Zufluß des Chepo) hat Hopkins die Wasserscheide zu hoch gefunden.

c. Gebiet des Rio Tuira (mündet in den Golf von St. Miguel.)

Auch auf der Cordillere, die die Gewässer des Tuira vom Golf von Uraba und dem Mündungslande des Atrato sondert, ist bis jetzt nirgends eine Depression entdeckt. Die voreiligen und falschen Angaben des Dr. Cullen und Gisborne (1850) waren Grund zur Reise des Lieutenant Strain, die so unglücklich ausfiel.

4. Auf den Projektcomplex des Atrato

macht Humboldt aufmerksam.

Kelley's (eines reichen New-Yorker Bürgers) Expeditionen hatten zum Zweck die Erforschung des obern Atrato, seiner Quell- und Nebenflüsse, und Küstenflüsse; ferner die Erforschung des zwischen dem Atrato und dem Meere liegenden, schmalen Isthmus. Sie ergaben zwar die Unmöglichkeit einer Canal-Verbindung

a. zwischen den Zuflüssen des Atrato und San Juan (C. von Raspadura), der in den Busen von Magdalena fällt, und

b. des Guibro und R. Bando und ferner

c. des Rio Napipi mit der Bai von Cupica; aber sie constatiren die vortheilhaften Angaben A. von Humboldt's über den Atrato-Strom, der der Provinz Choco dieselbe Bedeutung (hinsichtlich der Canalfrage) verleiht, wie die großen Seen des Nicaragua-Bassins diesem Staate. Auf dem schmalen Isthmus-Lande zwischen Atrato und Küste werden sich gewiß an irgend einem Punkte günstige Bedingungen für einen Durchstich ermitteln lassen.

d. Das Projekt des Ingenieur Kennish entwickelt, in Uebereinstimmung mit Humboldt's Ahnungen vor mehr als 50 Jahren, folgendes Projekt, das bis jetzt als das einzige erfolgversprechende zu betrachten ist.

Die interoceanische Fahrt beginnt am Caño Coquito, einem Mündungsarm des Atrato im Golf von Uraba. Bis zur Mündung des Truando ist der Atrato ohne Veränderung als Seecanal brauchbar.

Von der Mündung des Truando führt der Canal im Bett dieses Flusses und seines Nebenflusses Nerqua aufwärts, in einem Doppel-Tunnel durch die Wasserscheide und jenseits derselben durch den Curachichi (oder Paracuchichi) in's stille Meer. Hier hat die Natur für einen passenden Ausgangspunkt so viel gethan, daß wenig Nachhilfe übrig bleibt. Keines der vorgenannten Projekte hält einen Vergleich mit diesem letzteren aus, schon deshalb, weil der Canal hier ohne Schleusen

möglich ist. Jeder Schleusen-Canal ist ein Werk von zweifelhaftem Werth. Man ist berechtigt zur Annahme, daß Kennish's große Idee sich practisch bewähren wird. Dann hätten wir ein Werk, das dem Fortschritt der Civilisation einen Weg bahnen wird, der Hemisphären verknüpft und das Menschengeschlecht in Stand setzt, zum allgemeinen Besten die Dimensionen unseres Erdballs leichter zu bemeistern.

Das Verständniß des Vortrags wurde wesentlich gefördert durch Vertheilung einer von dem Vortragenden entworfenen und durch den Druck vervielfältigten Karte, welche alle auf den Vortrag bezüglichen topographischen Momente enthielt.

Eine Frage nach der Natur und dem Geschmack coffeinfreier Kaffee-Bohnen und nikotinfreier Cigarren, deren Verkauf in Berlin öffentlich angekündigt werde, beantwortete Herr **Dr. Polech** dahin, daß das Aroma des gebrannten Kaffees theils ätherischen Oelen angehöre, theils brenzlichen Produkten der Kaffeegerbsäure, welche durch das Rösten gebildet werden, seine Entstehung verdanke, und daß Coffein an sich geruchlos sei, aber bitter schmecke. Er erklärte, daß ihm keine Methode bekannt sei, welche den Kaffe-Bohnen nur das Coffein und nicht auch andere wesentliche Bestandtheile, z. B. das Kaffee-Oel und Fett entziehe, und er glaube daher, daß die sogenannten coffeinfreien Kaffee-Bohnen des Handels dieß nur dem Namen nach sein möchten, im andern Falle hörten sie überhaupt auf, Kaffee zu sein. Aehnlich verhalte es sich mit den nikotinfreien Cigarren. Er knüpfte hieran einige Bemerkungen über die Natur und die Verbreitung des Coffeins in einigen über die ganze Erde verbreiteten Genußmitteln. Das Coffein ist eine, in weißen, seidenglänzenden, langen, biegsamen Nadeln krystallisirte Substanz, welche in kaltem Wasser nur wenig, dagegen leicht in heißem Wasser löslich ist. In den Kaffee-Bohnen ist es mit Kaffeegerbsäure verbunden. Diese sind der Samen des Kaffee-Baumes, **Coffea arabica L.**, welcher in dem nordöstlichen Theile des afrikanischen Hochlandes, in Habesch, und zwar in der Landschaft Kaffa wild wächst. Von hier aus verbreitete sich der Genuß und der Anbau des Kaffees über den ganzen Orient, über Arabien nach Ostindien und endlich auch nach Amerika. Mit Gerbsäure verbunden ist das Coffein Bestandtheil des chinesischen Thees, dessen Stammpflanze, **Thea Bohea L.**, in China und Japan einheimisch ist und dessen Genuß sich auf der ganzen nördlichen Erdhälfte eingebürgert hat. In Südamerika tritt als tägliches Getränk an seine Stelle der Paraguay-Thee oder **Yerba Maté** von **Ilex paraguariensis**,

einer Stechpalmenart, deren Blätter ebenfalls reich an Coffein sind. Die coffeinreichste Substanz aber ist die **Guarana**, welche die Indianer in Brasilien aus dem Samen der **Paullinia sorbilis M.** bereiten und welche dort ebensowohl als Arzneimittel, wie als Genußmittel in ähnlicher Weise wie unsere Chocolade verwandt wird. Ihre günstige Wirkung gegen Migräne wird gerühmt und bestritten. In den Cacaobohnen, den Samen von **Theobroma Cacao L.**, eines auf den Antillen und in dem tropischen Amerika wachsenden Baumes, kommt ein dem Coffein verwandter Stoff, das Theobromin vor, dessen Zusammensetzung in einer sehr einfachen Beziehung zum Coffein steht, welche sich auch in der künstlichen Darstellung des letzteren aus dem Theobromin ausspricht Der allgemeine Gebrauch der Cacao-Bohnen als Chocolade ist bekannt.

In einer späteren Versammlung zeigte Derselbe selbst dargestelltes Coffein aus Kaffee-Bohnen und **Guarana** und legte auch absolut coffeinfreien Kaffee vor, welcher aus einem fein gemahlenen und in Formen von gebrannten Kaffee-Bohnen gepreßten, innigem Gemenge von Cichorien und gerösteten Eicheln bestand und jenen täuschend ähnlich sah. Mit der Herstellung dieser Bohnen im Großen soll sich eine Fabrik in Böhmen beschäftigen.

Am 10. December 1863 sprach der Rittergutsbesitzer Herr Lorenz aus Schaderwitz über Justus von Liebig und die Bedeutung seiner Lehren für die deutsche Landwirthschaft.

Der Vortragende suchte den Nachweis zu führen, daß die Landwirthschaft bis in die neuste Zeit hinter den Anforderungen einer zunehmenden Bevölkerung zurückgeblieben, und daß die Produktion nicht gleichen Schritt mit dem steigenden Bedarf an Nahrungsmitteln gehalten habe.

Die Ursache hiervon findet derselbe in der mangelhaften Vorstellung seitens der Landwirthe von der Fruchtbarkeit ihrer Aecker und deren Unerschöpflichkeit, sowie in der Unkenntniß, in der man sich über die Lebensbedingungen der Pflanzen seither befunden habe.

Die Landwirthe hätten seither angenommen, daß die Fruchtbarkeit des Bodens eine unerschöpfliche sei, und daß es vor Allem das eigne, persönliche Geschick des Landwirths sei, fortdauernd reiche Erndten demselben abzugewinnen.

Durch die Einführung des Kartoffel- und Kleebaues wäre dieser Anschauung wesentlich Vorschub geleistet worden; in der Kartoffel hätte man eine Frucht gewonnen, die vermöge ihres starken Wurzelvermögens auf den ärmsten Böden und selbst dort, wo jede andere Frucht absolut versage, noch immerhin einen verhältnißmäßig hohen Ertrag gewähre. — Ebenso hätte man durch den Kleebau höhere Erträge erzielt, weil derselbe seine Nahrung dem Untergrunde entziehend, diese der Ackerkrume wieder zuführe, und letztere befähigt würde, höhere Erträge an Körnern zu erzeugen.

Die wenn auch allmählich aber stetig steigenden Getreidepreise, sowie die Geschichte des Feldbaues im Allgemeinen bestätigten indeß, daß diese Erfolge nur vorübergehende seien und daß es daher andere Natur-Gesetze geben müsse, deren Befolgung den Landwirth in den Stand setzen soll, dauernd immer höhere Erträge seinen Feldern abzugewinnen.

Die Erforschung und Begründung dieser Naturgesetze verdanken wir Justus von Liebig.

Derselbe lehre und beweise den Landwirthen, daß die Bestandtheile, welche ihre Pflanzen dem Boden zu ihrer Ernährung entziehen, keineswegs in demselben in unbeschränkter Menge vorhanden seien, daß vielmehr einige derselben und zwar vorzugsweise die Phosphorsäure und das Kali in sehr begrenzten und zum Theil sehr geringen Mengen in ihren Aeckern enthalten seien.

Hieraus folge, daß mit jeder Erndte, die der Landwirth seinem Felde abgewonnen, der Boden um die in den Früchten enthaltenen Nähr- resp. Bodenbestandtheile ärmer geworden sein müsse. In dem Dünger, den der Landwirth erzeuge und auf seine Felder bringe, ersetze derselbe einen Theil der entzogenen Bodenbestandtheile; in seinen Markt-Produkten veräußere dagegen der Landwirth gerade seine kostbarsten Bodenbestandtheile, ohne darauf bedacht zu sein, dieselben seinem Boden auch wieder zurückzuführen. Die nothwendige Folge hiervon sei, daß in einer, wenn auch noch fernen, aber immerhin berechenbaren Zeit seine Felder einer totalen Verarmung entgegengingen.

Die bedeutende Einfuhr von Guano, welche einer Einfuhr von Getreide gleich zu achten sei, spreche gleichfalls dafür, daß die Landwirthe das Bedürfniß anerkennen, der gesunkenen Fruchtbarkeit ihrer Felder aufzuhelfen.

Dies aber sei nur ein Palliativ, weil derartige Hilfsquellen unzureichend und in kurzer Zeit erschöpft sein würden.

Indem also Liebig eine dauernde und stets steigende Fruchtbarkeit unserer Kulturfelder nur in dem vollen Wiedererfatz aller denselben durch die Erndten entzogenen Bodenbestandtheile verbürgt sieht, liege es im Interesse sowohl der Land- als Volkswirthschaft, Mittel und Wege zu schaffen, um die Rückstände, die der Landwirthschaft bis heut durch die Consumtion ihrer Marktprodukte in den Städten verloren gehen, derselben wieder zugänglich zu machen.

Am 14. Januar 1864 hielt der praktische Arzt Herr Dr. Hahn aus Ziegenhals einen Vortrag über Stoffwechsel und Ernährung mit besonderer Berücksichtigung der Natur der Nahrungsmittel.

Herr Dr. Poleck erläuterte im Anschluß daran die Zeichnungen des großartigen, durch eine Dampfmaschine bewegten Respirations-Apparates im physiologischen Institute in München.

Der Lebensprozeß der Organismen stellt eine Summe von chemischen und physikalischen Vorgängen dar, welche in ihrer Gesammtheit die Existenz und Erhaltung des Individuums bedingen und welche, so weit sie in Stoff-Aufnahme und Stoffabgabe zur Erscheinung kommen, Stoffwechsel genannt werden. Der Verlauf desselben ist verschieden in den beiden großen organischen Reichen, anders bei den Pflanzen, anders bei den Thieren; er steht jedoch in beiden Reichen in einem nothwendigen Zusammenhange. Die chemischen Veränderungen des Organismus und der in denselben aufgenommenen Stoffe, der Nahrung, bilden einen großen Kreislauf, in welchem die Lebensthätigkeit des einen Reichs zur nothwendigen Voraussetzung für das andere wird. Dieser Kreislauf ist bedingt durch die beständige Wechselwirkung des Organismus mit den ihn umgebenden Medien, der Atmosphäre und der festen Erdrinde; er beginnt in der Pflanze unter den einfachsten Bedingungen. Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff sind die gemeinsamen Bestandtheile aller Organismen. Luft und Erde führen der Pflanzenwelt diese Grundstoffe in sehr einfachen chemischen Verbindungen zu, den Kohlenstoff als Kohlensäure, den Wasserstoff als Wasser, den Stickstoff als Ammoniak; einige Bestandtheile der festen Erdrinde, namentlich Kali- und phosphorsaure Salze, Kalk und Kieselerde bilden die feste Grundlage, auf welcher der pflanzliche Organismus sich aufbaut, sie sind gewissermaßen der Mörtel, welcher die luftigen Stoffe der Atmosphäre zusammenkittet. Die Pflan-

zenwelt verwandelt den Kohlenstoff der Kohlensäure unter Mitwirkung der Elemente des Wassers und des Ammoniaks in Holzfaser, Stärke-Mehl, Zucker, Fett, Eiweiß, Faserstoff; sie entzieht dem Boden die dazu nothwendigen Salze und haucht den Sauerstoff aus, welcher als nothwendige Bedingung des thierischen Lebens auf diese Weise immer auf's Neue der Atmosphäre zurückgeführt wird. Die Thierwelt lebt in letzter Instanz nur von den Pflanzen und führt in ihrem Lebensprozeß unter Vermittelung des atmosphärischen Sauerstoffs den ihr gebotenen organischen Stoff allmälig wieder in die einfachen Verbindungen zurück, in Kohlensäure, Wasser und Harnstoff, — dieser zerlegt sich unter Mitwirkung des Wassers schließlich in Kohlensäure und Ammoniak — in jene Verbindungen also, aus denen der Pflanzenkörper sich aufgebaut hat. Die phosphorsauren und anderen Salze gelangen durch den Urin in den Boden zurück, welcher sie den Pflanzen lieferte. Der Fäulniß- und Verwesungs-Prozeß verwandelt die Organismen in kürzerer oder längerer Zeit nach dem Tode ebenfalls in dieselben einfachen Verbindungen, in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. In diesem großen Kreislaufe findet keine Veränderung der Grundstoffe, der chemischen Elemente, statt, sondern nur eine Wanderung derselben durch unzählige chemische Prozesse, in welchen ihre mannigfaltigsten Thätigkeits-Aeußerungen zur Geltung kommen. Es erscheint demnach der Stoffwechsel, mit welchem ein beständiger Kräftewechsel, d. h. eine kontinuirliche Umsetzung einer Kraft in die andere — chemische Thätigkeit, Wärme, Elektricität ꝛc. — zusammenfällt, als eine Aufeinanderfolge von chemischen Umsetzungen, Neubildungen und Zersetzungen, welche in den Pflanzen vorzugsweise Reduktionsprozesse, im thierischen Organismus dagegen Oxydationsprozesse darstellen. Jene assimiliren vorzugsweise sauerstoffreiche Verbindungen, Kohlensäure und Wasser als Nahrungsstoffe unter Abscheidung von Sauerstoff; bei den Thieren läuft der Assimilation der Nahrungsmittel ein kontinuirlicher Verbrennungs-Prozeß parallel, in welchem der im Athmungs-Prozeß aufgenommene Sauerstoff ebensowohl an dem Aufbau der Organe sich betheiligt, als er bei tiefer eingreifender und weiter fortschreitender Thätigkeit die Organtheile in immer sauerstoffreichere Verbindungen überführt, bis er endlich ihren Kohlenstoff zu Kohlensäure und ihren Wasserstoff zu Wasser verbrannt aus dem Körper austreten läßt. Seine Thätigkeit wird hierdurch zur Hauptquelle der thierischen Wärme.

Es stellt sich daher der Ernährungs-Prozeß der Organismen in seinen ersten und letzten Gliedern als ein verhältnißmäßig einfaches Problem dar. Wenn wir von den Pflanzen absehen, so werden wir zu einer klaren Vorstellung über den Verbrauch der Stoffe im thierischen Organismus gelangen, zu einer Bilanz der Einnahmen und Ausgaben, wenn wir die Menge des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs und Sauerstoffs und die Salze der während einer bestimmten Zeit eingenommenen Nahrung vergleichen mit der in derselben Zeit vom Organismus ausgeschiedenen Menge derselben Stoffe. Kohlenstoff und Wasserstoff finden sich in der durch Lunge und Haut, durch Respiration und Perspiration, ausgeschiedenen Kohlensäure und in dem Wasser, sowie in den Sekreten und Exkreten der Nieren und des Darmkanals; der gesammte Stickstoff im Harnstoff des Harns und die Salze theils im Harn, theils in den Fäces. Was die Se- und Exkretionen mehr an Sauerstoff als die Nahrung enthalten, das stammt aus der eingeathmeten Luft, was sie weniger an Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff enthalten, das ist zum Neubau der Organe verwandt worden.

Es ist klar, daß die Beantwortung aller hierauf bezüglichen Fragen nur auf dem Wege des Experiments geschehen konnte, und es haben sich daher bei der Wichtigkeit des Problems an seiner Lösung die bedeutendsten Chemiker und Physiologen betheiligt. Eine Menge Apparate wurden konstruirt, um die gasförmigen Ausscheidungen durch Lunge und Haut zu untersuchen und so sinnreich einzelne Methoden und Apparate waren, so ließ doch die Schärfe der ersteren noch Manches zu wünschen übrig und die letzteren litten alle an dem gemeinsamen Fehler, daß Menschen und Thiere in den Respirations-Apparaten unter Umständen sich aufhalten und athmen mußten, unter denen zu leben sie nicht gewohnt waren. Frei von diesen Mängeln sind die Untersuchungs-Methoden und der großartige Respirations-Apparat, welcher von Professor Max Pettenkofer in München konstruirt und dessen Aufstellung in dem physiologischen Institute durch die Munifizenz des verstorbenen Königs von Baiern Max herbeigeführt wurde, welcher die sehr bedeutenden Kosten, cc. 7000 Gulden, auf seine Privatchatulle anwies.

Aus den vorgelegten Zeichnungen, welche sich im 1. Heft des II. Supplementbandes von Liebig's Annalen befinden, erhellte die Einrichtung und die Dimensionen des Apparats. Die Kammer, in welcher die dem Versuche unterworfenen Menschen und Thiere athmen, ist aus Eisen und Glas konstruirt, nach allen Dimensionen hin 8 Fuß und da-

her so groß, daß ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett darin Platz findet und noch ein kleiner Raum zum Auf- und Abgehen übrig bleibt. Der Luftwechsel wird mit einer Geschwindigkeit von 0,0208 Meter in der Sekunde durch zwei Saugcylinder bewirkt, deren Bewegung durch eine Dampfmaschine von zwei Pferdekräften besorgt und durch einen sinnreich konstruirten Regulator vollkommen gleichmäßig erhalten wird. Das Volumen der durch den Apparat gehenden atmosphärischen Luft, in 24 Stunden cc. 500,000 Liter, wird durch eine große Gasuhr genau gemessen. Sowohl von der in die Respirations-Kammer eindringenden, wie von der aus derselben entweichenden Luft wird in jedem Zeitmomente eine aliquote Menge, welche kleine Gasuhren messen, vermittelst eigenthümlich konstruirter Quecksilberpumpen durch die zu ihrer Analyse dienenden Apparate hindurchgepreßt und auf ihren Gehalt an Kohlensäure, Wasser, Wasserstoff und Kohlenwasserstoff nach Methoden untersucht, welche eine äußerste Schärfe der Bestimmung zulassen. Die so gefundene Menge jener Bestandtheile wird auf die Gesammtmenge der durch den Apparat hindurchgegangenen Luft berechnet und der Mehrgehalt der austretenden Luft an diesen Stoffen ist Produkt der Respiration und Perspiration des in der Kammer befindlichen Versuchs-Individuums während einer gegebenen Zeit. Diese Methode der Differenz-Bestimmungen eliminirt bei gleichmäßiger Ausführung alle konstanten Fehler.

Die ebenso sinnreiche als richtige Konstruktion des Apparats bewährte sich in wiederholten Controll-Versuchen. Der Kohlenstoff-Gehalt einer Stearinkerze läßt sich durch die organische Elementar-Analyse sehr genau bestimmen; mit gleicher Genauigkeit kann er durch diesen Respirations-Apparat gefunden werden. Pettenkofer ließ in der Kammer des Apparats eine genau gewogene Stearinkerze bei einem Luftwechsel von 20,000 Liter in der Stunde eine gewisse Zeit brennen. Aus der dabei entstandenen und durch den Apparat bestimmten Kohlensäure-Menge wurde der Kohlenstoff des verbrannten Stearins berechnet. Die Bestimmung war eine so scharfe, daß in fünf Versuchen die Differenzen mit der auf dem gewöhnlichen Wege gefundenen Zusammensetzung des Stearins im Durchschnitt kaum $^3/_{10}$ Prozent betrugen. Damit war die Brauchbarkeit des Apparats außer allen Zweifel gestellt.

Nachdem Voit und Pettenkofer ermittelt hatten, daß der Stickstoff der atmosphärischen Luft keinen Antheil an dem Respirations-Prozeß der Thiere nimmt und daß der ganze Stickstoffgehalt der Nahrung sich im Harn wiederfindet und dort nach einer von Liebig herrührenden Methode

scharf bestimmt werden kann, wurde nach vielen bereits im August 1862 bekannt gemachten Versuchen, im December 1863 eine Untersuchung über die Respiration des Hundes bei Fleischnahrung von ihnen veröffentlicht, in welcher zum erstenmal die Einnahmen und Ausgaben des thierischen Organismus während eines gemessenen Zeitraums durch eine Gleichung dargestellt wurden, in welcher jedes einzelne Glied durch das Experiment gefunden und jede hypothetische Annahme ausgeschlossen war.

Bei dieser Untersuchung geschah die Fütterung eines großen circa 34 Kilogramme schweren Hundes durch 25 Tage ausschließlich mit täglich 1500 Grammen von Fett, Sehnen und Bindegewebe befreitem Fleische, dessen Zusammensetzung genau ermittelt war. Von diesen 25 Tagen brachte der Hund den 1., 5., 9., 13. und 18. Tag, je 24 Stunden, im Apparate zu. Die Produkte der Re- und Perspiration wurden durch den Apparat, die Menge und die Zusammensetzung des Harns und der Fäces nach bekannten analytischen Methoden bestimmt. Es stellte sich bald heraus, daß erst vom dritten im Apparate zugebrachten Tage sich die Nahrung mit dem Stoffwechsel in's Gleichgewicht gesetzt hatte, denn von da ab waren die Resultate konstant und übereinstimmend. Die beiden Gelehrten haben aus dem Mittel der Versuche des 9., 13. und 18. Tages die Einnahmen und Ausgaben des Hundes einander gegenübergestellt und das bemerkenswerthe Resultat erhalten, daß das Thier seinen ganzen Stoffwechsel innerhalb 24 Stunden lediglich mit dem gefütterten Fleische bestritten hat, d. h. daß die in dieser Zeit verbrauchten festen und flüssigen Organtheile des Körpers gleich sind der Summe der Bestandtheile des gefütterten Fleisches, welches zu ihrem Ersatze diente, plus der aus der Atmosphäre aufgenommenen Sauerstoff-Menge. Dieses so überaus interessante Resultat, welches sich zu dem Satz verallgemeinern läßt, „daß beim Gleichgewichtszustande des Körpers die täglich genossene Nahrung auch täglich umgesetzt wird," wurde der eingehendsten und allseitigsten Kritik unterworfen, welche jedoch nur eine Anzahl neuer Momente zu seiner Bestättigung beibrachte und es überdieß wahrscheinlich machte, daß eine kleine Differenz im Kohlenstoffgehalt nicht einem etwaigen Versuchsfehler angehöre, sondern wahrscheinlich eine Zunahme an Fett im Thiere bedeute, etwa 6 Grammen in 24 Stunden, welche geringe Fettbildung auch in dem Mangel an Bewegung des Thieres im Apparate seine Erklärung finden würde.

Die Bedeutung des Apparats für das Studium des Stoffwechsels im thierischen Organismus kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Aus einer durch ihn ermöglichten vollständigen Gleichung der Einnahmen und Ausgaben des Körpers ohne jedes hypothetische Glied läßt sich aus dem Verbrauch des Sauerstoffs leicht ersehen, ob außer den Bestandtheilen der Nahrung auch andere Stoffe und welche in die Umsetzung hineingezogen worden sind, ob und wie viel der Organismus von der Nahrung zurück behalten oder was er selbst, z. B. im Zustande des Hungerns mehr an umgesetzten Organtheilen verloren hat? Erst jetzt gewinnen Ernährungs-Versuche ihre volle wissenschaftliche Bedeutung und einen bedeutenden practischen Werth, da sich nun erst die Prozesse des Wachsthums, die Mästung und Abmagerung genauer studiren lassen. Bereits werden zu diesem Zwecke auf landwirthschaftlichen Versuchs-Anstalten Deutschlands, wenn wir nicht irren, zuerst in Salzmünde derartige Apparate in noch größerem Maßstabe konstruirt.

In derselben Versammlung lagen noch Trichinen-Präparate aus den Muskeln eines in Hettstädt gestorbenen Mannes zur mikroskopischen Betrachtung vor.

Es wurde endlich beschlossen, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zur Feier ihres 60jährigen Bestehens zu beglückwünschen und der Sekretär beauftragt, diese Glückwünsche am Festtage selbst auszusprechen.

Am 11. Februar 1864 hielt der Wirthschafts-Inspektor Herr Kleinschmidt aus Nitterwitz einen Vortrag über Züchtung und die Gesetze der Vererbung.

Der Vortragende entwickelte zuvörderst den Begriff der Arten und Abarten, Racen in dem großen Reiche der Thierwelt, besprach sodann die Möglichkeit der Bildung solcher Varietäten nach dem Bedürfniß und der Willkür des Züchters und die daraus folgende Wahrscheinlichkeit der neuen Formbildung; diese „Flexibilität" erhalte ihre große Bedeutung und unberechenbare Tragweite vor allem in der Anwendung auf Haus-Thiere. — Hierauf wurde als Aufgabe für den Thierzüchter die Erforschung der Regeln aufgestellt, nach denen die Natur bei der Uebertragung sowie der Umbildung bestimmter thierischer Formen und Eigenschaften, überhaupt bei dem Aufbau des thierischen Organismus verfahre. Die Erfahrung selbst bestimme sich aber nach den Zwecken, welche der practische Betrieb der Thierzucht verfolge, da diese entweder auf die Vermehrung der Individuen durch die Zeugung und damit eng verbunden die Vererbung, d. i. die Uebertragung von Eigenschaften der Aelternthiere auf die Nachkommen erstrebe, oder die Aufzucht, Ernährung und Pflege des vorhandenen Thieres behufs seiner vollkommenen Ausbildung für den Züchtungszweck. — Der Vortragende beschränkte sich auf die Erörterung des ersten Punktes und knüpfte daran die Beantwortung der Fragen: was wird vererbt? welchen Antheil haben Vater und Mutter an der Vererbung? welches sind die Regeln, nach denen die Natur bei der Vererbung verfährt? wobei wir jedoch, da unser Wissen über die verschiedenen Prozesse im lebenden Organismus des Thieres noch nicht der Art sei, daß wir die Vorgänge, denen ein neues Individuum Entstehung und Leben verdankt, genau verfolgen können, auf die Folgerungen angewiesen seien, die sich aus dem neu entstandenen, in die Erscheinung getretenen Wesen machen lassen. Hieran wurde eine Reihe von Sätzen geknüpft, unterstützt durch Beispiele, in denen von bestimmten Eigenschaften bei Aelternthieren und das entsprechende Wiederkehren derselben bei den Kinderthieren nachgewiesen wurde. — Der Vortragende führte nunmehr den Begriff Race weiter aus, gab eine Charakteristik von verschiedenen Race-Eigenthümlichkeiten, namentlich bei Pferden und Schafen (bei denen auch die vererblichen Krankheiten zur Sprache kamen), wobei für die feststehenden, bei den Zeugungen wiederkehrenden Eigenschaften das Wort „Racenkonstanz" gebraucht wurde und stellte endlich in Bezug auf die Vererbungs-Gesetze die Behauptungen auf, „daß das Naturgesetz, wie es ausgesprochen ist in der Erhaltung der Art sowohl, als auch der Unterart, der Naturrace, auch in gleicher Weise wirksam sei bei der Züchtung unserer Kulturracen, sofern diese durch andauernde gleichmäßige Züchtung Konstanz erreicht und damit ähnlich der Naturrace geworden sind; die Racekonstanz bleibe bei Ungleichheit der Aeltern der einzige in seiner Wirkung auf die Vererbung mit einiger Sicherheit zu berechnende Faktor, und die Fähigkeit einzeln vorkommender Individuen, in besonders hohem Grade zu vererben, könne immer nur die Ausnahme von diesem Gesetze sein, das Vorkommen desselben trete nach unseren bisherigen Erfahrungen stets unerwartet ein," eine Eigenthümlichkeit, welche die Physiologie bis jetzt nicht aufgeklärt hat. — Der Redner gab zum Schlusse einige kurze aber interessante Andeutungen aus der Geschichte der Racenzüchtung, namentlich der Pferde bei den Arabern und Engländern, und über die Bestrebungen unserer Zeit, die Züchtung der Thiere, deren Brauchbarkeit für das Leben und den Verkehr der

Culturvölker sich am unabweisbarsten herausgestellt hat, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu führen, bei welcher Gelegenheit noch eine Reihe von Beispielen über das Vererben von Eigenthümlichkeiten, namentlich der Mutter auf das neue Thier angeführt und nachgewiesen wurde, daß auch äußere Einflüsse der verschiedensten Art auf das tragende Thier bei dem neugebornen Thiere noch immer in irgend einer Form erkennbar werden und bleiben. —

Im Anschluß an diesen Vortrag legte Herr Dr. Poleck eine Broschüre des Professors Pagenstecher in Heidelberg über das von Professor M. Thury in Genf entdeckte Gesetz der Erzeugung der Geschlechter vor und theilte deren Inhalt in gedrängter Kürze mit. Es handelt sich in dieser Broschüre, welche ein besonderer Abdruck eines in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, herausgegeben von v. Siebold und Kölliker, XIII. Bd., 4. Heft, befindlichen Artikels ist, um eine Kritik einer im Buchhandel nicht zu beziehenden Schrift des Professors an der Akademie zu Genf M. Thury unter dem Titel „Memoire sur la loi de production des sexes chez les plantes, les animaux et l'homme." Pagenstecher bestreitet nicht die Richtigkeit der von M. Thury gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, welche eine Hauptstütze in den Züchtungsversuchen des Herrn Georges Cornaz zu Montet im Canton Wadt, eines intelligenten und erfahrenen Landwirths und Viehzüchters, finden und alle ohne Ausnahme Thury's Hypothese bestätigen. Bei 29 Versuchen wurden nämlich in 22 Fällen, wie beabsichtigt war, Kuhkälber und in 7 Fällen in gleicher Weise Stierkälber erzielt. (?) Pagenstecher versucht nur eine andere Deutung, um unter Vergleichung dieser Beobachtungen mit früheren Erfahrungen über denselben Gegenstand zu einer mehr befriedigenden Vorstellung von dem Gesetze der Zeugung zu gelangen, als sie ihm die Thury'sche Theorie zu geben scheint. Es erhob sich eine lebhafte Debatte über diesen für die Landwirthschaft so überaus wichtigen Gegenstand, es fehlte nicht an Zweifeln und Widerspruch und schließlich wurden die anwesenden Landwirthe aufgefordert, auch ihrerseits Beobachtungen und Versuche nach den von Thury aufgestellten Grundsätzen anzustellen.

Die in der Sitzung der philomathischen Gesellschaft am 25. November 1863 im Fragekasten vorgefundene Frage „nach Abstammung und Bedeutung des Wortes Hahnrey" wurde, nachdem in dieser Sitzung der Herr Oberst-Lieutenant von Gallwitz eine Erklärung durch eine historische Anecdote aus dem Leben Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg abgegeben hatte, in der Sitzung am 11. Februar 1864 durch den Referendarius Herring in folgendem Vortrage zu beantworten versucht:

Die Ableitung und erste Bedeutung eines Wortes durch ein Geschichtchen, durch eine historisch sein sollende Anecdote erklären zu wollen, hat gegenüber der sprachgeschichtlichen Erklärung und der sprachwissenschaftlichen Ableitung fast immer etwas sehr Bedenkliches.

So ist es mit der Erklärung des Wortes „Hahnrey" durch jene historisch sein sollende Anecdote, daß, als Kurfürst Friedrich I. die Mark Brandenburg übernommen gehabt, er daselbst einen gegen seine Herrschaft eben so sich auflehnenden, als in seinen Sitten rohen Adel vorgefunden habe, daß er, um diese wenigstens etwas zu verbessern, diesen Adel namentlich in seinen jüngeren Gliedern zahlreich an seinen Hof gezogen und in den gesellschaftlichen Zusammenkünften bei ihm die Sitte eingeführt habe, daß man demjenigen der jungen Ritter, der sich durch eine rohe, den anwesenden Damen gegenüber unpassende Aeußerung das Mißfallen dieser zugezogen, eine Hahnfeder auf seine Mütze gesteckt und dann einen solchen Ritter, der recht viel solche Federn aufzuweisen gehabt, einen „Hahnreich" genannt habe, daß man mithin nicht „Hahnrey" sprechen und schreiben dürfe, sondern auf Grund der Anecdote „Hahnreich!" —

So sehr ich die Quelle sonst zu achten geneigt bin, aus der diese Anecdote geschöpft ist, (sie stammt aus den Denkwürdigkeiten des Hauses Hohenzollern, herausgegeben von dem Grafen Stillfried-Alcántara), so kann ich mich doch nicht entschließen, die historisch sein sollende Thatsache der Anecdote mit dem aus ihr entstanden sein sollenden Worte in Verbindung zu bringen, und ich halte das Geschichtchen für so lange nur „für gut erfunden aber nicht für wahr," bis ich durch gleichzeitige Urkunden oder Beweisstücke anderer Art überführt werde, und selbst auch da würde ich Bedenken tragen, aus dem einfachen Grunde, weil eben durch diese Anecdote das Wort nun einmal nicht erklärt wird in der Bedeutung, in der wir es brauchen, weil der Anecdote zu Liebe dem Worte Zwang angethan wird, weil man jener gemäß viel eher sagen müßte „Federreich," da aus ihr nicht ersichtlich ist, warum es gerade die Federn des Hahnes sein mußten, mit denen man die in Frauengesellschaft flegelhaften Adeligen ausgezeichnet hat, und weil endlich, auch angenommen, das der Anecdote zu Grunde liegende Factum sei wahr, schwer nachzuweisen sein dürfte, wie dies Wort „Hahnrey," begründet auf diese Thatsache zu der Bedeutung gekommen ist, in welcher es jetzt,

wenn auch nicht gerade geläufig, aber doch sprachgebräuchlich geworden ist.

Um zu beweisen, wie gefährlich es ist, die erste Bedeutung und Ableitung eines Wortes nur durch ein Geschichtchen zu erklären, dafür giebt es mehrfach Beispiele: ein schlagendes derselben hier noch mitzutheilen, kann ich mir nicht versagen:

Unter dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm war der Gesandte Lugwig XIV. am brandenburgischen Hofe ein Marquis de Verjus. Ihm hauptsächlich schrieb man es zu, daß Brandenburg nach dem Feldzuge zur Vertheidigung der Niederlande in dem Vertrage von Vossem am 6. Juni 1674 nicht gerade allzu günstige Friedensbedingungen erhielt und man war deshalb in Berlin sehr aufgeregt und guter Dinge, als noch in demselben Jahre 1674 ein Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen wurde. Um nun jenen Marquis de Verjus zu verhöhnen, sollen eines Abends Offiziere vom Regiment Gensd'armes vor das Haus dieses Gesandten gekommen sein, die Säbel gezogen, dieselben auf den Steinstufen gewetzt und dabei höhnend gerufen haben: „Verjus! Verjus!"; doch hätten sie, weil sie des Französischen nicht mächtig gewesen, diesen Namen: „Verschieß, Verschieß" ausgesprochen. Das hätten zufällig bei dieser Scene anwesende Studenten aus Frankfurt a. O. gehört und sich von nun an, statt des Ausdrucks: „Einen in Verruf thun" sich des Ausdruckes bedient „Einen in „Verjus" in „Verschieß" thun." So erzählt uns Professor Förster in seinem weit verbreiteten Buche „Preußens Helden" und Professor Buttmann in Berlin hat die Entstehung dieses Ausdrucks auf diese Art für möglich gehalten. — Ich habe über die Entstehung hier wie dort großen Zweifel; jener ersten Anecdote zu Liebe müßte man sagen: „Hahnenfederreich," „Hahnenreich;" und um die historische Wahrheit dieser Anecdote zu retten: „Ein in Verjus thun!" Beide Worte sagt aber so Niemand aus den Kreisen unseres Volkes, die überhaupt diese Worte gebrauchen. — —

Die europäischen Hauptsprachen und selbst einige Dialecte derselben haben zu allen Zeiten Worte gebildet und gebraucht für die beschimpfende Benennung eines Mannes, dessen Frau die eheliche Treue bricht; es ist eine gewiß auffallende Thatsache, daß man zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten stets bereit war, mit einem Schimpfwort nur den Ehemann zu belasten und ihn für die Sünden, die ja doch nur seine Ehefrau begeht, verantwortlich zu machen.

Stellt man nun die Worte zusammen, mit denen man in den verschiedenen Sprachen den Begriff eines „Hahnrey"* bezeichnet, so lassen sie sich nach zwei Seiten hin scheiden, je nachdem sie einen solchen Ehemann als einen „Hörnerträger" bezeichnen, oder ihn mit einem Hahn in Verbindung bringen, und zwar entweder mit dem gewöhnlichen Haushahn (**Gallus**) oder überhaupt mit dem Hahne (**Mas**), dem Männchen einiger Vögelarten. — —

Im vierten Akte des Phormio des römischen Lustspieldichters Terenz findet sich die Notiz, daß es bei römischen Hochzeiten für eine sehr schlimme Vorbedeutung galt, wenn man bei der Feier derselben einen Haushahn krähen hörte; man nahm dann mit aller Bestimmtheit an, daß der junge Ehemann unter die Knechtschaft seiner Ehehälfte gerathen werde. Mir däucht, daß durch diese Notiz allein schon die Anecdote von den Hahnenfedern sehr viel von ihrer historischen Wahrheit verliert.

Die Griechen nannten einen Ehemann der gedachten Art κερατίας, κεράτας, der Gehörnte, von κέρας, das Horn. — Auch finden sich im neunten Epigramm des Lucillius und im zweiten Epigramm des Callicteris (zwei in die griechische Anthologie aufgenommenen Dichtern, von denen aber der erstere nicht etwa mit dem Lucillius, dem Freunde des Horaz zu verwechseln ist) die Worte κερασφόρος und ἀνὴρ κερασφόρος, „Hörnerträger," der „hörnertragende Mann" für unser Wort „Hahnrey."

Die Römer dagegen bezeichnen einen „Hahnrey" mit **curruca**, einem Worte, das namentlich in der sechsten Satyre des Juvenal vorkommt; **Curruca** aber bedeutet die Grasmücke, von der im Alterthum die Sage ging, daß der Guckguck seine Eier in das Nest der Grasmücke lege und sie von dieser ausbrüten lasse. In dem Gebrauche dieses Wortes **curruca** dürften die ersten Spuren von dem Begriff zu finden sein, den wir mit dem Worte „Hahnrey" verbinden.

Im mittelalterlichen Latein und im Neufranzösischen ist es gerade umgekehrt: in beiden Sprachen bezeichnet man einen Ehemann der genannten Art mit dem Worte: „Guckguck" und zwar im Spätlatein mit **Cugus, cucussus, cucuciatus, cucutus, cúculus**, woraus dann später im Altfranzösischen **couz, couyoul, coucoul**, dann **couquert**, Jungfernknecht, und endlich **coquâtre**, Capaun, geworden ist. — Im Neufranzösischen finden wir den „Hahnrey" und „Hörnerträger" vermischt, freilich seltner **cornard**, von **corne**, das Horn; häufiger dagegen **cocu, cocuage**, was wohl wieder mit dem Worte **cocher** zusam-

menhängen mag, womit man das Treten der Vögel bezeichnet, wie denn auch das Wort „cochet“ einen „jungen Hahn“ bedeutet.

Im Italienischen heißt der „Hahnrey“: **Becco**, Bock, **Becco cornuto**, gehörnter Bock; in der italienischen Volkssprache findet sich das Wort: **Beccone**, großer Bock; doch kommt in der Schriftsprache z. B. mehrfach im Decamerone des Boccaccio auch der Ausdruck **cornaro**, „der Hörnerträger“ vor.

Aus dem Altlateinischen **Cúculus** ist im Englischen „**the cockoo**,“ der Guckguck geworden und auf Grund dieses Stammwortes bezeichnet man im Englischen den Hahnrey mit dem Worte: **cuckold**, was auch die Bedeutung „zum Hahnrey machen“ erhalten hat; **cuckoldly** bedeutet „hahnreymäßig,“ womit man übrigens auch den Begriff „lumpig“ verbindet, wie denn auch selbst das Wort **the cockoo** im Englischen einen „Lumpen,“ „einen schlechten Kerl“ bedeutet. — Im Othello des Shakspeare findet sich auch die Notiz, daß man in England allgemein den Glauben hat, daß ein Guckguck einen Hahnrey mit dem Namen anrufe. —

Diese vielleicht etwas zu weit gegriffene Ausführung hat allein den Zweck gehabt, den Beweis dafür zu führen, daß fast in allen europäischen Hauptsprachen (die slavischen vermochte ich nicht mit in diese Untersuchung hinein zu ziehen, da sie mir völlig fremd sind) und zu allen Zeiten, ganz gewiß doch schon vor der Zeit, in welcher unsere Anecdote von den mit Hahnenfedern geschmückten märkischen Junkern spielen soll, (so um das Jahr 1420), der Begriff der Hahnreyschaft mit dem Begriffe Hahn (sei nun damit der **Gallus**, Haushahn, oder **Mas**, der Hahn anderer Vögelarten) in Verbindung gewesen ist, daß die der Anecdote zu Grunde liegende Thatsache das Wort und den Begriff eines „Hahnreys“ nicht vereinigt haben kann, vorausgesetzt, daß das Wort „Hahnrey“ auch mit dem Hahne **Gallus** oder **Mas**, etwas zu thun hat, was eben, wie ich in Folgendem noch in Kürze zeigen will, doch durch die Annahmen unserer Sprachforscher wenigstens sehr zweifelhaft geworden ist.

Die nun folgenden Angaben sind der Encyclopädie von Ersch und Gruber entnommen:

Am unwahrscheinlichsten erscheint die Annahme von Frisch, der das Wort „Hahnrey“ für eine verderbte Nachbildung des italienischen **Cornaro**, Hörnerträger hält, so daß man demgemäß eher „Hornrey“ sprechen und schreiben müßte. Das Gesuchte der Auslegung und die geschraubte Veränderung des Wortes selbst bürgen wohl sicher für die Unrichtigkeit dieser Annahme: man ist mit Recht mißtrauisch gegen jede

Auslegung, die dem auszulegenden Wort durch Veränderung Zwang anthut. — Leibnitz leitet die Sylbe und Endung rey von dem altnordischen Zeitworte ri her, was reißen, ritzen, bedeutet, womit z. B. das isländische **runa** zusammenhängt, was ebenfalls ritzen bedeutet, wie denn auch Runenschrift nichts weiter als (eine in Holztafeln) geritzte Schrift bedeutet; demgemäß sei ein Hahnrey ein geritzter geschnittener Hahn, ein Capaun. — Eckard erklärt die Sylbe rey als von dem altdeutschen (oder gothischen) **réhe** abstammend, d. h. müde, matt; ein Hahnrey sei sonach ein matter, müder Hahn. — Wachter und Haltaus nehmen das angelsächsische Wort **heanra** zu Hülfe, was Volk, Pöbel bedeutet, und verbinden es mit dem isländischen Zeitworte **ria**, spotten, wonach ein „Hahnrey“ ein Spott des Volkes, des Pöbels sei. —

Alle diese Auslegungen erscheinen gesucht und unwahrscheinlich. Von einer großen Anzahl bedeutender Philologen wird aber folgende für die beste angenommen, weil sie die historisch wahrscheinlichste, weil wirklich durch Sprach- und Schriftgebrauch nachweisbare ist, dabei aber auch das Wort mit dem Begriff innig vereint erscheint, ohne daß zugleich jenem Zwang angethan werde.

Verfolgt man nämlich den Ursprung des Wortes „Hahnrey“ und die Art, wie es in unsere Sprache gekommen, so ergiebt sich, daß es aus den zahlreichen Memoiren entstammt, die in der Mitte bis Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich geschrieben und während der Zeit der Regentschaft des Orleans fortgesetzt worden sind. In jenen Memoiren findet sich das Wort „Hahnrey“ zuerst gebraucht. Durch diese ist es in die Umgangssprachen gekommen und, weil die französische Sprache zur Zeit Ludwig XIV. zur Weltsprache geworden, auch in andere Sprachen übergegangen. Geschrieben finden wir das Wort in deutschen Werken zuerst bei Martin Opitz und Logau, den Dichtern der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule; bei beiden findet sich „Hahnen,“ „zum Hahnrey machen.“ — Das Wort „Hahnrey“ selbst ist aber altbretagnischen Ursprungs und ist nachweisbar durch Edelleute, die sich am Hofe des vierzehnten Ludwig's aufhielten, dorthin verpflanzt und so in die französische Schrift- und Umgangssprache verpflanzt worden. „Hahnrey“ bedeutet aber im bretonischen Patois „die Hälfte,“ ein „Hahnrey“ würde also nur ein „halber Mann“ sein.

Dieser Erklärung, die allen Anforderungen entspricht, würde ich mich ebenfalls anschließen, weil ich in der That den Mann nur für

einen „halben Mann" halten kann, der sich von seiner anderen Hälfte „zum Hahnrey" machen läßt! —

Am 3. März 1864 gab der Kreisgerichts-Rath Herr Robert, welcher mehrere Jahre in Hechingen als Richter fungirt hatte, eine Geschichte der Burg Hohenzollern unter Vorlegung einer Anzahl Ansichten der interessanten Stammburg unseres Königshauses.

Auf dem Gipfel des majestätischen Hohenzollern, dem südlichsten Bergkegel der schwäbischen Alp, 2844 württembergische Fuß über der Meeresfläche, liegt die schöne Stammburg unseres erhabenen Herrscherhauses.

Der Ursprung derselben ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt, gleichwie der unseres Herrscherhauses, welches sich nach diesem Berge nennt.

Der Historiker Bucelin und andere Gelehrte des 16. Jahrhunderts bezeichnen Antenor, den Schwiegersohn des Anchises, als Erbauer eines Schlosses auf dem genannten Berge, wohin er nach der Einnahme Troja's nach vielen Irrfahrten gekommen sei. Er soll auch der Stammvater unseres Königshauses sein.

Andere Geschichtschreiber behaupten, „Ferfried" aus der römischen Familie Colonna habe vom Kaiser Heinrich III. für seine Treue den Berg mit der Erlaubniß, eine Burg darauf zu bauen, und alle Zölle in der schwäbischen Alp zu Lehn erhalten. Von der Zollerhebung sei auch der Name des Berges abzuleiten, nach welcher Ferfried seine Familie **Çolre, Çoller,** oder Zoller genannt habe.

Noch Andere geben Petrus Columna als Gründer der Burg an, die um das Jahr 1100 erbaut und nach seinem italienischen Stammsitze **Zagarolla** (verdeutscht **„Zolra"**) genannt sein soll.

Viele leiten auch den ersten Ursprung der Burg von einem Zeitgenossen Karl's des Großen, dem Grafen Tassilo ab.

Durch Urkunden vermag keiner der Historiker, welche die eine oder die andere Ansicht über den Ursprung der Burg vertreten, seine Angaben zu erweisen, weshalb dieselben sämmtlich in das Gebiet der Sage fallen.

Abstrahirt man von diesen, so drängen sich folgende Betrachtungen auf:

Wahrscheinlich ist es, daß die Römer, welche nach der Unterjochung Süd-Germaniens das jetzige Schwaben kolonisirten und alle wichtigen Punkte befestigten, auch einen für die damalige Zeit strategisch so wichtigen Punkt wie den Zollerberg, mit einem Kastel versahen und daß aus dem lateinischen **castrum in colle** der Name **çolre, çoller,** Zollre, Zoller entstanden ist. Daß das letztgenannte Wort bald mit C, bald mit Z geschrieben wurde, kann nicht befremden, da der Streit, ob und wann C wie Z und ob und wann C wie K auszusprechen, eigentlich immer noch nicht abgeschlossen ist und die Römer überdies notorisch die deutschen Worte und die Deutschen ebenso die lateinischen geradebrecht ausgesprochen und geschrieben haben.

Die strategische Wichtigkeit des Zollerberges spricht auch dafür, daß nach der Vertreibung der Römer durch deutsche Volksstämme zur Zeit der Völkerwanderung die Grafen des Gau's Schwaben, woselbst der fragliche Berg liegt und welcher damals die „Hattenhunta" (Hatto's Centgrafschaft) genannt wurde, ihren befestigten Wohnsitz auf diesem Berge genommen haben.

Als die Grafenwürde Ende des 10. Jahrhunderts bei der allgemeinen Unordnung im deutschen Reiche von den sie bekleidenden Reichsbeamten an sich gerissen wurde, brachten auch die auf dem Zollerberge als Reichsbeamte residirenden Vorfahren unseres jetzigen Herrscherhauses die von ihnen in der „Hattenhunta" bekleidete Grafenwürde erblich an sich und nannten sich, wie die meisten damaligen Dynasten, nach ihrer Burg Grafen von „Zollern," wie denn auch der Burgname auf die ganze Grafschaft übertragen wurde. Der Zusatz „Hohen" zu Zollern ist ein seit dem 14. Jahrhunderte in Schwaben bei allen Bergkegeln üblicher.

Die erste verbriefte Nachricht von dem Hause „Zollern" liefert uns der Reichenauer Mönch Berthold von Constanz, welcher die Chronik des im Jahre 1054 verstorbenen Hermannus Contractus fortgesetzt hat, und als Zeitgenosse in einem Berichte zum Jahre 1061 sagt:

„Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur."

Von da an treten die Grafen von Zollern oft in Urkunden als Besitzer des Stammgutes Hechingen mit dem Zollerberge, sowie vieler anderer Güter, in dortiger Gegend auf. Die Schreibart ihres Namens ist bis zum 12. Jahrhundert, „Zolr," „Zolre," „Zolro," „Zolra," „Coller," „Czoller," „Zolorin," „Zolloren," „Zollern."

Von den Nachkommen Burkard's kommen hier besonders Conrad II. und Friedrich III. in Betracht. Zwischen dem Ersteren, welcher Clementia von Habsburg zur Frau nahm, und dem Letzteren fand etwa im Juli 1226 eine Erbtheilung statt, bei welcher der ältere Bruder Konrad die Grafschaften Nätz und Abenberg mit dem Burggrafenthum Nürnberg unter Kaiserlicher Zustimmung und Belehnung, der jüngere Bruder Friedrich dagegen die Grafschaft Zollern und Besitzungen in Schwaben erhielt.

Seitdem residiren nun auf der Stammburg eine Reihe von Zoller-Grafen, sämmtlich Descendenten des gedachten Friedrich III. und den Vornamen „Friedrich" führend.

Dieselben können bis zu den im Jahre 1412 zur Regierung gelangten Brüdern Friedrich und Eitelfriedrich mit Stillschweigen übergangen werden, da bis dahin Nichts von Bedeutung auf der Burg vorfiel.

Der ältere Bruder mit dem Beinamen der „Oettinger," weil er auf dem Schlosse seines Verwandten des Grafen von „Oettingen" erzogen war, hatte nicht nur mit seinem Bruder Eitelfritz fortwährend Streit, sondern er lag auch mit allen seinen Nachbarn, insbesondere den Städten fast ununterbrochen in Fehde und überzog ihre Länder mit Mord und Brand, verpfändete auch viele seiner Besitzungen, sogar zeitweise die Burg Hohenzollern und die Stadt Hechingen, und häufte Schulden auf Schulden.

Da er den gegen ihn ergehenden Erkenntnissen des Hofgerichts zu Rotweil, sowie dessen Acht und Aberacht Hohn sprach, sich sogar um den vom Concil zu Constanz im Jahre 1422 wegen seiner Widersetzlichkeit gegen ihn geschleuderten Bannfluch nicht im Mindesten bekümmerte, so erklärte der schwäbische Städtebund ihm den Krieg, und zwar unter ausdrücklicher Billigung des Kaisers Sigismund und unterstützt durch die verwittwe Gräfin von Württemberg Henriette, geb. von Mömpelgard, Todtfeindin des Oettinger, der ihre Liebe verschmäht hatte.

In den ersten Tagen des Juni 1422 rückte das vereinigte württembergische und reichsstädische Heer vor die Zollerburg und schloß dieselbe ein.

Die Stärke des Belagerungsheeres mag etwa 3500 Mann betragen haben. Unter mannigfachen Scharmützeln näherte sich der Belagerer der Burg so weit, daß sie am 7. September einen Sturm versuchten, der aber vom Oettinger vollständig zurückgeschlagen wurde.

Anfangs November wurden die Belagerungsarbeiten eingestellt und es zog der größte Theil der städtischen Truppen zur Ueberwinterung in die Heimath, nur etwa 400 Mann blieben zurück und beschränkten sich darauf, die Burg so eng als möglich einzuschließen.

Am Neujahr 1423 verließ der Oettinger des Nachts die Burg, um persönlich Hülfe bei seinen Freunden, dem Herzoge von Lothringen und dem Markgrafen von Baden zu suchen.

Mit ihm hatte seine schöne Geliebte Amasia von Mössingen die Burg verlassen, um der Besatzung Schießpulver und Lebensmittel zu verschaffen. Als sie sich indessen am 6. Januar mit diesen Gegenständen durch die Reihen der Städter nach der Burg durchschleichen wollte, wurde sie von den Stadtsoldaten ertappt und gefangen genommen.

Ende Februar kehrten die abgezogenen Mannschaften der Städter zurück und betrieben die Belagerungsarbeiten mit erneutem Eifer. Bald näherten sich die Angreifer der Burg immer mehr und zwar so, daß sie einen Angriffsthurm auf der Seite des Dorfes Stetten errichten konnten, der höher war als die Burg und von dem aus sie die ganze Burg beherrschten.

Nachdem die Besatzung auf 32 Mann zusammengeschmolzen, welche größtentheils krank waren, und es nicht möglich erschien, die Burg auch nur noch einen Tag zu halten, übergab sich der Kommandant Menrath von Tuttlingen am 15. Mai 1423 mit seinen Kriegern den Städten auf Gnade, die Burg aber mit allen ihren Schätzen auf Ungnade.

Die Städter plünderten und verwüsteten die Zollerburg vollständig.

Dieser Umstand ist hauptsächlich Schuld an der Dunkelheit, in welche die ältere Geschichte der Stammburg und des Hauses Hohenzollern gehüllt ist, da bei jener Gelegenheit das Familienarchiv und alle Urkunden ein Raub der Flammen wurden.

Kaiser Sigismund verbot den Wiederaufbau der Burg für ewige Zeiten.

Nach dem Tode dieses Kaisers machte der Bruder des Oettinger Graf Eitelfriedrich, welcher nach dem Verschwinden des Letzteren die Regierung in seinem Lande übernommen hatte, Versuche zum Wiederaufbau der Burg, allein die Reichsstädter fielen plötzlich über die Materialien her und zerstörten dieselben.

Nach seinem am 21. September 1439 erfolgten Tode kam sein Sohn Jodokus (deutsch Jost) Nikolaus an die Regierung und erwirkte

vom Kaiser Friedrich III. die ausdrückliche Erlaubniß zum Wiederaufbau der Ahnenburg.

Die Grundsteinlegung fand im Jahre 1454 unter großer Feierlichkeit in Anwesenheit vieler hoher Gäste, die dem Grafen Jost Nikolaus reichliche Bauunterstützungen gewährt hatten, statt. Der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg legte den Grundstein und es erhielt aus dankbarer Anerkennung der eine Thurm den Namen „Markgrafen-Thurm." Demnächst erstand die stolze Zollerburg herrlicher, als sie zuvor gewesen war.

Im Jahre 1466 stattete ihr der Kaiser Friedrich III. einen Besuch ab, nachdem schon 1461 die neue Michaels-Kapelle eingeweiht worden war. Zur Erinnerung hieran wurde ein Thurm „Kaiserthurm" genannt.

Ein Sohn des Grafen Jost Nikolaus, der Bischof Friedrich von Augsburg fügte dem Bau einen nach ihm benannten „Bischofsthurm" im Jahre 1486 hinzu.

Aus Dank für die Verdienste des Hauses Brandenburg um den Wiederaufbau der Ahnenburg und um die Erneuerung des Glanzes ihrer schwäbischen Verwandten, setzten Graf Eitelfriedrich V. und seine Brüder im Jahre 1488 durch Testament die Markgrafen von Brandenburg zu ihren Erben für den Fall des Aussterbens ihres Mannesstammes ein.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts zog die gräfliche Familie von der bisher durch sie bewohnten Stammburg nach dem Stadtschlosse zu Hechingen und es wurde ein Hauptmann zum Kommandanten des Zollern ernannt. Als erster Burghauptmann kommt um diese Zeit Martin Klemm von Ringelstein vor.

Im Jahre 1539 kam ein Graf Karl von Zollern zur Regierung, welcher am 24. Januar 1575 eine Erbeinigung unter seinen drei Söhnen zu Stande brachte, kraft derer der Aelteste die Grafschaft Hollenzollern-Hechingen mit der Stammburg, der Zweite die Grafschaften Hohenzollern-Sigmaringen und Veringen, der Jüngste die Herrschaften Haigerloch und Werstein erhielt.

Im Jahre 1633 nahmen die Schweden und Württemberger aus Anlaß des 30jährigen Krieges von den Grafschaften Hechingen und Sigmaringen Besitz und es ließ Herzog Eberhard von Württemberg durch seinen Obrist Jost Faber die Bergfeste Zollern einschließen. Nach tapferer Gegenwehr ließ sich der Kommandant Matthäus Weinmann am 3. April 1634 auf eine ehrenvolle Kapitulation ein, als die Unmöglichkeit der längeren Behauptung der Feste vorlag.

Anfangs October 1635 schlossen die Baiern die Burg ein und vermochten den württembergischen Hauptmann Schmidtlapp durch List, dieselbe am 1. November 1635 zu übergeben.

Die bairische Besatzung hauste indessen dergestalt, daß sich der regierende Fürst Eitelfriedrich I. (schon sein Vater war vom Kaiser Ferdinand II. am 28. März 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben worden) darum bemühte, ihren Abzug zu erwirken. Im Frühjahr 1637 erfolgte dieser auch. Es that dies jedoch dem Kurfürsten Maximilian von Baiern wegen der Wichtigkeit der Zollerfeste leid und er nahm dieselbe durch seine Truppen wieder in Besitz. Erst am 3. Juli 1650 verließen die Baiern den Zollern.

Darauf versuchten die Oesterreicher wiederholt, jedoch vergeblich, sich durch Ueberraschung der Burg zu bemächtigen, weil dieselbe bei den öfteren Einfällen der Franzosen in die österreichischen Vorlande von großer strategischer Wichtigkeit für Oesterreich war.

Als ihnen dies nicht gelang, schlossen sie auf 15 Jahre am 17. Juni 1657 einen Vertrag, laut dessen Oesterreich gegen bestimmte Geldsummen das Recht der Besatzung hatte.

Gegen diesen sogenannten österreichischen Oeffnungs-Traktat protestirte der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, „weil sein uraltes Stammhaus abhängig gemacht werde," bei dem Kaiser, aber ohne Erfolg.

Von den Oesterreichern wurden die schon 1618—23 in Angriff genommenen Basteien, welche inzwischen wieder in Verfall gerathen waren, gründlich reparirt und überhaupt die Festungswerke in guten Vertheidigungsstand gesetzt.

Der Oeffnungs-Traktat wurde am 30. März 1683 und am 20. August 1693 von Neuem auf Betreiben der Fürsten von Hohenzollern abgeschlossen, welche bedeutende materielle Vortheile dadurch hatten. Sie vermochten Oesterreich zu diesen neuen Oeffnungs-Traktaten nur durch die Erklärung zu bewegen, daß sie im Weigerungsfalle mit dem Kurfürsten von Brandenburg einen Oeffnungs-Traktat abschließen würden.

Diese Drohung wirkte in Wien, wo man Nichts so fürchtete, als daß sich die Kurfürsten von Brandenburg in Süd-Deutschland festsetzen möchten.

In der That strebten die Brandenburger auch danach. Der Kurfürst Friedrich III. schloß sogar am 20. November 1695 zu Nürnberg

eine Erbeinigung, worin ihm außer der Erbfolge auch die Eventual-Huldigung in den Fürstenthümern Hohenzollern zugestanden wurde.

Von jetzt ab gerieth die Feste mehr und mehr in Verfall und fiel dieselbe am 16. December 1744, ohne Widerstand seitens des Kommandanten Baron von Stein, in die Hände der Franzosen, welche aus Anlaß des österreichischen Erbfolgekrieges nach Deutschland gekommen waren. Am 27. April 1745 zogen sie wieder ab.

Die Feste Hohenzollern gerieth nun gänzlich in Verfall und sie bot zu Anfang des 19. Jahrhunderts nur noch den Anblick einer Ruine.

Am 16. Juni 1819 besuchte Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz seine Ahnenburg und seiner edlen Begeisterung ist es zu verdanken, daß er seinen Vater vermochte, zu ihrer Restauration zu schreiten. Dieselbe beschränkte sich auf das Nothdürftigste. Erst als Friedrich Wilhelm IV. König geworden war, faßte er den Entschluß zur Wiederaufbauung der ganzen Burg.

Im Jahre 1847 wurde derselbe durch die königliche Linie und die beiden fürstlichen Linien gemeinsam begonnen.

Durch die Unruhen des Jahres 1848 bewogen, traten die Fürsten von Hechingen und Sigmaringen ihre Lande an die Krone Preußen ab und seitdem ist der Bau der Stammburg mit erneutem Eifer betrieben und so weit gediehen, daß nunmehr der Rohbau vollendet und als Meisterwerk der Baukunst so einzig in der Welt dasteht, wie das dort entsprossene Herrschergeschlecht als Muster eines Regentenhauses. —

Diesem Vortrage ließ der Gymnasiallehrer Herr S. Mutke eine kurz gefaßte, aus zum Theil eigenen Arbeiten geschöpfte Uebersicht der interessanten ethnographischen und paläontologischen Fragen folgen, welche sich an die Kenntniß der Pfahlbauten knüpfen und welche wichtige Probleme beider Wissenschaften betreffen. Zu gleicher Zeit legte er das Werk: Die Fauna der Pfahlbauten von Dr. Rütimeyer vor, welches eine große Anzahl Abbildungen der bisher in den Pfahlbauten aufgefundenen organischen Reste, Waffen ꝛc. enthielt und stellte schließlich einen eingehenderen Vortrag über diesen Gegenstand in Aussicht.

Ein Artikel der pharmaceutischen Centralhalle über eine angeblich von dem amerikanischen Physiker Lion Stone im vorigen Jahre gemachte geniale und folgenschwere Entdeckung, durch ein geeignetes Verfahren aus dem Sonnenspektrum wägbare Stoffe in beträchtlicher Menge abzuscheiden, gab Herrn Dr. Poleck Veranlassung, zunächst das Ganze in Uebereinstimmung mit dem citirten Blatte

als eine Mystifikation zu bezeichnen, dann aber die Priorität der zu dieser angeblichen Entdeckung führenden Ansichten und der daraus gezogenen Schlußfolgerungen dem früheren leider viel zu früh verstorbenen Mitgliede, Staatsanwalt Pohl in Oppeln, zu vindiciren, welcher genau dieselben Ansichten bereits vor 6 Jahren in einem in der hiesigen Philomathie gehaltenen Vortrage und später in einer eigenen Schrift ausgesprochen und vertheidigt hat. Diese Ansichten fanden damals bei den naturwissenschaftlichen Mitgliedern der Gesellschaft natürlich sofort lebhaften Widerspruch und dieser Widerspruch wurde später auch in einem Vortrage des Dr. Poleck wissenschaftlich begründet.

Endlich machte der Sekretär die Versammlung noch mit einer brieflichen Mittheilung des Herrn Geheimen Raths Professor Dr. Göppert bekannt, nach welcher der älteste schlesische Botaniker um das Jahr 1580 in Neisse gelebt hat. Es war Achilles Cromerus, dessen auch Herr Professor Kastner p. 39 der Denkschrift der Philomathie gedenkt.

Am 23. April 1864 beging die Philomathie eine Doppelfeier, ihr 27. Stiftungsfest und den 300jährigen Geburtstag William Shakspeares. Den Festvortrag für diese Doppelfeier „Erinnerung an Shakspeare" hielt der Direktor des Gymnasiums Herr Dr. Zastra.

Der Vortrag begann mit einer Beweisführung für die Wahrheit des Satzes, daß große Geister der ganzen Erde angehören, daß sie nicht für ihre Zeit, ihr Land allein leben: so stehe Homer nach beinah 3000 Jahren in gleicher Frische da; noch heute, wie zu Perikles Zeiten, erhöben uns die tragischen Gestalten, die Sophokles nach dem Ideale der Menschheit geschaffen; unser herrliches Niebelungenlied sei nach 500jähriger Verborgenheit wie ein verjüngter Phönix an das Licht getreten. — So habe auch Shakspeare für alle Zeiten und alle Länder gelebt. — Aber auch er sei dem Schicksale der meisten großen Genies nicht entgangen: er, der Schöpfer des neueren Dramas sei bald nach seinem Tode verfolgt, vergessen und erst nach mehr als 100 Jahren wieder hervorgeholt worden.

Am Jubelfeste der 300jährigen Geburt dieses Dichters ein Bild seines Lebens zu entwerfen, sei darum etwas so schwieriges, weil man über dieses Leben so wenig wisse, ja ohne Zögern behaupten könne, daß

man über sehr viele hervorragende Männer des Alterthums sichere Kunde habe, als über den großen Shakspeare.

Der Vortragende beantwortete hierauf die Frage nach der Ursache dieser dürftigen Kunde über Shakspeare und fand diese Ursachen zunächst in dem fast gänzlichen Mangel an literarischer Betriebsamkeit der damaligen Zeit, ferner in dem nach allen Seiten hin gewaltig erregten Leben, das aber die Poesie nur als einen angenehmen Zeitvertreib schätzte, und endlich in der nicht lange nach Shakspeares Tode über Hand nehmenden finsteren und feindlichen Lebensanschauung der Puritaner. Dann sind aber auch ungeheure Massen trefflicher Geisteswerke aus der Zeit Elisabeths bei dem großen Brande im Jahre 1666 durch den Einsturz der Paulskirche, in die man jene gerettet hatte und sicher geborgen glaubte, vernichtet worden. Nur die vielen schon damals vorhandenen Abschriften von Shakspeares Werken haben diese vor vollständiger Vernichtung gerettet.

Es folgten nun in dem Vortrage nähere Angaben über die Familie Shakspeares, über seine Eltern, deren Abstammung und gesellschaftliche Stellung, dann über seine Geburt, deren Datum nirgens nachweisbar, die nur nach dem Tauftage, dem 26. April, als auf den 23. April 1564 fallend angenommen wurde. Shakspeare's Besuch der lateinischen Schule seines Geburtsortes Stratford (upon Avon) war ein mangelhafter gewesen und hat bald ganz aufgehört, da der Jüngling dem in seinem Gewerbe heruntergekommenen Vater hat helfen müssen. Als Shakspeare selbst später mit Glücksgütern reich gesegnet war, hat er seinen alten Eltern am Orte ihres früheren Wohlstandes ein sorgenfreies Alter bereitet. Seine Schulbildung blieb jedoch keine unfertige. Der Vortragende wehrte bei dieser Gelegenheit die auf diese Bildung wegen der in einzelnen Dramen vorkommenden historischen und geographischen Verstöße von „Einfältigen" gemachten Angriffe ab, legte seinerseits diese Verstöße als humoristische Scherze aus und meinte, daß sie gegenüber der Fülle der mannigfaltigsten Kenntnisse aus allen Gebieten des Wissens in sämmtlichen Dramen gar nicht in Betracht kommen könnten. — Dabei wurde auch der Behauptung eines Engländers, Namens William Henry Shmitt in London Erwähnung gethan, wonach es gar keinen Dichter William Shakspeare gegeben habe, sondern daß die unter diesem Namen vorhandenen Werke von dem Philosophen Francis Baco von Verulam geschrieben worden seien, und diese Behauptung unter entsprechender Beweisführung als nichtig verworfen.

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

Auch Shakspeare hat eine Sturm- und Drang-Periode durchgemacht und sich dabei in allerlei unangenehmen Lagen und Verwickelungen befunden, wie er denn z. B. der Wilddieberei überführt worden. Doch diese alle sind vorübergehender Art gewesen; lästiger, weil bleibend, ist ihm seine 1552 mit der 8 Jahre älteren Anna Hathaway unternommenen Verheirathung geworden, aus welcher ihm eine Tochter Susanna, sowie die Zwillinge Hamlet und Judith geboren wurden. Er ging 1586 nach London und trennte sich damit für immer von der durchaus nicht für ihn passenden Gattin. Dort in London knüpfte er, wie wir dies aus seinen Sonetten wissen, innigere Liebesverhältnisse an, wovon namentlich Eins in dem Vortrage näher besprochen ist. — „Doch aus dem leichtsinnigen Jünglinge wurde ein weiser und besonnener Mann, der durch Kampf zum Sieg geschritten war." —

Von den nächsten 3 Jahren nach 1586 wissen wir nichts bestimmtes, weshalb sich auch die ausgedehntesten Vermuthungen und Erdichtungen dieser Zeit bemächtigt haben. Der Vortragende besprach die verbreitetsten Fictionen und hob diejenigen heraus, welche nach den Urtheilen englischer und deutscher Kritiker das meiste für sich haben sollen, namentlich die Vermuthung, daß Shakspeare währen dieser drei Jahre mit einer englischen Schauspielertruppe in Deutschland gewesen, hier seine Bildung erweitert und vollendet habe, von welcher Fiction jedoch der Redner meinte, „daß sie zwar sinnig und blendend sei, aber doch auf schwachen Füßen stehe."

Ausführlich ist von dem Festredner des freundschaftlichen Verhältnisses Shakspeares zu dem Schauspieler Burbadge gedacht, sowie der Thätigkeit beider auf der damaligen englischen Schaubühne: hierbei ist, gestützt auf die subtilen Untersuchungen von Collier und Drake, von Gervinus und Kressig, nachgewiesen, in welcher Reihenfolge Shakspeare seine Dramen geschrieben haben mag, sowie seiner epischen und lyrischen Dichtungen und auch des damaligen Modegeschmacks in Bezug auf diese Dichtungsarten gedacht, dem Shakspeare in seinen größeren Gedichten: „Venus und Adonis" und „Lukrezia" Rechnung getragen. — Unverkennbaren Einfluß auf Form und Inhalt seiner Dichtungen hat Shakspeares treuester Freund, der Graf von Southampton geübt, dessen vielbewegtes Leben der Vortragende ausführlicher als Episode besprach. Nebenbei wurde Southampton seinem Freunde Shakspeare auch noch ein großmüthiger Helfer in materieller Beziehung, indem jener diesem 1000 Pfund

zur Erbauung des Globe-Theaters gab, wodurch Shakspeares Wohlstand dauernd begründet wurde.

Shakspeare besaß viel gesellschaftlichen Humor und sprühenden Witz, der im Umgange mit seinen Freunden in dem von ihm gegründeten Clubb sehr zur Geltung kam; doch beides wurde ihm durch harte Schicksalsschläge bald geraubt: er verlor seinen Sohn Hamlet im Alter von 12 Jahren, sein Freund Southampton wurde in den Kerker geworfen, sein Gönner Raleigh hingerichtet. Mit Beginn des Jahres 1614 zog er von London fort in seinen Geburtsort Stratford zurück, wo er am 23. April (seinem Geburtstag) 1616 eines schnellen Todes ohne vorhergegangene Krankheit starb. — In der Kirche zu Stratford ist ihm ein Grabstein mit entsprechender Inschrift gesetzt. Erst im Jahre 1741 wurde ihm in der Westminsterabtey zu London ein seiner würdiges Denkmal errichtet. — Ein von Shakspeare gepflanzter Maulbeerbaum, sowie sein Wohnhaus zu Stratford sind von dem letzten Besitzer des Grundstücks, Francis Gastrell vollständig vernichtet worden, so daß in Stratford nichts sinnlich wahrnehmbares an den großen Geist erinnert, der dort geboren wurde und dort starb.

Der Vortragende bemerkte zum Schlusse, „daß es ein glücklicher „Gedanke gewesen, das Fest der Stiftung unserer Philomathie mit der 300jährigen Feier des Geburtstages des großen Britten zu vereinen, da sie das Wahre und Schöne ehre und achte, wo sie es finde; sie pflege deutsche Wissenschaft und Kunst, schließe sich aber vor dem hervorragenden Fremden nicht ab."

„Wir haben, fuhr der Festredner zum Schlusse fort, vollkommene „Berechtigung, uns an dieser Säcularfeier zu betheiligen: denn durch „deutschen Geist, durch deutschen Fleiß, durch deutsche Wis„senschaft ist Shakspeare der unsrige geworden." — — „Ein „deutscher Geisterheld, Lessing, öffnete den darüber schwankenden Brit„ten die Augen, ob Shakspeare wirklich ihr größter Dichter ge„wesen." — „Es folgte damals ein feuriges Streben, den großen Dich„ter für die deutsche Sprache zu gewinnen: Wieland übersetzte ihn, „Eschenburg erneuerte den Versuch, Schlegel und Tieck machten „Shakspeare ganz zu dem unseren; sie dichteten ihn noch einmal „und staunend preiset ihr Britten den deutschen Classiker „Shakspeare. Und unser Gervinus, der dem großen Dichter eine „so liebevolle Sorgfalt und einen so unermeßlichen Fleiß gewidmet, „hat eigentlich nach den Geständniß Eurer hervorragendsten Kritiker Euch

„erst gezeigt, was Ihr an Eurem Shakspeare habt!!! So ist „Shakspeare der unsere geworden und somit haben wir ein „volles Recht, sein Jubelfest mit Millionen zu feiern." —

Während des darauf folgenden Festmahls ergriff der Sekretär der Gesellschaft zuerst das Wort, um den durch die Siegesnachrichten von unserer tapferen, in Schleswig-Holstein kämpfenden Armee in allen Kreisen der Bevölkerung hervorgerufenen freudigen Gefühlen auch in diesem Kreise einen lauten Ausdruck zu geben. Er schloß seine Rede mit einem Hoch auf Se. Majestät den König und auf die mit Lorbeer bekränzte Armee. Herr Justizrath Scholz II. brachte hierauf einen Toast auf die Begründer der Philomathie aus.

Am 24. Mai 1864 gab der Gerichts-Assessor Herr Mitscher Beiträge zur Geschichte des Feldzuges von 1815.

Anknüpfend an einen früheren Vortrag des Premier-Lieutenant Schirmer, in welchem der Wiener Congreß und die Rückkehr Napoleons von Elba geschildert war, wurde sogleich bei dem Zeitpunkte der Eröffnung der Feindseligkeiten begonnen.

Auf wirkliches Quellenstudium konnte der Vortrag nur in sehr geringem Maße und nur insofern Anspruch machen, als einige Original-Berichte im Militär-Wochenblatte benutzt waren und der Verfasser das Schlachtfeld von Belle Alliance selbst gesehen hatte. Sonst konnte nur gegeben werden, was aus der Vergleichung des größeren Theils der zahlreich über jenen Feldzug erschienenen Werke in der deutschen, englischen und französischen Literatur sich als der Wahrheit am nächsten herauszustellen schien und es war überhaupt die Absicht, nicht schon oft und trefflich Gesagtes zu wiederholen, sondern einzelne, bisher weniger erörterte und demnach für die Beurtheilung des Feldzuges und der in demselben erreichten Erfolge wesentliche Punkte hervorzuheben und einer genaueren Betrachtung zu unterziehen.

Es wurden deshalb das Gefecht bei Quatrebras, die Schlacht bei Belle Alliance und die darauf folgenden Ereignisse nur in allgemeinen Zügen geschildert, dagegen wurde auf die Zusammensetzung der kämpfenden Heere, die Verhältnisse vor der Schlacht bei Ligny, besonders auch beim Heere Wellington's, die Verluste in jener Schlacht und auch die Ursache des späten Beginnens der Schlacht bei Ligny, der Verfolgung

der errungenen Vortheile am 17. Juni und der Schlacht bei Belle Alliance näher eingegangen.

Namentlich wurde darauf hingewiesen, daß sich beim preußischen Heere gegen 20,000 Mann befanden, welche noch nie im Feuer gestanden hatten, kaum ein Jahr zu Preußen gehörten und deren Formation erst vor kurzer Zeit begonnen hatte, daß auch die gesammte Kavallerie erst vor Kurzem neu formirt und daß sie im Verhältnisse zu den übrigen Waffen zu schwach war, daß endlich ein großer Theil der kriegserfahrenen altpreußischen Truppen, namentlich die Ostpreußen, die Garden, die Kürassiere im östlichen Theile der Monarchie geblieben war, — das französische Heer dagegen nur altgediente, fast ausgesucht zu nennende Truppen enthielt.

Es wurde nachgewiesen, daß Wellington durch die weite Auseinanderlegung seines Heeres und die völlige Nichtbeachtung der preußischen Meldungen am Morgen des 15. Juni sich selbst außer Stand gesetzt hatte, bei Ligny einzugreifen, und daß er deshalb, als er am 16. Juni um 2 Uhr Mittags mit Blücher an der Mühle von Bussy zusammentraf und schon unterrichtet von dem Vordringen der Franzosen auf Quatrebras, dennoch Blücher gegenüber die Zusage der Unterstützung durch ein größeres Corps wiederholte, eigentlich wider besseres Wissen handelte.

Aus den amtlichen preußischen Verlustlisten bei Plotho und den von Charras gegebenen Berichten, welche sich in den Acten des französischen Kriegs-Ministeriums befinden, wurde festgestellt, daß in der Schlacht bei Ligny die Verluste an Todten und Verwundeten auf beiden Seiten gleich waren, 11,500 bei den Preußen, 11,450 bei den Franzosen, und daß die Preußen, welche wegen der durch die Stellung bedingten geringen Thätigkeit des Thielemann'schen Heertheils, von dem Vortheile der größeren Zahl keinen Gebrauch machen konnten, nur dadurch einen bedeutenden Verlust erlitten, daß sich in den auf die Schlacht folgenden beschwerlichen Nachtmärschen gegen 8000 der jungen Truppen entfernten.

Endlich wurde veranschaulicht, wie das rasche Vordringen der Franzosen am 15. Juni lediglich durch die richtigen Maßregeln der preußischen Führer, namentlich Ziethen's, gehemmt wurde, wie nicht ohne Napoleon's Schuld die Schlacht bei Ligny erst um 2½ Uhr Mittags begann, und wie der Widerstand der Preußen das französische Heer so mitgenommen hatte, daß nicht bloß in Folge der Unthätigkeit Napoleon's die Verfolgung am 17. erst um 1 Uhr Mittags durch 33,000 Mann mit 96 Kanonen unter Grouchy begann, zu einer Zeit, als die Preußen schon

seit 12 Stunden auf dem Marsche und eben im Begriff waren, bei Wavre 96,000 Mann und 291 Geschütze zu vereinigen.

Es war die Absicht, einzelne Punkte, welche die Aufmerksamkeit einiger Schriftsteller hauptsächlich in Anspruch genommen haben, besonders zu erörtern. In Bezug auf die Ursache, weshalb Bülow bei Ligny nicht zur rechten Zeit eintraf und Grouchy die Niederlage bei Belle Alliance nie hätte abwenden können, nachdem einmal Napoleon seine Absendung vom Schlachtfeld von Ligny so lange verzögert hatte, sowie hinsichtlich des Antheils der Landwehren an den Erfolgen und Anstrengungen auf Seite der Preußen, verhinderte die Kürze der zugemessenen Zeit die betreffenden Bemerkungen vorzutragen.

Es konnte nur noch dargethan werden, daß alle Gefechte und Schlachten im Jahre 1815 viel blutiger für die Preußen waren, als der Sturm auf Düppel, von den übrigen Gefechten im dänischen Kriege ganz abgesehen, und daß die Betrachtung des ganzen Feldzuges und nicht bloß der Schlacht bei Belle Alliance, sowie eine Vergleichung der verwendeten Kräfte, der Zahl der gelieferten Schlachten und Gefechte, der selbst erlittenen Verluste und der dem Feinde zugefügten Nachtheile mit großer Klarheit ergiebt, daß an dem endlichen Siege die Preußen, Führer sowohl als Soldaten, einen weit größeren Antheil haben, als Wellington und sein so verschieden zusammengesetztes Heer und daß die Deutschen in demselben nicht weniger gethan haben als die Engländer.

Hierauf theilte der Sanitäts-Rath Herr Dr. Hanuschke seine Erfahrungen über eine nicht häufig vorkommende Krankheit, **Meningitis-cerebro-spinalis-epidemica** mit.

Herr Dr. Poleck zeigte die Chlorverbindungen der beiden neu entdeckten Metalle, Rubidium und Thallium und lud die sich für Chemie interessirenden Philomathen in seine Wohnung ein, um dort die schönen Spektrallinien der beiden Metalle zu zeigen.

Am 7. Juni 1864 gab der Lieutenant von der Artillerie Herr Otto den zweiten Theil seines Vortrages über die beiden Landengen der alten und neuen Welt, indem er die Landenge von Suez und deren Bedeutung für den Weltverkehr besprach.

Die beiden Landengen der alten und neuen Welt.

Isthmus von Suez.

Terrain-Beschreibung.

Der Isthmus von Suez erstreckt sich, im Meridian des 30° östl. Länge (von Paris) gelegen, vom 30° nördl. Breite bis 31° 15′, also in einer Ausdehnung von circa 20 Meilen (Suez bis Port Said). Die directe Entfernung von Suez bis zu den Ruinen von Pelusium beträgt nur etwa 17 Meilen. Das Städtchen Suez, am nördlichsten Theile des rothen Meeres (**Heroopolites sinus**) gelegen mitten in einer Wüste, hat auf der einen Seite das kahle, felsige Attaka-Gebirge, auf der andern sandüberwehte Hügel, in unmittelbarer Nachbarschaft Flächen salzgeschwängerten Schlammes. Was wird aus dem verkommenen Städtchen nach dem Zustandekommen des Canals werden? eine Hauptstadt des Morgenlandes, der Mittelpunkt des Verkehrs. Die Bergketten zu beiden Seiten des rothen Meeres setzen sich nördlich von Suez unverkennbar bis zum Mittelmeer fort, so daß die Landenge in ihrer Hauptrichtung ein von Süden nach Norden laufendes schmales Thal bildet, an zwei Punkten (am **Seuil de Serapeum** und am **Seuil del Guisr**) von matten Erhebungen durchsetzt. Drei beckenartige Vertiefungen (1. Becken der Bitter- oder Salzseen (**fontes amari**), 2. Krokodil-See (**lac Timsah**), 3. Ballah-See, an den sich der Menzaleh-See anschließt) zum Theil mit Salzkrusten ausgefüllt, deuten an, daß der Boden einst Meeresboden war. Die Hügelreihen östlich der Thalsohle schließen sich an die arabische Gebirgskette an und reichen bis zum Mittelmeer. Der westliche, egyptische, Gebirgs-Zug wird schon bei Suez niedriger und erstreckt sich im Gebel Géneffé und Awebel, in paralleler Richtung mit dem Isthmusthal (an dieser Stelle **N. W. — S. O.**) zum Tumilat-Thal und schließt sich, einen Halbkreis bildend, bei Cairo an die Kalkgebirge des rechten Nilufers an. Nördlich des Tumilathals, gegen die Sümpfe des Menzaleh-Sees hin erhebt sich ein Sand-Hügelland.

Beweglicher Flugsand (**dunes mobiles oder dunes de sable mouvant**) markirt sich auf dem Isthmus nur noch an zwei Stellen, bei El Ferdanne und im Südwesten des Timsah-Sees; die Sandhügel von Guisr und Serapeum sind längst fixirt.

Von Cairo bis Suez führt, den Thallinien zwischen Erhebungen folgend, ein Schienenweg.

Geschichte der Canalanlagen auf dem Isthmus.

A. Canalanlagen bis zum 15. Jahrhundert.

Die Canalanlagen auf dem Isthmus haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Herrscher und Völker beschäftigt. Die natürliche Verbindung des rothen und Mittelmeeres durch die ausgefüllte, oben bezeichnete longitudinale Senkung gehört in die vorhistorische Zeit, eine künstliche Verbindung, worauf die von Reisenden und Forschern aufgefundenen Canalspuren (siehe weiter unten) und alte Geschichtsschreiber hindeuten, in die ersten Zeiten der Geschichte. Eine indirecte Verbindung, wobei der Nil das Mittelglied bildete, hat in mehreren Zeitabsätzen stattgefunden, eine directe, obgleich sie die natürlichste scheint, scheint doch nie ausgeführt und der Suez-Canal des 19. Jahrhunderts der erste directe zu sein. Falsche Vorstellungen von den Nivellements-Verhältnissen Nieder-Egyptens zu den Meeren, die Furcht vor Invasions-Versuchen, religiöse Vorurtheile und schließlich die Entdeckung eines See-Weges nach Ostindien haben die verschiedenen Bestrebungen unterbrochen, resp. die gänzliche Schließung dieser jederzeit mühsam erhaltenen Verbindung hervorgerufen. Forschungen ergaben drei verschiedene Perioden der Existenz von Canalanlagen:

1., zur Zeit der Pharaonen,
2., zur Zeit der Nachfolger Alexander des Großen,
3., zur Zeit der Kalifen.

Herodot schreibt die ersten Bauten dem Necos zu, Strabo dem Sesostris. Die Furcht, „für die Barbaren zu arbeiten," scheint von der Vollendung abgehalten zu haben. Canalspuren, die man heute noch südlich des Ballah-Sees bei El Ferdanne findet, werden für die des ältesten Canals, der bei Phacusa (**Facous**) sich mit dem pelusischen Nil-Arm vereinigt, gehalten.

Der alte Canal des Darius, der, vier Tagereisen lang, breit genug war, um mit Dreiruderern befahren werden zu können, und sein Wasser aus dem Nil bei Bubaste (Zagazig) nahm, blieb auch unvollendet, weil „wenn Darius die Erde öffne, Egypten überschwemmt werden würde, dessen Boden tiefer läge, als das Niveau des rothen Meeres." In der Ebene beginnend, floß er von W. nach O. und, sich durch Berge nach Süden wendend, ergoß er sich bei Patymos (in der Nähe des heutigen Suez) in's rothe Meer.

Nach Plinius ist der Canal nur bis zu den Bitter-Seen gegraben worden. Die Vollendung des Canals wird den Lagiden zugeschrieben.

Zur Zeit der Römer war der Canal meist versandet. Nach Plutarch findet Antonius nach der Schlacht bei Actium Cleopatra beschäftigt, die Landenge frei zu machen. Von den römischen Kaisern haben nur Trajan und Hadrian Wesentliches für den Canal gethan. Der Trajans-Fluß, auch Hadrians-Canal, Canal des Amru genannt, dessen lange Spuren noch heut zum Theil bewässert sind, zweigte sich bei Bulaq, etwas unterhalb Cairo (des antiken Fostat) vom Nil ab. Seine Spuren passiren das Thal Tumilat. Es ist derselbe Canal, den, wie der Geograph Alfergan berichtet, Omar später der Versandung entriß, und den Herr von Lesseps (siehe weiter unten) **Canal du prince des fidèles** nennt. Wenn wir die Lage der Endpunkte jener Canäle in's Auge fassen (Phacusa, Bubaste und Bulaq), so gelangt man zu dem Schluß, daß mit dem Fortschritt der Geschichte, auch die Furcht vor dem hohen Niveau des rothen Meeres zugenommen, und daß man die Ableitungspunkte am Nil immer höher hinauf gelegt hat. Die meisten Canalspuren finden sich zwischen den Bittersee-Becken und dem rothen Meere. Neuerdings ist auch im Hafen von Suez Mauerwerk bloßgelegt, das einer alten Canalmündung angehört hat und von staunenswerthen Dimensionen und Festigkeit sein soll.

Auch längs der alten Canallinie finden sich Spuren antiker Etablissements.

Der Abassside Abu-Jafer-El Mansur (im 8. Jahrhundert) ließ die Mündung des Canals schließen, um die empörte Prophetenstadt Medina auszuhungern. In der späteren Zeit ist nichts mehr für eine zwischenseeische Verbindung geschehen, abgesehen von dem Herstellungsversuch Murads III. zu Ende des 16. Jahrhunderts.

Mit der Entdeckung des Seewegs um's Cap der guten Hoffnung hörte der Transithandel über den Isthmus und die Schifffahrt auf dem rothen Meere trotzdem nicht ganz auf. Außer dem Wege über den Suez-Isthmus sind noch zwei andere Verbindungswege zu nennen, die den Handelsverkehr des Abendlandes mit Indien vermittelten.

1. Weg über das mittelländische und schwarze Meer, Kaspisee, über Kandahar,
2. Weg über das mittelländische Meer und von der phönicischen Küste nach dem Euphrat-Thal, den Tigris hinab in den persischen Golf.

Mustapha III. ist einer der erleuchteten Herrscher unter der Zahl der dem finsteren Vorurtheil ergebenen, der die damals schon auftauchende Wiederverbindungs-Frage mit großem Interesse behandelte.

B. Der Suez-Isthmus seit Napoleons I. Landung in Egypten 1799

ist Gegenstand vieler Untersuchungen und Pläne gewesen.

Erst seit dieser Zeit tritt die Canal-Frage wieder in Beleuchtung. Die unter Lepère's Vorsitz angestellten Untersuchungen französischer Gelehrten bilden bis in die neueste Zeit die Basis aller modernen Projekte. England, das inzwischen ein großes Reich in Indien gegründet, hatte großes Interesse an der Untersuchung des Suez-Isthmus. Bald besteht eine regelmäßige Dampfverbindung zwischen der englischen und egyptischen Küste und zwischen Suez und den indischen und australischen Hafenplätzen. Auch die Alexandrien-Suez-Eisenbahn ist Englands Werk. Wenn schon Mohamed Ali, Vicekönig von Egypten, Unterhandlungen in Bezug auf die Canal-Frage einleitete, aber in seinen Bestrebungen resultatlos blieb, so hat doch erst Mohamed Said Pascha, ein klarer Kopf, eingesehen, daß an Stelle ungewisser Theorie die Praxis treten müsse. Dieser französisch gebildete Fürst, ließ durch Ferdinand von Lesseps die Möglichkeit einer Canalanlage feststellen und autorisirte ihn zur Bildung einer Compagnie zum Bau eines Meer-Canals auf dem Isthmus in Verbindung mit einem Communications- und Bewässerungs-Canals vom Nil. Lesseps reichte 1854 an Said Pascha ein Memoire ein (**Mémoire à S. A. Mohamed Said Pascha, vice roi d'Egypte**) das aus dem Lager von Maréa (in der Lybischen Wüste) datirt ist. In demselben wird der Canal für Egypten eine Quelle von Reichthümern genannt und als Punkt bezeichnet, der mit den Dardanellen in türkischem Besitz, das „**equilibre européenne**“ bedingt. Ein Examen der Vorschläge der besten Ingenieurs (Lepère, Talabot, Stephenson, Linant B. und Mougel Bey) müsse das beste Tracé für den Canal herausstellen.

Technische Schwierigkeiten sind nur noch Chimären. Der Unternehmungs- und Associationsgeist wird die Geldfrage lösen. Der Canal kürzt den bisher üblichen Seeweg nach Indien (6000 Meilen) um mehr als die Hälfte und rückt auch die Grenzländer des rothen und persischen Meeres Europa um 3000 Meilen näher. Lesseps weist auch die Rentabilität des Unternehmens nach. Die Eisenbahn von Alexandrien nach

Suez ist unzureichend und wird erst rentiren, wenn sie zur Unterstützung des Canals dient. —

Lesseps veranstaltete 1855 zu Paris eine Versammlung berühmter Ingenieure Europas (**Société d'études du Canal de Suez**) und wird 1856 Dirigent des Canalbaues. Als solcher schloß er 1857 zwischen der Canalbau-Gesellschaft und dem egyptischen Gouvernement einen für erstere äußerst günstigen Vertrag (**Firman de Concession**): Die Concession erstreckt sich auf 99 Jahre vom Tage der Canaleröffnung an. Die Gesellschaft trägt die Kosten des Baus, erhält aber das zum Bau nöthige Terrain. Die Regierung übernimmt ferner bis zum März 1864 den Ausbau des Flußwasser-Canals von Cairo bis zum Wadi toumilat. Die Landenge wird für eine besondere Provinz erklärt. Die Regierung wird zur Stellung von Egyptern (**Fellah's**) zur Arbeit verpflichtet ꝛc.

Eine internationale Commission stellte eine endgültige Untersuchung des Terrains an und entschied sich für die directe Verbindung. Das zum Bau berechnete Geld (200 Millionen Francs) war bei dem großen Anklang, den der Bau fand, sehr bald zusammengebracht.

Als Lesseps sich 1859 nach Egypten begab, um mit dem Bau zu beginnen, stellten sich seitens der unter englischem Einfluß stehenden Pforte große Schwierigkeiten in den Weg, die jedoch im Laufe der letzten Jahre gehoben sind. Die streitigen Punkte waren: (Zeitungsnachrichten vom Sommer 1862.)

Die Pforte verlangt:

1. Internationale Stipulationen zugesichert, welche, ähnlich wie für den Bosporus und die Dardanellen, die vollständige Neutralität garantirten.
2. Erfüllung von Bedingungen, geeignet, die wichtigen Interessen, die zu beschützen sie berufen sei, zu gewährleisten. Also zwei Punkte beunruhigten die Pforte:
   a. Zwang der Egypter zur Arbeit,
   b. Gebietsabtretungen an die Bau-Gesellschaft.

Der Tod Said Pascha's hinderte den Fortgang des Unternehmens nicht, insofern dessen Nachfolger Ismael Pascha im Sinne seines Vorgängers sich der Sache annahm. Nach einer Nachricht der „France" vom 14. Juni 1863 sind die Schwierigkeiten, welche die Vereinbarung bezüglich der drei Punkte (Neutralisation des Canals, Frohndienst und Gebietsabtretungen) hervorriefe, als beseitigt zu betrachten. Die neue-

sten Zeitungsnachrichten berichten das Werk als bereits vollendet und mit kleineren Fahrzeugen befahrbar. Die vom Prinz Napoleon, bei Gelegenheit eines Besuchs der Canalarbeiten dem General-Director Voisin geschenkte Dampfschaluppe war bestimmungsmäßig das erste Fahrzeug, welches die Canalfahrt von Port Said bis Suez machte.

Untersuchungen bezüglich der materiellen Ausführbarkeit und Dauer des Canals.

(Vertheidigung gegen die englischer Seits provocirten Angriffe auf das Unternehmen.)

1. Die directe und indirecte Verbindung.

Nur in der directen Verbindung, sagt der französische General-Stabsoffizier Galinier, besteht die wahre Vereinigung beider Meere. Alles bezeichnet die Landenge als zum Unternehmen geschaffen, eine einzige Thatsache ausgenommen, es fehlt am Mittelmeer ein geeigneter oceanischer Endpunkt.

Die indirecte Linie müßte bei Suez beginnen, sich durch den Timsah-See und durch das Tumilat-Thal nach dem Nil hinziehen, einen großen Theil Unteregyptens durchschneiden und im Hafen von Alexandrien enden. Lepère und mit ihm Andere sind aus Rücksicht für den egyptischen Handel und für die Ungeeignetheit der Küste östlich von Alexandrien zu einem Hafen für diese indirecte Linie. Dagegen lassen sich die Nachtheile anführen:

1. Die Länge der Canallinie wird zu bedeutend.
2. Die Durchschneidung der Nilarme würde nicht allein auf große Hindernisse stoßen, sondern auch dem ganzen wunderbaren hydraulischen System von Unteregypten nachtheilig sein.
3. Der Hafen von Alexandrien ist nicht verwerthbar, weil er einer kaum zu hindernden Deformirung durch die Meereswoge unterworfen ist.
4. Man findet in dem Umstande, daß bei ungünstigem Wind eine zu große Anzahl von Schiffen und Matrosen aller Nationen sich in Alexandrien concentriren, eine politische Gefahr für Egypten.

Es ist heute evident, daß mit einem directen Canal dem Welt-Handel und mit einem Communications-Canal (von geringeren Dimensionen) nach dem Nil für kleine Fahrzeuge nebenbei den Handels-Interessen Egyptens genügt ist.

2. Nivellements-Verhältnisse.

Nach Plinius beträgt die Niveau-Differenz zwischen dem rothen und Mittelmeer (resp. Unteregypten) = 30 Ellen (mehr als 60′). Eine ähnliche Ueberzeugung hat sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten. In neuerer Zeit sind drei Nivellirungen vorgenommen worden, 1799, 1847, 1853.

Das 1. Nivellement von 1799 (Lepère). Differenz zwischen dem hohen Meeresstande bei Suez und dem bei den Pelusium-Ruinen = 9,90 Meter = 30′.

Das 2. Nivellement 1847 (Ingenieurs Stephenson, Negrelli und Talabot ꝛc.). Differenz zwischen dem Niveau des rothen Meeres zur Fluthzeit und Mittelmeer = 2,6 Meter = 7′, während der Ebbezeit = 0.

Das 3. Nivellement 1853. Differenz gegen das Niveau von 1847 = 0,18 Meter. = 6″.

Die letzten beiden Nivellements sind daher die richtigen. Das absolute Nilniveau bei Cairo = 43′. Die höchsten Erhebungen des Isthmus-Thales, **Seuil de Serap.** = 16 Meter = 50′, **Seuil del Guisr** = 11 Meter = 35′. Daraus geht hervor, daß die Excavationen bei diesem Canal im Vergleich zu den amerikanischen Ausgrabungen verschwindend klein werden. Nimmt man die nothwendige Tiefe des Canals zu 6½ Meter an und kennt die absolute Höhe jedes Punktes der Canal-Linie, so läßt sich die Masse der auszugrabenden Erde finden und daraus Zeitdauer der Arbeit, Arbeiteranzahl, Kosten ꝛc. berechnen.

3. Einfluß der Bewegung des Canal- und Meereswassers auf Construction und Conservirung des Canals.

Die Bewegung des Wassers im Canal, sowie die Bewegung des Landes auf dem Isthmus ist zum Hauptgegenstand des Angriffs seitens der Widersacher des Unternehmens gemacht worden. Aus dem Umstand, daß beide Meere gleiche Niveau-Verhältnisse haben, schließt Stephenson und seine Partei, daß im Canal keine Strömung entstehen würde. Es läßt sich jedoch behaupten, daß bald Stillstand, bald Bewegung herrschen wird, wenn die Fluthwellen des rothen Meeres, durch den Süd-Ost-Sturm verstärkt, in den Canal eindringen. Den Anprall der Wellen (die Sand mit sich führen) an die Canalmündung, hält Barthélemy St. Hilaire für so gefährlich, daß er an eine baldige Versandung der Mündung und des Canals durch seine eigenen Gewässer glaubt. Es

ist als feststehend anzunehmen, daß die Bewegung im Canal sogar eine gleichmäßige sein wird, da der Timsah-See, aus welchem ein innerer Hafen werden soll (**port intérieur**) und die Wassermassen des Bittersee-Beckens, in ihrer Wirkung als ungeheure Compensatoren und Fluth-moderatoren, die durch Ebbe und Fluth entstandene schädliche Strömung dämpfen werden. Dazu tritt die Ableitung eines Communications- und Flußwasser-Canals aus dem Nil bei Cairo, der bis zum Timsah-See als einziger Arm läuft und sich hier gleichsam in zwei Arme, einer nach dem rothen und der andere nach dem Mittelmeer, gabelt, und die Strömung im Canal nach beiden Seiten hin regelt. Wir haben es hier also mit einer ähnlichen Bifurcations-Erscheinung zu thun, wie bei dem Atrato-Truando-Projekt vorgesehen ist. Außer dem Zwecke als Strömungsregulator hat jener Süßwasser-Canal noch den, die großartigsten Mittel zu bieten, durch passend angebrachte Seitencanäle, die wüsten Uferländer des Canals an den Segnungen des süßen Wassers theilnehmen zu lassen.

4. Einfluß A. der Winde auf die Schifffahrt im rothen Meere und B. der Sandbewegung auf den Canal.

A. Von der Dampfschifffahrt kann hier nicht die Rede sein, da sie unabhängig vom Winde, Feuerungsmaterial auf dem Isthmus aber genügend vorhanden ist. Der projektirte Weg, sagt Lesseps, wird der Triumph des Dampfes und der Schraube sein.

Das rothe Meer und der indische Ocean haben konstante, der Golf von Aden dagegen variable Winde. Man kann von allen Winden günstigen Gebrauch machen, wenn man die Epochen der Abreisen mit der Zeit der passenden Winde richtig combinirt. Außerdem wird ein gut organisirtes Schleppdampfer-System und Leuchtthürme das Seinige thun. Der Canal gestattet ferner die Verwendung kleiner Fahrzeuge zur Indien-Fahrt, öffnet also der Küstenfahrt Indien oder, wie Graf Escaprac de Lautur bezeichnend ausdrückt, demokratisirt Handel und Schifffahrt.

B. Ein größerer Feind, heißt es in einem Artikel der Illustr. Zeitung, als die englische Politik dürfte dem Canal der Sand sein, der durch den Wind von der Land- und Seeseite, von der Fluth im rothen Meere, vom Meeresstrom im Mittelmeer, durch Regengüsse vom Attaka-Gebirge, durch abwechselnd starke Hin- und Herbewegung der Wasser im Canal herbeigeführt wird. Gegen den Wüstensand und seinen

beweglichen Charakter, das Produkt der arbeitenden Meereswoge und des Windes, giebt es nur das Mittel, diese Dünen durch Vegetation und Cultivirung der Länder zu fixiren. Die künstliche Fixirung beweglicher Sandberge ist heutzutage schon oft mit Erfolg versucht worden. Alle anderen Stellen als die früher angedeuteten beiden **dunes mobiles**, auf dem Isthmus sind schon seit Jahrhunderten unveränderlich. Der österreichische Botaniker Theodor Kotschi giebt in einer Schrift: Die Vegetation und der Canal auf dem Suez-Isthmus Mittel an zur Fixirung der veränderlichen Isthmus-Strecken. Er behauptet sogar, daß die Fixirung der Dünen eine der produktivsten Operationen der Sylvikultur ist. — Die Selbstversandungs-Theorie der Gewässer ist eine falsche. —

5. Die Ausführung des Canals nach dem Projekt des Herrn von Lesseps und der internationalen Commission.

a. Die oceanischen Endpunkte: Der oceanische Endpunkt des Canals im Mittelmeer ist an Stelle des Theils der Küste bei Chateau Tineh bei den pelusischen Ruinen, bei Port Said wegen der größeren Tiefe des Meeres gewählt worden. Ein Einfluß der Nilmündungen auf die Veränderung der östlich von ihnen gelegenen Küsten ist nicht mehr zu befürchten, wie die Erfahrung gelehrt hat. Die vor den Ausmündungen der Flüsse gelegenen Sandberge rühren nicht, nach der neuen Annahme der Ingenieurs, von der Arbeit des eigenen Flusses, sondern von der Action der Meereswoge gegen die seichten Stellen her. (Diese Erscheinung nennt Linant Bey: **lame de fond.**) Die Hebung der ganzen Landenge schreibt derselbe Ingenieur ebenfalls der Arbeit der Grund-Welle zu.

Der Canal, welcher bei Suez = 6000 Meter aus dem Meere heraussteigt, führt bei Said 3500 Meter hinein, hat hier ein **bassin de retenue**, aus welchem die **jetées** senkrecht zur Meeresküste und von ungleicher Länge (der westliche (**jetée d'amont**) mit einem **môle d'abri**) vorspringen. Eine ähnliche Erscheinung und Einrichtung zeigt uns der Hafen von Suez. Ob und welcher Art die Schleusen konstruirt sind, ist nirgend bis jetzt angegeben.

b. Direction der Canallinien verfolgt ziemlich eine Richtung von Nord nach Süd, nur zwischen dem Bassin der Bitterseen und dem Timsah-See eine Curve nach Nord-West machend und den höchsten Theil des Serapeums vermeidend. Der Timsah-See an der Ausmündung des

Tumila-Thales wird ein innerer Hafen, ein Ort zur Verproviantirung, Ausbesserung der Schiffe ꝛc. mit einer 4500′ langen Quai-Mauer.

c. Ausgrabung der Canallinie. — Vergleiche mit anderen großen Canälen (Caledonisch. Canal, Panama-Canal, Nicaragua-Canal ꝛc.) Arbeiten im Trockenen, Arbeiten unter Wasser — Berechnungen: 8000 Arbeiter 5 Jahre lang. Einfluß der Dampfschiff-Wellen auf die Ufer des Canals.

d. Bauten; Etablissements längs der Canallinie. Campements (Bauabschnitte) Chantiers (Stapelplätze) Leuchtthürme, Telegraphen, — 4 Fähren über den Canal für die von West nach Ost passirenden Caravanen.

e. Communications- und Bewässerungs-Canal.

1. Sein Niveau muß auf den für die natürliche Bewässerung der Länderstrecken günstigsten Höhen erhalten werden können.

2. Wasservolumen nach Abgang durch Verdunstung, Einsiggerung, Verlust durch Schleusen, noch groß genug zur Speisung von 40,000 Hect. Landes.

3. Die gehörigen Dimensionen für Fluß-Dampfer. Er beginnt als **Rhalig Zafftanne** (der alte Trajans-Canal), geht bis **Ras el Wadé** im Tumilathal, verbindet sich hier mit dem von Zagazig kommenden alten Canal des Ptolemäus, und führt, die südlichen Dünen vermeidend, in den **Port intérieur**, sich kurz vorher in zwei Arme spaltend.

Das Tumila-Thal (Gessen, Land Gosen der Juden) ist bis **Ras el Wadé**, also in seiner westlichen Hälfte fruchtbar, der östliche wüste Theil wartet auf Cultivirung. Der fertige Communications-Canal wird zum Heranschaffen von Baumaterial für den großen Welt-Canal benützt. Eine Süßwasser-Leitung (**conduite d'eau**) führt vom **port intérieur** bis Port Said, ein offenes Gerinne (**rigole de Suez**) bis Suez. — Dampfpumpen in großer Anzahl heben das Wasser aus dem Nil in den Communications-Canal.

f. Baumaterial zum Bau des Meer-Canals liefert Unteregypten und das Sinaidreieck in hinreichender Fülle. Wenn letzteres Kohlen- und Kupfererz-Gewinnung in Aussicht stellt, sind das Gebirge Toran, das Attaka-Gebirge, Mahassara die Fundorte für Steine und Kalk, Anatolien und Caramanien für Holz.

6. Berechnung der Kosten des Canals und die wahrscheinlichen Revenuen.

Die Kosten des Unternehmens sind auf 200 Millionen Fr. veranschlagt, incl. der Verzinsung des Capitals der Actionäre. Die Verfasser des **avant project.** (siehe Lesseps's **percement de l'Isthme de Suez**) haben sich, namentlich bei Berechnung der Revenuen vor exaltirten Angaben in Acht genommen. Das Passagegeld durch den Weltkanal soll pro Tonne = 10 Fr. betragen, ein zwar hoher Satz, der aber immerhin einen Wechsel des Seewegs nicht zurückschrecken wird. Nur die Hälfte der summarischen Handelsbewegung um das Cap (6 Mill. Tonnen) also = 3 Mill. Tonnen für den Weltcanal angenommen, wird der Compagnie eine Einnahme pro Jahr von 30 Mill. Fr. bringen. Dabei sind eine Menge von Gewinnquellen nicht gerechnet, wie Verpachtung von süßen Wasser, der Fischerei im Canal ꝛc.

Schluß.

England mit seinen vielen Intriguen hat das Werk, das bald vollendete Thatsache sein wird, nicht aufhalten können. Alle gegen die Ausführung und Zweckmäßigkeit des Suezcanals gerichteten Einwände sind im Laufe der Zeit zerfallen. England, dessen Herrschaft im Mittelmeer zu Ende ist, fürchtete für seinen Besitz in Indien nicht einen egyptischen Suezcanal, wohl aber eine französische Colonie. Die garantirte Neutralität der Landenge, deren Durchstechung dem englischen Handel nur vortheilhaft sein kann, wird England seine Ruhe wieder geben.

Der Suez-Canal ist vollendet. Diese Thatsache muß bald den Durchbruch der amerikanischen Verkehrsschranke zur Folge haben, wenn anders sich die Nordamerikaner die Suprematie im stillen Meere und deren Küstenländer nicht entgehen lassen wollen. Aber es hat den Anschein, als ob die Initiative auch zum amerikanischen Canal von eben derselben Nationen ausgehen wird, unter deren Protectorschaft der Canal der alten Welt entstanden ist.

Fügen wir unseren schon früher gemachten Beobachtungen über die dem Welthandel und der Civilisation wohlthätigen Folgen beider Unternehmungen, noch einen Abschiedsblick auf das kleine Stückchen Erde hinzu, den Suez-Isthmus, das, sobald es der Segnungen des süßen Wassers und eines Kreuzungspunktes des Welthandels theilhaftig geworden sein wird, was es im Alterthum einst gewesen sein muß, bald wieder der Mittelpunkt des Volksverkehrs, der Sitz der Cultur, ein Land üppiger

Fruchtbarkeit, eine Veste und Citadelle europäischer Bildung eine Christenburg werden wird, von der aus die Strahlen der Aufklärung das Dunkel der Barbarei vernichten werden. Von diesem Kreuzungspunkte des Welthandels aus wird die christliche Philanthropie 500 Millionen menschliche Wesen, Sclaven erniedrigenden Aberglaubens, durch Verallgemeinerung nützlicher Kenntnisse und einer erleuchteten Religion, der Industrie, der Künste aus allen Schrecknissen und Finsternissen des Geistes, aus Indolenz und Barbarei befreien. Der andere Kreuzungspunkt, der Isthmus von Mittelamerika muß einst seine Unterstützung zu dem großen Werke bieten. Diese beiden großen Thatsachen sind auch bestimmt, der Triumph der Dampfschifffahrt zu sein, welche im Verein mit der Presse die gewaltige moralische Revolution des menschlichen Geistes gegen die einschränkenden Bedingungen der Erdoberfläche unterstützen und die Vollendung des heiligen Werkes der Civilisation der ganzen Welt sichern wird.

Eine von dem Vortragenden gezeichnete und an die Mitglieder vertheilte Karte des Isthmus von Suez enthielt in ziemlich großem Maßstabe alle interessanten topographischen Momente des Vortrags; beigefügt waren ein Querschnitt und ein Längenprofil des Canals, eine Skizze der Seewege um das Cap der guten Hoffnung und durch den vollendeten Canal, das Nildelta mit dem Eisenbahnnetz und den drei wahrscheinlichen Hauptlinien der alten Meerescanäle und endlich eine Karte der herrschenden Winde im Mittel-, rothen und Indischen Meere.

In derselben Versammlung legte der Sekretair eine nach dem Urtheil von Fachgelehrten, der Professoren Herrn Geh. Rath Göppert und Cohn ausgezeichnete, an Exemplaren und Arten reiche Sammlung von Meeresalgen vor, welche ein früheres Mitglied der Lieutenant von der Artillerie Herr Kreßmann, von Bordeaux erhalten und der Gesellschaft zur Ansicht übersandt hatte.

Am 6. Juli 1864 hielt der Oberlehrer an der Realschule Herr Oberdick einen Vortrag über das Glaubensbekenntniß der Königin Zenobia.

Der Verfasser schilderte die Entwicklung des national-heidnischen Cultus, des Hellenenthums, des Judenthums und Christenthums im Orient und versuchte dann, das geistige Leben daselbst im 3. Jahrhundert n. Chr. darzustellen. Die innere Politik der Königin Zenobia bestand nun

darin, die verschiedenen religiösen Parteien in ihrem Reiche in Einem Glaubensbekenntniß zu einen, welches aus christlichen, jüdischen, neuplatonischen und altheidnischen Anschauungen gemischt war. Bei diesen Bestrebungen wurde sie von Longinus und Paulus von Samosata, dem Bischof von Antiochien unterstützt. Jedoch hatte die Königin mit ihren Bestrebungen keinen Erfolg. — Paulus von Samosata wurde 269 auf dem Concil von Antiochien seiner bischöflichen Würde entkleidet und wenn es ihm auch gelang, auf die Macht der Königin gestützt, sich in der Stadt zu behaupten, so war doch sein Einfluß gebrochen. Auch die Neuplatoniker und namentlich das Haupt derselben, Porphyrius, waren nicht zu bewegen, den Bestrebungen der Königin dienstbar zu werden. Porphyrius schlug die wiederholten Aufforderungen, nach Palmyra zu kommen, ab. Nur Amelius gründete eine Schule zu Apamea, wo er die Philosophie seines Lehrers Plotin vortrug, ohne daß jedoch seine Thätigkeit von Einfluß gewesen wäre. Eben so geringen Erfolg hatte Zenobia bei den Juden. Besondern Widerstand leistete ihr R. Jochanan, der Vorsteher der Schule zu Cäsarea. — Durch die Hast also, mit der Zenobia die Gegensätze im Orient auszugleichen suchte, hatte sie es mit allen Parteien verdorben. Von den hellenischen Cultusstätten sowohl, wie von den orientalischen wurde der Untergang der Herrschaft der Königin des Orients prophezeit, als es bekannt wurde, daß Aurelian zum Kriege gegen sie rüste.

Hierauf legte Herr **Dr. Poleck** einige Exemplare der in neuester Zeit vielfach genannten **Calabar-Bohne** vor. Diese elegant aussehenden Samen sind unseren Bohnen ähnlich, fast halbkreisförmig, 12—15 Linien lang, 8—10 Linien breit, chokoladefarbig und auf dem äußeren Umkreis mit einer vertieften Rinne versehen, welche von beiden Seiten mit einer hervorragenden, dunkelroth oder hellorange farbenen Leiste eingefaßt ist. Geruch und Geschmack sind der gewöhnlichen Bohne ähnlich, doch ist sie so giftig, daß schon ein Stückchen von der Größe eines Hirsekornes hinreicht, um eine Katze oder ein Kaninchen zu tödten. Sie verdankt diese giftige Wirkung einem Pflanzenalkaloid, welches sich durch seine merkwürdige, dem Atropin, dem giftigen Alkaloid der Tollkirsche, grade entgegengesetzte Wirkung auf die Pupille des Auges auszeichnet. Während das Atropin beim Hineinbringen in das Auge die Pupille bedeutend erweitert, verkleinert das Alkaloid der Calabar-Bohne die Pupille in kurzer Zeit bis auf die Größe eines Stecknadelknopfs. Dieser

interessanten Eigenschaft verdankt die Bohne ihre Anwendung in der Augenheilkunde.

Diese Bohnen stammen von einer ausdauernden zu den Leguminosen gehörenden windenden Pflanze, **Physostigma venenosum B.** ab, deren holziger Stamm von fast 2 Zoll Dicke bisweilen die Länge von 50 Fuß erreicht. Ihr Vorkommen ist auf die sumpfigen Stellen bei Attarpah und Old-Calabar beschränkt, da sie nach Waddell an jedem anderen Orte auf Befehl des Königs von Calabar ausgerottet wird. Der Old-Calabar ist wahrscheinlich eine der Niger-Mündungen im innersten Winkel des Golfs von Guinea in der Bucht von Biafara, 50 englische Meilen nordwestlich von der Insel Fernando-Po. Die Wirkung der Bohne wird dort benutzt, um die Schuld oder Unschuld von Verbrechern festzustellen, daher sie auch **Ordeal bean**, Gottesurtheils-Bohne, genannt wird. Christison, welcher Versuche mit dieser Bohne an sich selbst anstellte und dabei in große Gefahr gerieth, ist der Ansicht, daß dieses Gift wohl geeignet sei, zum Tode verurtheilte Verbrecher auf die mildeste Art aus dem Leben zu befördern, denn die Erscheinungen äußerster Schwäche und Kraftlosigkeit bei fast ungetrübter Geistesthätigkeit, welche nach dem Einnehmen dieses Giftes allmälig zum Tode führen, seien, wenn auch nicht absolut angenehm, doch auch keinesfalls mit schmerzlichen Gefühlen verbunden. In St. Petersburg hätte diese Bohne im März d. J. beinahe ein Opfer gefordert, in dem ein junger Mann die für einen Droguisten eingetroffenen Calabarbohnen für brasilianische Nüsse, Samen der **Bertholletia excelsa H.**, hielt, eine davon genoß und nur durch schnelle Hilfe gerettet wurde.

Zum Schluß zeigte der Lieutenant von der Artillerie Herr **Otto** dänische Geschosse und andere kleine Kriegsapparate, welche von einem aus den Düppeler Schanzen nach Neisse zurückgekehrten Feuerwerker mitgebracht worden waren, und verglich sie in instruktiver Weise mit gleichzeitig vorgelegten preußischen Geschossen.

Am 20. Juli 1864 verlor die philomathische Gesellschaft ein ihr seit dem Februar 1854 angehörendes Mitglied, den Gymnasiallehrer **Sylvester Mutke** durch den Tod. *)

*) Der nachstehende Nekrolog ist von Herrn Referendarius F. Herring verfaßt.

Er erlag zu Leisnitz bei Leobschütz im elterlichen Hause, seiner Gattin und seinem kaum einjährigen Sohne viel zu früh entrissen, mitten aus seinem Berufsleben und einer in stetigem Wachsen begriffenen literarischen Thätigkeit abgerufen, zum Schmerze seiner ganzen Familie, vor allen seiner hochbetagten Eltern und einer großen Zahl von Freunden, einem langjährigen Brustleiden im Alter von 35 Jahren.

Der Verstorbene war am 15. Juni 1829 zu Schönbrunn bei Leobschütz als Sohn des jetzt zu Leisnitz lebenden Schullehrers Mutke geboren, besuchte das Gymnasium zu Neisse vom Jahre 1839 bis 1847, bezog alsdann die Universität Breslau, wo er sich bis 1851 dem Studium der Philologie widmete. Am 5. December 1851 bestand er die Prüfung **pro facultate docendi**, begann Anfang Januar 1852 seine Lehrthätigkeit am Neisser Gymnasium, wurde 1853 Kollaborator und 1858 ordentlicher Lehrer. — Am 18. August 1861 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des Directors des Neisser Gymnasiums, **Dr.** Zastra, Elisabeth, welcher aus wahrer Herzensneigung geschlossenen Ehe das am 18. Mai 1863 geborene Söhnchen Julius entsprossen ist.

Mutke's biederer, edler Charakter erwarb sich bald die Achtung seiner Amtsgenossen, sein liebevoller Verkehr mit den Schülern, der jedoch zur rechten Zeit Strenge nicht ausschloß, seine Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe gewannen ihm Liebe und Vertrauen der Zöglinge, durch sein Lehrgeschick erzielte er erfreuliche Erfolge, und er wußte namentlich auch für einen Gegenstand, der auf Gymnasien in der Regel nicht sonderlich gepflegt wird, für die Naturgeschichte, den Schülern Interesse einzuflößen. Das Neisser Gymnasium hat durch den Tod dieses in jeder Beziehung vortrefflichen Lehrers einen herben Verlust erlitten. —

Außer den Arbeiten in seinem Berufsleben war der Verstorbene ununterbrochen emsig mit wissenschaftlichen, literarischen Arbeiten beschäftigt. Ausgerüstet mit einem vorzüglich treuen Gedächtniß wurde ihm das Arbeiten, das Schaffen leicht, was man auch den Erzeugnissen seiner Thätigkeit anmerkt: sie sind ebenso correct wie fließend geschrieben, ohne dabei der Gründlichkeit, welche der behandelte Gegenstand erfordert, zu entbehren; des zu bearbeitenden Stoffes vollständig mächtig geworden, schrieb er dann erst seine Abhandlungen in einem Gusse nieder; er hatte in Folge einer wirklich seltenen Arbeitskraft und Arbeitslust ein überaus großes, reiches wissenschaftliches Material in sich angehäuft, namentlich aus verschiedene Gebieten der Naturwissenschaften, der Erd- und Völkerkunde; dabei war er in den Schriften des classischen Alterthums gut bewandert. Diese Fülle des Materials in Verbindung mit einer gewandten Art der Darstellung machten ihn vorzugsweise zum Publicisten geeignet und er würde auf diesem Gebiete der modernen Literatur bei längerem Leben gewiß noch viel Schätzenswerthes geleistet haben. Leider ist aber die Art und Weise, wie Mutke arbeitete, Veranlassung geworden, daß sein literarischer Nachlaß trotz der unausgesetztesten Arbeit nur unbedeutend ist, da er über einen Gegenstand, den er literarisch behandeln wollte, erst dann niederzuschreiben begann, wenn er alles Nothwendige und Wissenswerthe über denselben nachgelesen hatte, wobei er sich während des Lesens äußerlich nur unzusammenhängende Notizen niederschrieb. — Es sei uns vergönnt, einige seiner größeren Arbeiten hier namhaft zu machen: Die zu München erscheinenden histostorisch-politischen Blätter enthielten nacheinander die Abhandlungen: „über Mexico," „über die Landenge von Panama," „über die Landenge von Suez" und „über Japan." In das „Hausbuch," herausgegeben von **Dr.** Lang, sind aufgenommen worden: „vier oberschlesische Dorfgeschichten," sowie eine Abhandlung „über die afrikanischen Bogos." In der Zeitschrift: „Offenbarung und Natur" erschienen eine Reihe von Aufsätzen „über die Oertlichkeit des Paradieses." Außer diesen war für dieselbe noch ein Aufsatz vorbereitet „über antediluvianische Menschen." — Sein Hauptaugenmerk hatte Mutke in den letzten Jahren auf die Entdeckung der Pfahlbauten gerichtet und alles nur immer Erreichbare über dieselben gesammelt: Das Material war unter seinen Händen rasch gewachsen und er hatte die Absicht, größere Arbeiten über die Bauten selbst, dann auch über Sitten und Gebräuche, über die Ausrüstungs-Gegenstände der Bewohner jener Bauten zu veröffentlichen. Leider sind von diesen Arbeiten nur wenige Bruchstücke vorgefunden worden.

In den „Schlesischen Provinzial-Blättern" ist ein Aufsatz abgedruckt worden, betitelt: „Warum steht Neisse grade da, wo es steht?" — Der Herausgeber jener Blätter, Herr Theodor Oelsner, hat dem Verstorbenen bald nach dem Tode, im August 1864, einen ehrenden Nachruf in der Schlesischen Zeitung gewidmet, dem wir folgende Stelle zu entnehmen uns erlauben:

„In diesem Frühverstorbenen verliert Schlesien wieder eine viel ver-
„sprechende, bereits Schönes leistende Kraft! Man kann nicht anmuthi-
„ger, anregender, zugänglicher für das populäre Verständniß einen Ge-
„genstand behandeln, als er dieß in seiner Arbeit: „des Centurio

„a. D. Cajus Vagabundus Nemo, römischen Ritters und „Gutsbesitzers Reisebemerkungen aus Spanien vom Jahre „50 n. Chr." gethan, welche in dem Jubelbuche der Neisser Philoma- „thie (1863) abgedruckt ist. Wir wünschten, alle Philologen, Alterthums- „und Geschichtsforscher vermöchten unter dem Bilde einer solchen poeti- „schen Fiction ihren Stoff zu bewältigen und das große Publikum fesselnd „und ergötzend einzurunden. Das wäre für das verbreitetere Verstehen „der Vorzeiten gar heilsam. — — — Wichtiger aber noch als diese „Ausübung eines frisch gestaltenden Talentes, waren Mutke's Arbeiten „in den Schachten der Wissenschaft; da hatte er die Urbewohnerschaft „Mittel-Europas zu seinem Angriffs-Object gemacht und strebte auf den „von vielfach zusammengefördertem Material gestützten Erweis los für „eine „unzweifelhaft spätere Einwanderung der Kelten in „Westeuropa, d. i. nach 700 v. Chr., womit die Behauptung „fallen müsse, daß die Bewohner der Pfahlbauten, die ein „gutes Jahrtausend früher dort gelebt, Kelten gewesen „seien." Letzten Winter über (von 1863 zu 1864) war, trotz Kränk- „lichkeit, diese Arbeit um ein sehr bedeutendes Stück vorwärts gerückt „und das Werk ging seiner Veröffentlichung rasch entgegen. (Leider hat sich diese Vermuthung, wie erwähnt, nach dem Tode Mutke's nicht ver- wirklichen lassen.) — — — Vieler, unter ihnen auch Justus Liebig's „Anerkennung hatte Mutke sich bereits erworben und für die „Mit- „theilungen der k. k. österreichischen Commission für Erfor- „schung und Erhaltung der Baudenkmale" war er als Mitar- „beiter berufen worden. — — Politischer Richtung nach bekannte Mutke „sich zum Großdeutschthum; aber er sah „mit großem Vergnügen das „Durcheinanderwürfeln aller Parteien, wie es die schleswig-holsteinische „Frage bringt, für ein entschiedenes Glück an." „Jemehr der Gedanke, „daß wir alle Deutsche sind, in das allgemeine Bewußtsein dringt, daß „wir Alle einander bedürfen, Keines ohne das Andere bestehen könne, „um so besser ist es." — Im Religiösen war Mutke mit einem gewis- „sen Feuer dem römisch-katholischen Bekenntnisse zugethan und besonders „das Symbolisirende der katholischen Kirchenlehre schien ihn anzuziehen. „Fanatismus war ihm verhaßt. „Jede entschiedene Ueberzeugung ist zu „achten (schrieb er); nicht Verketzerung, sondern wissenschaftliche Ergrün- „dung, vernünftige Widerlegung führen — nach Jahrhunderten oder Jahr- „tausenden — zur Einheit der Ueberzeugung." " — — —

Alles, was der Verstorbene unternahm, erfaßte er mit regem Eifer und voller Liebe. So war er denn auch durch zehn volle Jahre unserer philomathischen Gesellschaft mit aller Liebe und Begeisterung zugethan: heiter und gesprächig an der Tafel, machte er alle Scherze der Philo- mathen mit, sei es, daß er „die Vergangenheit und Zukunft der Philomathen in ergötzlichen lebenden Bildern darstellen half, sei es, daß er, wie bei dem Jubelfeste der Philomathie, in einer Versammlung des Olymps als Götterbote Merkur den Befehlen Zeus Gehorsam leistete. — In das Liederbuch der Philomathie sind zwei humori- stische, von der Gesellschaft gern gesungene Lieder aufgenom- men worden. —

Die wissenschaftlichen Zwecke des Vereins half er eifrig und ge- wissenhaft fördern. Eingetreten im Februar 1854 hat er im Laufe von zehn Jahren zehn Vorträge gehalten, und zwar:

1., am 6. April 1854: über die Thierseele, erste Abtheilung.
2., am 11. Mai 1854: über die Thierseele, zweite Abtheilung.
3., am 4. December 1854: die Natur als Haushälterin (öffentlicher Vortrag.)
4., am 15. October 1855: über die Einheit des Menschen- Geschlechts (erster Theil).
5., am 14. Juni 1856: über die Prinzipien der Philosophie Schopenhauers (Fragekasten.)
6., am 5. Juli 1856: über die Einheit des Menschen-Ge- schlechts (zweiter Theil.)
7., am 9. October 1856: über die Einheit des Menschen- Geschlechts (dritter Theil.)
8., am 23. October 1856: über China.
9., am 10. Juli 1862: über die Gründe, warum Neisse gerade an seinem gegenwärtigen Standorte erbaut ist.
10., am 3. März 1864: kurzgefaßte, aus zum Theil eigenen Arbeiten geschöpfte Uebersicht der interessanten ethno- graphischen und paläontologischen Fragen, welche sich an die Kenntniß der Pfahlbauten knüpfen und welche die wichtigsten Probleme beider Wissenschaf- ten betreffen.

Endlich ist von Mutke in der Denkschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Philomathie unter Nro. V. jener von Oelsner obenerwähnte Aufsatz abgedruckt: „Des Centurio a. D. Cajus Vagabundus

Nemo, römischen Ritters und Gutsbesitzers Reisebemerkungen aus Spanien vom Jahre 50 n. Chr. — — —

Nach menschlichem Ermessen ist Sylvester Mutke zu früh von hier abgerufen worden: zu früh für seine Familie, namentlich für seine trauernde Gattin und sein Söhnchen, zu früh aber auch für seine literarische Thätigkeit, sein wissenschaftliches Streben, für sein Berufsleben.

Sein Andenken bleibt in Ehren und Liebe erhalten bei denen, die ihn kennen und lieben gelernt; sein Name wird auch im Kreise der Neisser Philomathen ein lebendiger, unvergessener sein und bleiben. — —

Frieden seiner Asche! —

Am 13. October 1864 begann Herr Dr. Poleck einen Vortrag über die nordeuropäische Eiszeit und beendete denselben in der Versammlung des 27. October 1864.

Im Anschluß an frühere Vorträge begann der Vortragende mit einer Schilderung der gegenwärtigen, überaus günstigen klimatischen Verhältnisse des nördlichen Europa. Wenn man von dem europäischen Osten absieht und Nord-Europa durch den Breitegrad begrenzt, welcher durch die Alpen geht, ungefähr dem 47°, so findet man bei Vergleichung des Klimas auf dem Gürtel der Gesammtoberfläche, welchen er abschneidet, ähnliche Verhältnisse auf der ganzen Erde nicht wieder. Die Pflanzen-Decke, ein treuer Reflex der Temperatur-Verhältnisse, giebt zu ihrer Beurtheilung einen trefflichen Anhaltspunkt. Deutschland und das nördliche Frankreich produciren die edelsten Weine, die feinsten Obstsorten, es gedeihen Kastanien und Mandeln. Der gastliche Kamin Alt-Englands zeigt, wie wenig man den Winter fürchtet. In der That sieht man an der Küste von Devonshire, wo der Hafen Salcombe wegen seines milden Klimas das Montpellier des Nordens genannt worden ist, **Agave americana** im Freien blühen, Orangen, welche an Spalieren gezogen und im Winter kaum mit Matten geschützt werden, Früchte tragen. Hortensien, Fuchsien, **Camellia japonica** überwintern im Freien und in Erins grünem Lande vegetirt die Myrthe und der Lorbeer so üppig wie in Portugal. Der Weizen- und Obstbau gehen in Norwegen bis Drontheim hinauf zum 63° und sogar bis zum 64°, wo unter gleicher Breite in Amerika an der Hudsonsbai keine menschliche Niederlassung mehr möglich ist. Noch

weiter hinauf gedeiht der Roggen — im Kirchspiel Hassel 68½°, — auf den Faröer-Inseln bleiben die Schafe den Winter über auf der Weide, kein Hafen friert an Norwegens Küsten bis zum Nordcap hinauf zu, während in Amerika unter gleicher Breite alles von Schnee und Eise starrt. Spitzbergen unter 75—80° hat noch eine Art kurzen Sommers, während in Amerika, auf der Melville-Insel, welche etwas südlicher liegt, ein warmer Sommertag — 14° haben kann. Die mittlere Temperatur des Januars auf den Faröern und im südlichen Irland ist 0°; diese finden wir in Philadelphia und Pecking unter dem vierzigsten Breiten-Grade wieder und in Jakutzk in Sibirien unter gleicher Breite mit den Faröern ist den ganzen Januar hindurch das Quecksilber ein fester Körper (— 32° R.). Kanada in einer südlicheren Breite wie Paris hat die Temperatur von Drontheim in Norwegen und der Hudson bei Albany im Staate New-York in der Breite von Rom ist 87 Tage jährlich zugefroren. Irland, England und Belgien zeigen die mittlere Temperatur, welche Neapel haben würde, wenn es an der Ostküste von Asien läge.

Um diese Begünstigung des nördlichen Europas zu verstehen, mußten die Gründe für die verschiedene Verbreitung der Wärme auf der Erde erörtert werden. Es wurden in gedrängter Uebersicht vorgeführt: Die Wirkungen der Sonnenstrahlen auf eine feste oder flüssige Grund-Fläche, der Unterschied zwischen Kontinental- und Seeklima, die Entstehung von Meeresströmungen und deren erwärmende oder erkältende Wirkung auf benachbarte Ländermassen, die ungleiche Erwärmung des Luftmeeres und die dadurch bewirkten Strömungen, die Winde, welche die Luft- und Wassertheile mit wechselnder Geschwindigkeit von den Polen nach dem Aequator hin- und zurückführen. In jedem einzelnen Falle wurden die Bedingungen erörtert, welche Europa begünstigen und vorzugsweise folgende als solche bezeichnet: Die Ausbreitung des mächtigen afrikanischen Kontinents im Süden, welcher den Aequator mit einem Gürtel Festland umgiebt, die heißeste Zone hier nach Norden heraufrückt und somit den oberen Passat, den Aequatorialstrom, erst in höheren Breiten die Erdoberfläche erreichen läßt, die Lage an der Westküste der alten Welt, die vorherrschende südliche und südwestliche Windrichtung, der Golfstrom, welcher seine Wirkungen bis über den Polarkreis hinaus erstreckt, daher im Norden ein eisfreies Meer, die häufigen wässrigen Niederschläge und eine meist trübe Atmosphäre, welche die Wärme-Ausstrahlung des Bodens verlangsamt oder ganz verhindert.

Die mittlere Temperatur eines Orts, in Graden des Thermometers (nach Réaumur) ausgedrückt, ist das Resultat des Zusammenwirkens aller genannten Bedingungen, es ist der einfache Zahlenausdruck außerordentlich complicirter Erscheinungen. Der Erläuterung der Isothermen wurden die schönen Karten von Dove's Monats-Isothermen zu Grunde gelegt, von denen die Karte der Isothermen des Januar und des Juli, im verkleinerten Maßstabe von dem Lieutenant in der Artillerie Herrn Otto skizzirt und vervielfältigt, sich in den Händen aller Zuhörer befand, und an ihnen gezeigt, wie sie allein eine klare Einsicht in den jährlichen Gang der Wärme geben können. Dove hat die mittlere Temperatur jedes Breitegrades berechnet. Jeder Ort, dessen Temperatur der mittleren Temperatur seiner geographischen Breite entspricht, hat eine normale Temperatur; alle Orte, deren Temperatur geringer ist, sind relativ kalt, alle Orte dagegen, deren Temperatur höher ist, sind relativ warm. Verbindet man die Orte normaler Temperatur durch Linien, so erhält man die thermischen Normalen, und zwar umschließt auf der nördlichen Erdhälfte die thermische Normale des Januar den kalten Raum der Erde, die thermische Normale des Juli dagegen den warmen Raum. Ein Blick auf die Dove'sche Karte zeigt uns nun das höchst interessante Resultat, daß Europa im Winter sich ganz außerhalb des kalten Raumes befindet, im Sommer dagegen mit Ausnahme von Irland, Schottland und Island ganz dem warmen Raume angehört. Asien liegt im Winter fast ganz im kalten, im Sommer ganz im warmen Raum. Nordamerika liegt bis auf einen schmalen Küstenstrich an der Westküste jenseits der Felsgebirge im Winter ganz im kalten Raum und im Sommer befinden sich die Hudsonsbai-Länder und die ganze Ostküste bis zum 40° ebenfalls im kalten Raum. Dieser Blick auf die Karte in Worte übersetzt heißt: Asien hat kalte Winter und heiße Sommer, Europa mäßigt beide Extreme und hat namentlich im westlichen Theile sehr milde Winter; Nord-Amerika hat strenge Winter, ein kaltes Frühjahr und nur mäßig warme Sommer. Asien hat ein vollständiges Kontinental-Klima, in Nord-Amerika mäßigen im Sommer die vielen großen Süßwasser-Seen die Temperatur, im Winter dagegen verlieren diese ihren abgleichenden Einfluß, da die erkalteten Wassertheilchen nicht abfließen und wie beim Meere durch wärmeren Zufluß aus anderen Breiten ersetzt werden können. Durch die Eismassen, womit sich die Seen bedecken, wird dann Nord-Amerika im Winter zu einer Kontinental-Masse und entwickelt daher, wie Asien, ebenfalls sehr niedrige Temperaturen.

Noch ein anderes Resultat ergiebt sich aus der Vergleichung der Isothermen. Dove hat aus ihnen die Gesammttemperatur der Erdoberfläche oder vielmehr die Wärmemenge berechnet, welche die Erde jährlich von der Sonne empfängt. Diese bleibt in jedem Jahre dieselbe Größe, es kommt annähernd auf jeden Tag im Jahre 11°,7. Es stellt sich aber dabei das merkwürdige Resultat heraus, daß die Temperatur der Erde vom Januar bis zum Juli um volle 3°,5 zunimmt, daß also die südliche Halbkugel um 3°,5 kühler als die nördliche ist. Die Temperatur der Nordhälfte im Januar ist 7°,5, jene der Südhälfte 12°,2, ~~Jahres~~-Mittel = 9°,9. Die Temperatur der Nordhälfte im Juli ist dagegen 17°,3, jene der Südhälfte 9°,6, ~~Jahres~~-Mittel = 13°,5. Die Ursache dieses Verhaltens liegt in der unsymmetrischen Vertheilung von Land und Meer. Wenn die Sonne über südlichen Breiten steht, dann treffen ihre Strahlen vorzugsweise eine flüssige Grundfläche. Eine bedeutende Wärmemenge wird hier durch die Verdunstung des Wassers gebunden und daher die Gesammt-Temperatur der Erde, auf deren nördlichen Halbkugel in dieser Zeit der Winter herrscht, erniedrigt. „Es ist wahrscheinlich, sagt Dove, daß die nördliche Erdhälfte überwiegend der Kondensator der mächtigsten Dampf-Maschine, welche wir kennen, der Atmosphäre ist, die südliche ihr Wasser-Reservoir; daß die Regenmenge auf der nördlichen Erdhälfte daher bedeutender als auf der südlichen und daß ein Grund der höheren Temperatur der Nordhälfte eben darin liegt, daß die auf der südlichen Erdhälfte durch Verdampfung gebundene Wärmemenge auf der nördlichen in den mächtigen Niederschlägen frei wird." Auch dieses Moment fällt zu Gunsten des nordeuropäischen Klimas in die Wagschale.

Unwillkürlich werfen sich die beiden Fragen auf: war das Klima von Nord-Europa immer so günstig und wird es immer so günstig bleiben?

Die Geschichte unserer Erde, die Geologie lehrt, daß die älteste Pflanzen- und Thierwelt gleichmäßig über die ganze Erde vertheilt war und daß sich in ihrer Verbreitung klimatische Unterschiede auch nicht im entferntesten geltend machten: überall an den Polen wie unter dem Aequator herrschte dieselbe tropische Temperatur. Auch in der jüngsten geologischen Periode, der Tertiärzeit, beanspruchten klimatische Unterschiede noch nicht dieselbe Geltung, wie in der Gegenwart. Gegen das Ende derselben traten jedoch allmälich Verhältnisse ein, welche die Temperatur des nördlichen Europa so erniedrigten, daß wir ihr Analogon gegenwärtig nur in Grönland und den nördlichen Ländern der Baffinsbai wiederfin-

den. In jener Zeit wurde Scandinavien von mächtigen Gletschern bedeckt, welche bis an das Meer herabstiegen, welches die norddeutschen und die russischen Ebenen bedeckte, welche die Nordsee, einen großen, nach Süden geschlossenen Meerbusen, durch die Ostsee mit dem weißen Meere verband und Skandinavien, wie jetzt Spitzbergen, von allen Seiten mit eisigen Wellen umfluthete. Ebenso senkten sich gewaltige Gletschermassen von den Alpen vielleicht bis an die Südküsten dieses Eismeeres, welches die Eisberge und die kalten Ströme des Nordens bis in die Breite von Breslau und an die Karpathen herabführte. Diese Eisberge, losgerissene Gletschermassen und Eisschollen, transportirten die mächtigen Blöcke krystallinischer Gesteine von den skandinavischen Alpen nach der norddeutschen und russischen Ebene und ließen sie hier stranden, wie die gleiche Erscheinung jetzt an Grönlands Küsten in der Baffinsbai häufig genug beobachtet wird. Berlin ist nur mit schwedischen Gesteinen gepflastert; die Granitschale vor dem neuen Museum ist aus einem Block gearbeitet, welcher 1½ Millionen Pfund wog und nicht auf einem Schiff, sondern auf einer Eisscholle von Schweden nach der Mark gelangt ist. Alle schönen Granitarbeiten in Berlin und Charlottenburg sind aus gleichem Material ausgeführt, alle Kunststraßen der Mark sind von schwedischen Gesteinen erbaut und werden mit solchen unterhalten.

Dem Versuch einer Erklärung so anomaler klimatischer Verhältnisse, welche mit denen der Gegenwart grell genug kontrastiren, mußte erst der Beweis ihres Vorhandenseins vorausgehen. Dieser konnte nur auf den analogen Verhältnissen der Gegenwart fußen, und daher nahm der Vortragende die Gletscherwelt und die mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen zum Ausgangspunkte seiner Beweisführung. In gedrängter Kürze wurden die Unterschiede geschildert zwischen dem staubigen Hochschnee und dem festen, glasigen Hocheise der Alpen und den mit Wasser durchtränkten körnigen Schneemassen der Hochthäler, dem Firn, welcher in seinen unteren Schichten allmählig in körniges, blasiges Eis, das Gletschereis, übergeht. Dieses ist in Folge seiner Entstehung aus Firnkörnern, aus einzelnen, bis zollgroßen Fragmenten zusammengesetzt; es ist mit zahllosen Luftbläschen erfüllt und dann weiß und undurchsichtig, oder mit Wasser völlig durchtränkt und dann blau und durchsichtig. Seine Entstehung ist nur da möglich, wo bei hinreichender Mächtigkeit der Schneemassen durch den Einfluß der Sonnenwärme beständig Schmelzwasser eindringt und durch Gefrieren die Firnkörner zusammenkittet. Gletscher finden sich daher weder in den Hochregionen der Alpen, noch in den tieferen Thälern;

sie steigen jedoch weit unter die Schneegränze herab, in der Schweiz bis zu 3200′. Die ausgedehnten Hochschnee- und Firnfelder bilden die Reservoirs, aus denen die Gletscher ernährt werden. Diese verhalten sich zu ihnen, wie ein Fluß, welcher aus einem See abfließt und sie bewegen sich in der That mit ihrer ganzen ungeheuren Masse unaufhaltsam und beständig thalabwärts. Der Aargletscher z. B. ist 24,000′ lang, am Anfange 2350′, am Ende 1200′ breit, seine Mächtigkeit wird von Agassiz auf 1000 — 1300′ berechnet. Die Größe der Bewegung ist direct gemessen worden, sie beträgt beim Aargletscher jährlich durchschnittlich 260 Fuß, sie ist in der Mitte des Gletschers größer als an den Rändern. Die Bewegung zwischen nicht parallelen Thalrändern und auf einem unebenen Thalboden bedingt die Zerklüftung ihrer Oberfläche, die Entstehung der Schründe, der Eisnadeln ꝛc. Alle Felsblöcke und Stein-Trümmer, welche von den begrenzenden Thalrändern auf den Gletscher herabfallen, nehmen an seiner Bewegung Theil; sie bilden an seinen Rändern regelmäßige Wälle von stets scharfkantigen, nie abgerundeten Steintrümmern, die Seitenmoränen oder Gandecken. Stoßen zwei Gletscher zusammen, so entsteht aus den beiden einander zugewandten Seitenmoränen eine Mittelmoräne oder Gufferlinie, welche im graden Verhältnisse zu weiter zutretenden Gletschern sich vermehren und allen Krümmungen der Thalränder folgen. Am Ende eines Gletschers stürzen alle diese Felstrümmer herab und vereinigen sich hier mit dem Gerölle und dem Sande, welches der aus jedem Gletscher herausströmende Bach mit sich führt, zu einem halbmondförmigen, oft hohen Wall, der Endmoräne. Die Felstrümmer, welche durch Spalten auf den Gletscherboden oder zwischen den Gletscher und seine Uferwände fallen, werden durch den ungeheuren Druck dieser Eismassen entweder blos in kleinere Stücke zermalmt, abgerundet und geglättet, oder es werden die weicheren zum feinsten Sande zerrieben, welcher in den Gletscherbächen aufgeschwemmt, diesen stets ein milchiges Ansehen giebt. Die Größe dieser mechanischen Arbeit ergiebt sich daraus, daß z. B. die Aar bei ihrem Austritt aus dem Gletscher täglich circa 5600 Ctr. Sand und Schlamm herausschafft. Durch Einfrieren von Steintrümmern an der Unterseite und namentlich an den Uferseiten des Gletscherkörpers wird dieser zu einer gigantischen Feile, welche unaufhörlich die Flächen bearbeitet, auf denen er hinrutscht, und da die ganze Masse des Gletschers und namentlich seine untere Seite mit Wasser durchtränkt ist, so polirt der feine Sand die Felsen des Thalbodens und Thalrandes, während die gröberen und härteren im Eise eingefrornen

Sandkörner wie der Grabstichel eines Kupferstechers, die Richtung ihrer Bewegung selbst in das härteste Gestein eingraben. Genaue Beobachtungen haben bewiesen, daß diese Glättung und feine Ritzung in parallelen Streifen nur der Gletscherthätigkeit ihre Entstehung verdanke und daher charakteristisch sei für alle Felsen, über welche ein Gletscher sich bewegt habe. Der Vortragende legte ein circa 25 Pfund schweres Stück eines Felsenschliffs (Grünstein) aus Norwegen vor, welches der Geh. Rath Herr Prof. Dr. Göppert unter seinen Augen von einem früheren Gletscherboden hatte abschlagen lassen und welches in instruktiver Weise die Glättung und die parallelen Streifen zeigte. Das untere Ende eines Gletschers ist veränderlich und diese Veränderlichkeit ist bedingt durch die Bewegung des Gletschers und das Abschmelzen seines Endes. Der Gletscher rückt vor und zieht sich zurück. Dieß wurde an vielen der unmittelbaren Beobachtung zugänglichen Gletschern bewiesen. Die End- und Seitenmoränen bleiben zurück und geben mit den geglätteten und geritzten Thalrändern und dem in seinen Unebenheiten (Rundhöcker) abgerundeten Thalboden Zeugniß von den früheren Grenzen des Gletschers. Der Vortragende hatte durch Vertheilung einer lithographirten Karte, welche in einzelnen Skizzen diese Hauptmomente der Gletscherthätigkeit enthielt und durch Vorlage einiger stereoskopischer Gletscher-Ansichten diese Verhältnisse möglichst anschaulich zu machen versucht.

Wir kennen keine andere Ursache, welche ähnliche Erscheinungen hervorbrächte, und da wir diese in den Gletscherthälern auch weit über die gegenwärtige Erstreckung des Gletschers hinaus vorfinden, so erscheint der Schluß vollständig erlaubt, ja zwingend, daß überall da, wo wir polirte und geritzte Felsen, Rundhöcker und mehr oder weniger regelmäßig nach Art der Moränen geordnete scharfkantige Felsblöcke auf einer von ihren Bestandtheilen heterogenen Unterlage vorfinden, wir auf das frühere Vorhandensein von Gletschern und ihre Thätigkeit schließen müssen. Man hat nun alle diese Zeichen früherer Gletscherthätigkeit in den Alpen hoch über den gegenwärtigen Gletschern und ebensoweit unterhalb ihrer jetzigen Ausmündungen gefunden, ebenso in dem großen Thale der Nord-Schweiz wie an dem gegenüberliegenden Jura, welcher gewissermaßen auf der ganzen den Alpen zugewandten Seite polirt ist. Hier liegen überall auf Kalkunterlage, bis zu 2000′ über dem Neuenburger See, mächtige, scharfkantige Blöcke von krystallinischen Gesteinen, Granit, Gneis, Chloritschiefer ꝛc., welche unbestreitbar von den Alpen abstammen. Die Geologen nannten solche Blöcke sehr bezeichnend Findlinge, Irrblöcke, erratische Blöcke und lange Zeit wurde über die Ursache ihres Transports gestritten, bis Leopold von Buch und Schweizer Geologen diese bedeutsame Gletscherthätigkeit in zwingender Weise nachwiesen. Man verfolgte diese Thätigkeit bis in den Schwarzwald, in die Vogesen, vor allen aber zeigt sich das Phänomen der erratischen Blöcke großartig in Schottland und Wales und in Süd-Skandinavien. Ueberall treten dieselben Erscheinungen wie in den Alpen auf.

Aber auch die ganze norddeutsche Ebene ist mit erratischen Blöcken bedeckt, welche hier durch ein Meer von ihrer Geburtsstätte getrennt sind und in weiter, einzelne in mehr als 200 Meilen weiter Entfernung davon, auf fremden Boden liegen. Am Meere in Holland beginnend, sind diese Findlinge bis zu einer Größe von 16—17,000 Kubikfuß ausgestreut durch das ganze nördliche Deutschland, Polen und Rußland bis in die Gegend von Moskau. Zieht man eine Linie *) durch die Grenzen der abgelagerten Blöcke, so bildet diese beinahe einen Halbkreis, in dessen Mittelpunkt Stockholm liegt und dessen südliche Grenze die Sudeten und die Karpathen bilden. Alle diese Blöcke sind scharfkantig und rauh und stimmen so genau, bis auf die eingemengten Mineralien, mit schwedischen Gebirgsarten überein, daß man bei vielen die Gegend angeben kann, aus welcher sie abstammen. Sie sind aber durchaus nicht so regelmäßig geordnet, wie am Jura, sondern Blöcke der verschiedensten Gebirgsarten liegen bunt durcheinander. Die ganze Natur dieser Blöcke läßt nur an Gletscherthätigkeit als die Ursache ihres Transports denken, Niemand aber würde die Behauptung wagen dürfen, daß sie von Schwedens Gebirgen auf dem Rücken von Gletschern bis in die Breite von Breslau und Moskau transportirt worden seien. Und doch ist auch hier der Anfang der Bewegung Gletscherthätigkeit, sie setzt sich nur in einer Weise fort, wie wir dieß jetzt an den Gletschern Grönlands und Spitzbergens beobachten. Die mächtigen Gletscher jenes arktischen Landes, deren Prototyp der Humboldtgletscher zwischen dem 79 und 80° N. B. ist, welcher in einer Breite von 12 Meilen direkt ins Meer mündet, zeigen alle Eigenthümlichkeiten der Gletscherbewegung. Ihre Eismassen bewegen sich unausgesetzt seewärts und setzen, am Meere angelangt, ihren Lauf zunächst längst des felsigen Meergrundes fort, bis Wasser ge-

*) Auf der von Otto skizzirten Dove'schen Karte ist diese Linie, sowie auch die Grenze der gegenwärtigen Hebung und Senkung des Landes in Nord-Europa eingetragen.

nug da ist, um sie schwimmend zu erhalten. Dann lösen sich ungeheure, meilengroße und bis 1000 und mehr Fuß hohe Stücke los und erfüllen die Baffinsbai mit den von den Polarfahrern so sehr gefürchteten Eisbergen, welche an der Küste von Amerika oft bis zum 43°, d. h. bis in die Breite von Südfrankreich treiben, hier erst in den warmen Gewässern des Golfstroms schmelzen und Nordamerika einen steten rauhen und kalten Frühling bringen. Die meisten Eisberge schmelzen jedoch zwischen der Südspitze von Grönland und der Bank von Neufundland, wo sie sich mit den von Spitzbergen kommenden Eisbergen vereinigen, und lassen hier die von ihnen eingeschlossenen Felsblöcke, Sand ꝛc. auf den Meeresgrund sinken. Würde dieser durch Hebung trocken gelegt, so würden wir ein treues Bild unserer nordeuropäischen Ebene mit ihren erratischen Blöcken erhalten. Diese kamen auf Eisflößen zu einer Zeit über die Ostsee, als der ganze Verbreitungsbezirk der nordischen, d. h. schwedischen Findlinge nach Meeresboden und zwar wegen seiner unmittelbaren Verbindung mit dem weißen Meere, ein Polarmeer war. Daß dieß in der That der Fall war, dafür sprechen auch die Meeresablagerungen zwischen den erratischen Blöcken durch das ganze große Gebiet mit einer Fauna, deren Arten jetzt zum Theil noch in der Ostsee existiren, zum Theil aber einen noch weit nördlicheren Charakter tragen und gegenwärtig nur dem nördlichen Eismeer angehören. Auch die aus jener Zeit erhaltenen pflanzlichen Reste zeigen eine Vegetation an, wie sie jetzt 20—25 Breitegrade nördlicher vorkommt. Birke und Espe, welche niedrige Temperaturen sehr gut vertragen, waren die verbreitesten Waldbäume; von Buchen, Eichen und Wallnußbäumen war keine Rede. Dieß schließt nicht aus, daß, wie jetzt noch in Sibirien, in den wenigen Sommermonaten ein bunter Blumenteppich die Küsten dieses Polarmeers bedeckte.

Um das Verständniß für die Ursache so anomaler Temperaturverhältnisse während der nordeuropäischen Eiszeit, wie jene Periode der Erdgeschichte genannt wird, zu gewinnen, wurde weder, wie man es gethan hat, eine Verrückung der Erdaxe angenommen, noch auch behauptet, daß damals unser Sonnensystem und somit auch die Erde kältere Welträume durcheilt habe — Behauptungen, deren Unhaltbarkeit auf der Hand liegt —; sondern gezeigt, daß unsere Kenntniß der Ursachen der gegenwärtigen Verbreitung der Wärme auf der Erde, wie sie sich in den Monats-Isothermen von Dove ausspricht, vollständig zur Erklärung dieser Verhältnisse ausreicht. Als neues Moment mußten nur die Oscillationen der festen Erdrinde, wie sie in den säkularen Hebungen und Senkungen ganzer Länder auftreten, in Betracht gezogen werden.

Durch geognostische Untersuchungen steht es fest, daß zu einer Zeit, als die gegenwärtigen Temperatur-Verhältnisse der Erde schon existirten, die ganze nordeuropäische Ebene mit Meer bedeckt war und dieses in unmittelbarer Verbindung mit dem nördlichen Eismeer stand. Der Canal zwischen England und Frankreich war durch einen Isthmus geschlossen und die Nordsee daher ein großer Meerbusen dieses Polarmeeres, Skandinavien eine Insel in demselben. Bei dieser Configuration der Küsten des nordwestlichen Europas, gelangte die kalte Polar-Meeresströmung, anstatt wie jetzt ihren Weg nördlich um Island und an Grönlands Küsten hinab nach der Ostküste von Amerika zu nehmen, in das Innere des europäischen Kontinents und häufte hier ihre Eisberge und Eisfelder auf, deren Schmelzung im Frühjahr bis tief in den Sommer hinein die große Wärmemenge verbrauchte, welche sonst als freie Wärme dem Klima zu Gute gekommen wäre. Die Ostsee in ihrer damaligen Ausdehnung war als ein großer Eiskeller anzusehen, in welchem kein Südstrom warmen Wassers die lange Conservirung des Eises verhinderte. Ein anderer Theil dieser Polarströmung nahm seinen Weg um Skandinavien und England nach dem atlantischen Ocean, während der Golfstrom dadurch verdrängt, die amerikanischen Ostküsten und Grönland erwärmte und dort wahrscheinlich in derselben Zeit die Zustände schuf, deren letzten Nachwirkung Grönland seinen Namen verdankt. Hopkins hat zu berechnen versucht, um wie viel die Temperatur von Europa durch die Anwesenheit eines solchen Polarstroms und die Verdrängung des Golfstroms ermäßigt werden würde. Er schätzt den Betrag auf 3—4° R.; die mittlere Temperatur des nördlichen Deutschlands würde daher durch eine solche Veränderung von durchschnittlich + 8° auf + 5°—4° sinken, auf eine Isotherme, welche jetzt im Norden von Europa bei Island den Polar-Kreis schneidet. Europa konnte also damals kein eisfreies Meer im Norden besitzen, es hatte aber auch nicht die gegenwärtigen großen Kontinental-Massen im Süden. Die zahlreichen von den Franzosen in der Sahara angestellten artesischen Brunnen-Bohrungen und die dabei gemachten Beobachtungen, sowie eine Anzahl anderer, von Professor Süß in Wien gesammelten Beobachtungen sprechen für die Annahme, daß eine ungeheure, jetzt blos mit Sand bedeckte Fläche in Afrika noch zu einer Zeit vom Meere bedeckt war, als die gegenwärtigen Mittelmeer-Muscheln bereits lebten. Dieß war ein neues Moment der Temperatur-Ernie-

drigung für Nordeuropa. Während gegenwärtig der obere Passat im Verein mit den heißen Wüstenwinden als Föhn seinen Einfluß bis über die Alpen nach Deutschland hinein geltend macht, war dieß nicht möglich, sobald die Sahara mit Wasser bedeckt war. In diesem Falle fand eine Verrückung des ganzen Phänomens nach Süden statt und der obere Passat erreichte damals vielleicht kaum Unteritalien, für welche Ansicht auch die damalige massenhafte Entwickelung der Gletscher in den Pyrenäen gegenüber den heutigen Miniatur-Gletschern daselbst spricht. Die auch während der Eiszeit vorherrschenden Südwest- und Westwinde, welche mit Wasserdampf beladen in Europa anlangen, ließen diesen bei der niedrigen Temperatur größtentheils als Schnee fallen, und so finden die ungeheuren Schnee- und Firnfelder, welche die Gletscher der Alpen Englands, Skandinaviens und der Schweiz speisten und in so großer Ausdehnung möglich machten, ihre ungezwungene Erklärung.

Das damalige Klima des nordwestlichen Europas zeigte daher eine vollständige Analogie mit den gegenwärtigen Temperatur-Verhältnissen des unter gleicher Breite liegenden Nordamerikas. Die Linien der Dove'schen Karte würden daher durch eine ganz andere Gestalt die damalige Wärme-Verbreitung bezeichnen. Nach ihnen würde Europa damals im Winter sich ganz im kalten Raum, im Sommer sich ganz außerhalb des warmen Raums befinden. Solche Verhältnisse konnten sich nur allmählig anbahnen, und wir müssen die Zeit ihrer Heranbildung und ihres Verlaufs nach Jahrtausenden rechnen, um so mehr als auch in Nordamerika das erratische Phänomen in großer Ausdehnung aufgetreten ist und Alles darauf hinweist, daß hier keine Gleichzeitigkeit mit der europäischen Eiszeit stattgefunden hat.

Die Wassermenge, welche durch das jährliche Abschmelzen der riesigen Gletscher der Eiszeit entstand und welche bei dem allmähligen Eintritt eines wärmeren Klimas sich bedeutend vergrößerte, mußte mächtige Ströme bilden, welche nicht nur auf die Trümmer und Felsblöcke der Moränen wirkten, sondern auch viele ältere Ablagerungen aufwühlten und in ihrem weiteren Lauf wieder absetzten. Daraus entstanden Ablagerungen in den Flußthälern, z. B. im Rheinthal und die mächtigen Anschwemmungen in der Nordsee, die Deltabildung von Holland, Ostfriesland ꝛc., eines Marschlandes, dessen Thon sich nur bei ganz ruhigem Meere absetzen konnte. Daraus folgt, daß die Nordsee damals ein im Süden geschlossener großer Meerbusen sein mußte, dessen Wogen von der um Schottland herumgehenden und durch die Küsten von Norwegen in

ihrer Kraft gebrochenen Fluthwelle nur wenig afficirt wurden. An der Ostsee, welche in jener Zeit ein wild bewegtes Polarmeer war, finden sich aus diesem Grunde keine Marschbildungen.

Der Eintritt der gegenwärtigen klimatischen Verhältnisse war kein plötzlicher, er vollzog sich langsam und nur allmählich trat ein mildes Klima an die Stelle der Eiszeit. Der Boden jenes alten Polarmeeres, auf dessen Grunde die Blöcke der skandinavischen Alpen zerstreut waren, erhob sich allmählich, er tauchte aus den Wellen auf und ließ nur die Ostsee und in Rußland eine Reihe von Landseen zwischen der Ostsee und dem weißen Meere übrig. Diese Erhebung dauert noch heute in Schweden und Finnland fort und ist bedeutend genug, um genau gemessen zu werden.

Die Verbindung der Ostsee mit dem Eismeer wurde dadurch unterbrochen, auf diese Weise der Polarströmung ein anderer Weg angewiesen und da wahrscheinlich zu derselben Zeit die Wüste Sahara ebenfalls aus dem Meere auftauchte, so waren alle Bedingungen für den Eintritt eines milderen Klimas für Europa gegeben. Dieses erhielt seinen Abschluß durch den Durchbruch der Landenge von Calais, durch welche ein Strom wärmeren Wassers in die Nordsee gelangte und die nordeuropäische Eiszeit in ihren letzten Spuren verwischte.

Die feste Erdrinde wird noch gegenwärtig von den verschiedenartigsten Kräften in beständigen Oscillationen erhalten, und diese erreichen in den Erdbeben und vulkanischen Erscheinungen die furchtbare Höhe, welche uns aus der Illusion herausreißt, den Erdboden, auf dem wir wandeln, als etwas Festes und Unbewegliches anzusehen. Erscheinungen der Art können unmittelbar beobachtet werden; der Vortragende erinnerte an das Aufsteigen des Vulkans Jorullo, an die Erdbeben von Lissabon und Chili ꝛc., während das Aufsteigen und Sinken ganzer Länder und Erdtheile aus den sie begleitenden Erscheinungen erschlossen werden muß. Wenn wir Mollusken und andere Meeresthiere an Felsen und in Ablagerungen, z. B. Austern und Korallenbänke über dem gegenwärtigen Meeresniveau erblicken, wenn wir alte Strandlinien und Strandbildungen hoch über der Küste und fern von derselben mitten im Lande beobachten, so liegt auf der Hand, daß die Austernbänke, die Strandlinien ꝛc. sich dort nicht bilden konnten, sondern daß dieß allein nur unter dem Meeresniveau möglich war. Wenn nun solche alte Strandlinien einander nicht parallel laufen, so ist schon dadurch die Ansicht über einen Rückgang des Meeres vollständig ausgeschlossen und nur die Annahme einer Hebung des Landes

möglich. Diese wurde in Schweden zuerst von Leopold von Buch 1807 überzeugend nachgewiesen, es wurden auf seine Veranlassung an vielen Orten der Küste Wasserzeichen eingehauen und die Beobachtungen seit jener Zeit, welche namentlich durch Lyell 1834 sorgfältig geprüft wurden, haben bestätigt, daß Schweden bis auf die Provinz Schonen im Süden, ferner Norwegen, Finnland, Spitzbergen sich in einer aufsteigenden Bewegung befinden, daß diese am Nordcap ungefähr 5 Fuß, dagegen südlich von Stockholm nur 3 Fuß im Jahrhundert betrage. Dieser Erhebungszone entspricht im Westen und Süden eine Zone, in welcher das Land im Sinken begriffen zu sein scheint. Die Küste von Schonen sinkt langsam unter den Meeresspiegel, diese Senkung setzt sich nach Jütland und an den Küsten der Nordsee, Holland entlang, bis in die Normandie und Bretagne fort. Ueberall finden sich dort untermeerische Wälder und Torfablagerungen mit Süßwasserthieren und selbst Bauwerke, wie die von Kaiser Claudius in Holland erbaute arx britannica, deren Mauerreste jetzt außerhalb der Dünenzone 600 Schritt von Katwyk entfernt im Meere liegen.

Durch diese Senkung wurde die Trennung zwischen dem Festlande und dem heutigen England im Süden des Nordseebusens immer mehr vergrößert und die Marschbildung begünstigt, aber auch die Katastrophe vorbereitet, durch welche der Isthmus von Calais durchbrochen und damit die letzte Erinnerung an die nordeuropäische Eiszeit beseitigt wurde. Der Durchbruch der letzten Schranke erfolgte nach der Ansicht des Professor Forchhammer in Kiel wahrscheinlich in einer hochgehenden Sturmfluth, was bei der trichterförmigen Gestalt des Kanals südlich von Calais erklärlich erscheint, da die Fluth in dem Meerbusen von Bristol bei Cheptow gegenwärtig noch zu der enormen Höhe von 40—60 Fuß anwächst. Forchhammer hat diese Fluth zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht und mit großer Sorgfalt alle Spuren ihrer Zerstörungen und ihrer Ablagerungen verfolgt. Er ist unter Benutzung der Arbeit von van der Wyck über die Veränderung der Strom-Mündungen des Rheins ꝛc. schließlich zu der Ansicht gekommen, deren nähere Begründung von dem Vortragenden ausführlich mitgetheilt wurde, daß dieser Durchbruch zu einer Zeit, nicht vor dem Jahre 1000 v. Chr., stattgefunden habe, in welcher Jütland bereits von Menschen bewohnt gewesen sei, daß die Fluth von Westen gekommen sei und Grabhügel, welche nach ihrem Inhalt der ältesten Zeit, der sogenannten Steinzeit, angehörten, zerstört und mit ihren Ablagerungen bedeckt habe. Er ist der

Ansicht, daß die Erinnerung an diese Sturmfluth dunkel in den nordfriesischen Sagen fortlebe, daß sie wohl die Cimbrische Fluth sein könne, von welcher zu Alexander des Großen Zeiten dunkle Nachrichten nach Griechenland gedrungen seien und von welcher der römische Schriftsteller Florus spreche. Wie dem nun auch sei, sie ist jedenfalls die Mutter der großen Fluthen, welche nach ihr durch den Canal hereinbrachen und das Land in Stücke zerrissen und noch zerreißen. Ein Blick auf die Ostküste der Nordsee zeigt die Lappen Landes, welche von früher blühenden Gestaden übrig geblieben sind. Die holländischen Küsten haben, abgesehen von den Einbrüchen des Meeres, welche den Zuider See, den Dollart, den Jahdebusen bildeten, seit den Römerzeiten einen Landstreifen von mindestens 2 Stunden Breite verloren und Holland muß mit großen Anstrengungen das Marschland, auf welchem sein Wohlstand beruht, im beständigen Kampf gegen die andringenden Meereswogen vertheidigen.

Die heutigen klimatischen Verhältnisse, mit welchen unsere gesammte Kultur und geistige Entwickelung innig zusammenhängt, würden empfindlich beeinträchtigt werden, wenn die gegenwärtige aufsteigende Bewegung von Finnland und Rußland sich wieder in die entgegengesetzte verwandeln sollte und so die Verbindung der Ostsee mit dem weißen Meere wieder hergestellt würde. Würde dann durch irgend ein Natur-Ereigniß die Landenge von Panama durchbrochen und damit der Golfstrom von Europa abgelenkt, dann könnten wohl Verhältnisse der Eiszeit für Nord-Europa wieder eintreten und Buchenwälder, Weizen- und Weinbau würden in Deutschland wieder verschwinden.

Der Vortragende beendete seinen Gegenstand mit der Bemerkung, daß er absichtlich die Frage unberührt gelassen habe, wie weit der Mensch in die von ihm geschilderte Zeit hinaufreiche, da ihm ebensowohl die Vorbedingungen für die Behandlung dieser Frage fehlten, als er auch nicht durch Hypothesen und kühne Conjekturen die Darstellung von thatsächlich vorhandenen klimatischen und geologischen Verhältnissen trüben wollte. Sein leider viel zu früh verewigter Freund S. Mutke wollte diese Frage zum Gegenstand eines Vortrages machen, deren Beantwortung gegenwärtig von um so größerem Interesse ist, als sie durch die Untersuchung der Pfahlbauten, durch Lyell's Buch über das Alter des Menschengeschlechts, durch die Darwin'sche Lehre von der Veränderung der Arten und durch manche kühne Behauptungen von anderer Seite,

welche das Alter des Menschengeschlechts um 200,000 Jahre heraufrücken wollen, zum Gegenstand einer lebhaften Controverse geworden ist.

Soviel dürfte jedoch aus der vorstehenden Erörterung hervorgehen, daß der Eintritt der nordeuropäischen Eiszeit zugleich den Eintritt der gegenwärtigen Wärme-Verhältnisse für die Erde, wenn auch in ganz anderer Vertheilung, bezeichnet; damit waren aber auch alle Bedingungen der Gegenwart für die Existenz des Menschen gegeben. Und daß die Zeiträume seit Beginn der Eiszeit nach vielen Tausenden von Jahren zu schätzen seien, ist eine Behauptung, welche mit den geologischen Thatsachen wenigstens nicht in Widerspruch steht.

Am 17. November 1864 hielt der praktische Arzt Herr Dr. Stern einen Vortrag über Cretinismus.

Zur Besprechung dieses Themas ward er durch die Verleumdungen geleitet, welche der erst vor zwei Jahren verstorbene Dr. Guggenbühl — einer der ersten Begründer einer eigens für Cretinen auf dem Abendberge in Tyrol ursprünglich aus eigenen Mitteln errichteten Anstalt, — durch mannigfache Entstellungen der Presse erfahren hatte.

Er erörterte zuvörderst den Cretinismus als jene besondere Art des Idiotismus, die eine erhebliche körperliche Mißstaltung mit sich im Gefolge führe und immer endemisch sich vorfinde. Geistige Störung geht hier mit einer körperlichen Mißstaltung so ziemlich parallel, nicht so bei dem Idioten, der mitunter körperlich wirklich schön entwickelt sein könne. In der Geschichte des Cretinismus suchte der Vortragende nachzuweisen, daß die eigentliche Kenntniß desselben erst mit Paracelsus beginne, daß diesem erst das Endemische, sowie der Zusammenhang mit endemischem Kropf in der Schweiz und im Salzburgischen klar gewesen. Nächst ihm sind die Chronisten Stumpf und Campbell mit ihren Berichten über Graubündten und Chur zu erwähnen. Von Aerzten sind weiter Foreſt, Simler, Plater, Eustach Rudio aus Tyrol zu nennen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, mit dem überhaupt die wissenschaftliche Entwicklung der Psychiatrie beginnt, fallen die klassischen Arbeiten von Malacarne, Michaelis, Ackermann, Fodéré, der Gebrüder Wenzel. In der neuesten Zeit sind hervorzuheben namentlich der Bericht der sardinischen Commission vom Jahre 1848, dann die Arbeiten von Iphofen, Rösch, Meyer— Ahrens, Virchow, Niéve. Erlenmeyer, Guggenbühl, Zill-

ner u. A. — Die Etymologie des Wortes ist noch nicht ermittelt. Nach Fodéré bedeutet Cretin einen guten Christen — chrétien, nach Ackermann oder Iphofen hängt es mit dem romanischen, besonders in Graubündten gebräuchlichen, cretira — identisch creatura — zusammen, nach Rösch — und das scheint die am meisten verfehlte Etymologie — wäre es auf Kreide zurückzuführen und an crétacé anzuschließen. — In der geographischen Verbreitung wurden die großen Gebirgsstöcke in allen Erdtheilen als Hauptcentren der Krankheit nachgewiesen. In Europa speciell sind am meisten heimgesucht, Savoyen, Wallis, Graubündten, Uri, Waadt und Aargau, mehr nach Osten, Salzburg, Steiermark, Tyrol, Kärnthen, Ober-Oesterreich, Pyrenäengegend, Auvergne, Rheinthal in der Nähe von Straßburg, Insel Niederwörth in der Rheinprovinz im Laacher See. Nach amtlichen Zählungen (die jedoch sehr ungenau wegen Verheimlichung von Seiten der Verwandten) zählt die Rheinprovinz überhaupt 480 Cretins. In den anderen Provinzen Preußens, speziell in Schlesien, ist trotz der Häufigkeit des Kropfes Cretinismus nicht endemisch.

In der Aetiologie wurde nachzuweisen gesucht, wie der Cretinismus mit den sozialen Verhältnissen gewisser Territorien überhaupt zusammenhänge und die Anschauung für die am meisten berechtigte erklärt, nach welcher es gewisse Gegenden giebt, welche die cretinistische Störung erzeugen, daß aber schon bei geordneter, obwohl gewöhnlicher (nicht medizinischer) Erziehung diese Störungen häufig bis zu einem Maße überwunden werden können, wo das gestörte Individuum als ein an sich brauchbares und nur noch etwas stumpfes, flaches und oft unbequemes Mitglied der Gesellschaft dasteht. Daß die territorialen Bedingungen namentlich in ihrer mächtigen Einwirkung auf die erste Entwickelung der Nervenheerde und ihrer Hüllen bei der Frage des Cretinismus zum Unterschiede von der des Idiotismus zu betonen seien, wurde durch die Thatsache nachgewiesen, nach welcher Kinder aus nicht kröpfigen und nicht kretinistischen Familien mit beiden Uebeln behaftet werden, wenn sie in Kropf- und Cretinengegenden eingewandert. (Franken, Württemberg). In Betreff der Erblichkeit stellte sich heraus, daß dieselbe, auch wenn Versetzung in cretinenfreie Gegenden und Verheirathung in gesunde Familien Statt habe, wenn auch in immer schwächerem Maße, doch noch durch 3—4 Generationen sich nachweisen lasse, analog anderen erblichen Krankheiten. Auf der anderen Seite werden

Cretinen, früh aus ihrem Geburtsorte entfernt, noch erklecklich gebessert. Diese scheinbaren Widersprüche lösen sich, wenn man die ganze Krankheit von einem diffusiblen Agens, einem Miasma ableitet und auf die Analogie mit gut- und bösartigen Wechselfiebern, mit leichten und schweren Typhusformen hinweist.

Anatomisch beruht der Cretinismus 1) auf einer Erkrankung der Weichtheile des Hirns, also der Hirnhäute und Hirnsubstanz selbst im weitesten Sinne des Wortes, wobei vollständiger Defect oder Atrophie einzelner Hirntheile erfolgen kann, 2) die Hirngefäße sind besonders erkrankt, 3) das Knochengerüst ist das Primär-Erkrankte. Bei diesem letzteren Punkte verweilte der Vortragende und unterschied vor Allem streng, ob die Erkrankung vom Schädeldach — oder Grunde ausgehe. Bei jenem müssen die Nähte besonders berücksichtigt werden, weil von ihnen die Verknöcherung ausgeht; je nachdem dieselbe nur an allen oder einzelnen Stellen mit oder ohne anderweitige Compensationen zu früh erfolge, entwickeln sich mit nothwendiger Consequenz: die totalen mikrocephalen Schädel (Azteken) die partielle mikrocephale (Kraniostenose) (zu schmale, zu kurze, zu niedere, asymmetrisch schräg verengte schiefe Schädel — analog den Beckenverhältnissen.)

Bei den primären Erkrankungen des Schädelgrundes übernehmen die Knorpelfugen die Rolle der Nähte am Schädeldach, an deren Persistenz das Knochenwachsthum geknüpft ist. Hier wurde namentlich der Prognathismus eingehender erörtert.

Ueberwiegend sind die mikrocephalen, besonders brachycephalen Formen. An verschiedenen Orten nimmt sich der Cretinismus immer etwas anders aus, im Allgemeinen geht in endemischen Stellen durch die ganze Bevölkerung ein Zug geistiger Verdumpfung. Selten ist die Krankheit gleich bei der Geburt ausgesprochen, nach 3, 5—8 Monaten bemerkt man auffallenden Haarwuchs und Fettreichthum an diesen durch und durch apathischen Geschöpfen, die nur essen und schlafen. Dentition ist sehr langsam, im 6. Lebensjahre können sie noch nicht gehen, der Ausdruck der Geistesleere ist jetzt schon ganz ausgesprochen. Pubertät tritt im 20. Lebensjahre und noch später ein; währte bis dahin die Kindheit, so kommt jetzt das Greisenalter.

Am 15. December 1864 hielt der Oberlehrer an der Realschule Herr Oberdick einen Vortrag „über die Feldzüge Aurelians gegen Zenobia, die Königin des Orients."

Der Verfasser gab zuerst einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Stadt Palmyra von ihrer Erbauung bis zur Regierung der Königin Zenobia und setzte dann die Ursachen der Entstehung der Herrschaft jener Stadt über den Orient näher auseinander. — Die monographische Behandlung der Geschichte einzelner Städte hat nur dann allgemeines historisches Interesse, wenn diese der Schauplatz welthistorischer Begebenheiten oder Knotenpunkte des internationalen Verkehrs waren und durch Kunst und Wissenschaft mächtig in den Gang der Cultur eingriffen. Beides ist bei Palmyra der Fall. — Unter Odenat und Zenobia griff die Stadt selbstständig ein in den Gang der Weltgeschichte; eine Zeit lang war sie der Mittelpunkt der nationalen Bestrebungen im Orient. Andererseits erscheint Palmyra als Vermittlerin des Zwischenhandels zwischen den Euphratländern und Arabien und der phönizisch-paläſtinischen Küste und Aegypten. — Die Herrschaft der Zenobia erstreckte sich vom Nil bis zum Pontus, vom Euphrat bis zum mittelländischen Meere. Im Jahre 272 zog Kaiser Aurelian aus, um der Regierung der Königin ein Ende zu machen. Er erobert Ancyra und Tyana und rückt durch die Cilizischen Pässe bis an den Orontes vor, wo sich die Königin zwischen Daphne und Antiochien mit 70,000 Mann gelagert hatte. Bei dem Uebergange der Römer über den Orontes kommt es zu einem Reitertreffen, in welchem die Palmyrener geschlagen werden. Zenobia zieht sich in Folge dessen nach Emisa zurück, nachdem sie in Imma, einem Kastell in den Bergpässen auf der Straße nach Aleppo eine Besatzung zurückgelassen hatte. Nachdem Aurelian die Verhältnisse im Orient geordnet und namentlich auch die Beamten der Zenobia, darunter den Paulus von Samosata abgesetzt und sein Herr verstärkt hatte, rückt er durch die Ebene Amyke vor Imma, vertreibt die Besatzung aus dem Kastell und zieht nach Emisa, wo sich die Königin mit der Blüthe ihrer Macht gelagert hatte. Hier kam es zu einem erbitterten Kampfe, den ein kühnes Manöver des Aurelian für die Römer entschied. Zenobia floh darauf mit dem Ueberreste ihrer Truppen nach Palmyra und rüstete sich, die Stadt aus allen Kräften zu vertheidigen, indem sie auf Entsatz durch die Perser hoffte. Der Kaiser Aurelian rückt ihr langsam nach und nach einem mühseligen Marsche durch die Wüste gelangt er endlich auf dem Dschebel Abiad an, an dessen S. O. Seite die Stadt Palmyra sich ausbreitet. Der

Verfasser bemühte sich darauf, ein Bild von der alten Metropole der syrischen Wüste zu entwerfen, indem er die Prachtruinen derselben beschrieb und erläuterte. Besonders wichtig sind die große Säulenstraße von N. W. nach S. O., 5000′ lang (**porticus tetrastichus**), der Tempel des Bel an dem Ostende dieser Straße, die Ruinen im S. W. derselben (Palast der Zenobia, Tempel des Neptun, Palast des Diocletian) und die Gräberthürme der Palmyrener auf den Höhen des Dschebel Abiad. — Aurelian umlagerte nun die Stadt, die sich hartnäckig vertheidigte. Als endlich Probus aus Aegypten dem Kaiser zu Hülfe kam, verließ Zenobia bei nächtlicher Weile die Stadt, um zu den Persern zu fliehen. Schon will sie in das Fahrzeug steigen, um über den Euphrat zu fahren, als die Reiter Aurelians sie einholen und gefangen nach Palmyra zurückzuführen. Sobald man in Palmyra hörte, daß Zenobia in den Händen der Römer sei, ergiebt sich die Stadt auf Gnade und Ungnade. Der Kaiser behandelte sie mit großer Milde und zog sich dann nach Emisa zurück, wo er Kriegsgericht über die gefangenen Palmyrener hält. Die meisten Räthe der Königin, darunter Cassius Longinus werden hingerichtet. Zenobia selbst und ihre Kinder führt Aurelian mit nach Europa, damit sie seinen Triumph verherrlichten. In Thracien besiegte darauf der Kaiser in einem kurzen Feldzuge die Carpen. Hier erfährt er, daß Palmyra sich von Neuem erhoben hätte und daß in Aegypten der reiche Kaufmann Firmus als Gegenkaiser aufgestanden wäre. Eilig zieht er mit seinem Heere in den Orient zurück, erobert Palmyra, macht darauf einen kurzen Feldzug gegen die Perser nach Mesopotamien, eilt alsdann nach Aegypten, besiegt den Firmus, nimmt ihn gefangen und läßt ihn ans Kreuz schlagen. (a. 273.) So waren die Nationalitätsbewegungen im Orient Oberhoheit unterdrückt und die Länder bis zum Euphrat wie der Roms unterworfen.

Am 5. Januar 1865 hielt der Premier-Lieutenant von der Artillerie Herr Berendt einen Vortrag „über den projektirten Nord-Ostsee-Canal und erläuterte denselben durch einige von ihm selbst gezeichnete Karten.

In der Einleitung wurde der bedeutenden Vortheile gedacht, welche die Anlage eines Canals durch Schleswig oder Holstein für die Schifffahrt um die cimbrische Halbinsel unfehlbar im Gefolge haben würde und hierzu namentlich gerechnet die Bevölkerung des Seeweges, die Verminderung der Gefahr und die geringere Belastung mit Assekuranzgebühren. Es wurde gezeigt, wie mit dem Eintritt der günstigeren Verhältnisse die Schifffahrt von Nord-Amerika über England nach Rußland einen bedeutenden Aufschwung nehmen müsse, der den Handel Deutschlands in neue Bahnen zu lenken vermöge.

An die Anforderungen, welche man an den neu zu erbauenden Canal, als eine Welthandelsstraße, zu stellen habe, reihete sich ein Bild der nächsten Umgebungen dieses Werkes, in welchem die Zukunft der norddeutschen Herzogthümer als eine überaus glänzende erscheinen muß.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Anlage einer so bedeutenden Verkehrsstraße entgegenstellen, sind nicht geringe, und je nach dem man sie auf die eine oder die andere Art zu überwinden versuchte, ist man auch zu sehr verschiedenen Richtungen der Canallinie gelangt; dieselben lassen sich jedoch mit Uebergehung unwesentlicher Abweichungen in drei Hauptgruppen bringen,

1) Projecte, welche den Canal im südlichen Theile Holsteins durch eine Verbindung der Lübecker oder Neustädter Bucht mit der Elbemündung etwa bei Glückstadt herstellen wollen,
2) solche, welche die Verbindung quer durch Schleswig auf der kürzesten Linie von der Eckernförder Bucht nach Husum bewirken wollen und
3) diejenigen, welche den Canal von der Eckernförder oder der Kieler Bucht über Rendsburg unter Benutzung eines Theiles des Eidercanals nach der Elbemündung in der Gegend von Margarethen leiten wollen.

Das Project ad 1 ist erst in neuerer Zeit zu den beiden anderen, schon früher mehrmals in Aussicht genommenen hinzugetreten. Die westliche Mündung des Canals soll in der Elbe in der Gegend der Mündung des Störflusses, die östliche zwischen Neustadt und der Gegend von Hafftrug angelegt und ein Theil der Trave, sowie der Hemmelsdorfer See in den Canalzug hineingelegt werden.

Das Project ad 2 rührt schon aus dem Jahre 1849 her. Die Vorarbeiten dazu wurden in diesem Jahre von dem damaligen Reichsministerium veranlaßt und unter Leitung des Hauptmann Möhring von der damals bestehenden gemeinsamen Regierung Schleswig-Holsteins ausgeführt; die Canallinie verbindet auf möglichst direktem Wege die Orte Husum und Eckernförde und soll 4 Schleussen von je 20 Fuß Hebung enthalten.

Das Project ad 3, entworfen von den Gebrüdern Christensen, geht von Eckernförde resp. von Kiel auf Rendsburg, den langen See benutzend, von da bis Wittenbergen dem Eiderlaufe folgend und wendet sich hier südlich nach der Elbe bei St. Margarethen, auf der Grenze zwischen Wilstermarsch und Dittmarsch.

Seitdem die preußische Regierung dem Bau des Canals Unterstützung zuwendet, sind diese 3 Hauptprojecte einer vergleichenden Beurtheilung und genaueren Revision unterworfen worden. Der damit beauftragte Geheime Ober-Baurath Lentze hat nun in seinem Bericht, dessen wesentlicher Inhalt wiedergegeben wurde, sich zur Beibehaltung der in dem Project ad 3 bezeichneten Linie erklärt, allerdings mit wesentlichen Modificationen. Die gegen die Projecte ad 1 und 2 sprechenden Gründe wurden kurz abgehandelt und dann eine möglichst detaillirte Beschreibung des Weges gegeben, welchen die nunmehr wahrscheinlich zur Ausführung gelangende Canalrichtung einschlagen wird.

Eine spezielle Kostenrechnung konnte nicht mitgetheilt werden, da die Angaben hierüber sehr verschieden lauten und endgültig ein Ueberschlag und eine Rentabilitätsberechnung noch nicht aufgestellt ist; erwähnt wurde jedoch die Vereinigung bedeutender Kapitalisten in Berlin, welche in Verbindung mit der preußischen Regierung die Ausführung des Unternehmens verfolgen.

Es schloß sich hieran die Erwägung, welchen Einfluß dieser Bau auf die politischen und die Handels-Verhältnisse Preußens nothwendig gewinnen müsse. Was namentlich die ersteren betrifft, so ist für die Entwickelung der preußischen Marine der Nord-Ostsee-Canal von so unbestreitbarer Wichtigkeit, daß Regierung und Privatpersonen gewiß mit allen möglichen Mitteln auf die Durchführung des Planes hinwirken werden.

Am 9. Februar 1865 hielt der Kollaborator am Gymnasium Herr Dr. Krause einen Vortrag über Flavius Josephus.

Flavius Josephus, ein Sohn des jüdischen Priesters Matthias, ward im ersten Jahre der Regierung des Caligula, 37 Jahre n. Chr., in Jerusalem geboren; von mütterlicher Seite stammte er aus der Familie der Asmonäer. Als er seine Jugendbildung, welche sich nach altem Herkommen in dem Studium des mosaischen Gesetzes bewegte, vollendet

und auch die Doktrinen der Pharisäer, Sadduzäer und Essäer studirt hatte, begab er sich in seinem 16. Jahre zu einem Eremiten, Namens Banus, der in der Wüste ascetisch bloß von Vegetabilien lebte, und brachte 3 Jahre bei demselben zu. Im Alter von 19 Jahren kehrte er nach Jerusalem zurück und fing an, sich für die politische Laufbahn vorzubereiten, wobei er sich der einflußreichen Sekte der Pharisäer anschloß. Josephus selbst ist seiner ganzen Geistesrichtung nach ein Pharisäer. — Als er 26 Jahre zählte, unternahm er eine Reise nach Rom, um die Freilassung einiger jüdischer Priester zu erwirken, die von dem Statthalter Felix eingezogen und an Nero geschickt worden waren. Durch Vermittelung des Alityros, eines jüdischen Schauspielers, erlangte er Zutritt zu Poppäa, der Gemahlin Nero's, welche die Freilassung der Priester bewirkte und den Josephus mit reichen Geschenken in seine Heimath entließ. — Als der Aufstand der jüdischen Nation gegen die Römer im Jahre 66 sich vorbereitete, der von messianischen Hoffnungen getragen und belebt wurde, so sandte die Priesterschaft Jerusalems, nachdem das in Jerusalem zur Festfeier versammelte Volk den Palast des Königs Agrippa in Brand gesteckt und die römische Besatzung der Burg Antonia nach zweitägiger Belagerung gefangen genommen und getödtet hatte, den Josephus, der kaum 30 Jahre zählte, nach Galiläa, um, wie er selbst sagt, die Galiläer zu bewegen, die Waffen niederzulegen, in der That aber nur, um den Aufstand zu organisiren, dem er nun alle seine Kräfte widmete. Trotzdem verbreitete sich in Folge einer Beute-Angelegenheit, bei der Josephus eine zweideutige Rolle spielte, das Gerücht, daß Josephus ein Verräther sei, der den Römern das Land übergeben wolle, besonders waren Tiberias, Tarichäa und Sephoris, die bedeutendsten Städte Galiläas, ihm feindlich, ja man trug hier gradezu auf seinen Tod an. Selbst Jerusalem entzog ihm jetzt den Oberbefehl. Doch die Ereignisse drängten sich, und als Vespasian im Frühlinge des Jahres 67 mit den römischen Legionen in Stärke von 60,000 Mann in Galiläa einrückte, so warf sich Josephus mit seiner Heeresmacht in die galiläische Festung Jotapat, die von Vespasian nach einer Belagerung von 47 Tagen trotz des hartnäckigsten Widerstandes erobert wurde. Die Zahl derer, welche bei der Einnahme und in den vorhergehenden Kämpfen gefallen waren, giebt Josephus auf 40,000 an. Die Stadt wurde zerstört und Josephus selbst fiel in die Hände der Römer. Nach Jerusalem war der Fall der Stadt gemeldet worden zugleich mit der Angabe, daß auch der Feldherr Josephus seinen Tod gefunden habe. In

Folge dessen fand eine 30tägige Volkstrauer statt, die sich aber in große Erbitterung verwandelte, als man hörte, daß er die Knechtschaft dem ehrenvollen Tode vorgezogen habe. Die Einen schalten ihn einen Feigling, die Andern einen Verräther, die Stadt war voll von Unwillen und Schmähungen gegen ihn. Als der Krieg sich nun gegen Jerusalem selbst wandte, war Josephus als Gefangener in dem Lager der Römer und mußte Zeuge sein von der Eroberung seiner Vaterstadt, die von Titus nach der verzweifeltsten Gegenwehr am 10. August des Jahres 70 n. Chr. genommen wurde. Die Römer hielten ihren Einzug über Haufen von Leichen, die in allen Theilen der Stadt aufgeschichtet lagen und die Luft verpesteten, die Opfer der Hungersnoth und der Parteiwuth. Die Burg Antonia wurde genommen und in Zeit von 7 Tagen bis auf den Grund zerstört, auch der von Herodes erbaute prachtvolle Tempel ging in Flammen auf. Titus ließ die ganze Stadt Jerusalem bis auf drei Thürme zerstören, die Festungsmauern niederreißen, die Stadt plündern und niederbrennen. Den Fronto, einen seiner Freunde, beauftragte er, nachdem die Soldaten schon des Mordens müde geworden waren, einem Jeden der Ueberlebenden das verdiente Loos zuzuerkennen. Dieser ließ sämmtliche, die sich am Aufstande und an dem Räuberwesen betheiligt hatten, hinrichten, nachdem sie sich gegenseitig angezeigt hatten. Von den jungen Leuten wählte er die schlanksten und schönsten aus, die er für den Triumph behielt. Von der übrigen Volksmenge ließ er diejenigen, welche über 17 Jahr alt waren, fesseln und schickte sie zu den öffentlichen Arbeiten nach Egypten, sehr viele verschenkte Titus in die Residenzstädte, die in den Theatern durch das Schwert oder durch die wilden Thiere umkommen sollten. Die unter 17 Jahren wurden verkauft. Es kamen in den Tagen, wo Fronto richtete, 11,000 durch Noth um, die Einen, weil sie in Folge des Hasses der Bewachenden keine Nahrung erhielten, die Andern, weil sie die dargebotene nicht annahmen. Auch fehlte es an Getreide für die große Anzahl. Die Zahl aller Gefangenen in diesem Kriege betrug 97,000, und die Zahl der während der ganzen Belagerung Gefallenen 1,100,000. Simon, der Befehlshaber der Oberstadt, wurde als Schlachtopfer für den Triumph bewacht gehalten, bis er bei der Siegesfeier in Rom, einen Strick um den Hals geworfen, nach dem Orte der Hinrichtung geschleppt und getödtet wurde. Nach Beendigung dieses Krieges, der die Selbstständigkeit des jüdischen Volkes für immer vernichtete, nahm Josephus, dem von Vespasian die Freiheit und dazu später noch das römische Bürgerrecht geschenkt wurde, seinen

Aufenthalt in Rom, wo er unter der kaiserlichen Gunst sicher war gegen die verrätherischen Anklagen, die von jüdischer Seite oft gegen ihn versucht wurden. Hier schrieb er in griechischer Sprache die Werke, die uns noch erhalten sind. Sie sind sämmtlich geschichtlichen Inhalts. Die Ἀρχαιολογία Ἰουδαϊκή, d. h. jüdische Geschichte, umfaßt in 20 Büchern die jüdische Geschichte von der Urzeit an bis zu dem 12. Jahre Nero's, 66 n. Chr. Diesem Werke, welches im Jahre 94 n. Chr. abgeschlossen wurde, hat Josephus zum Schlusse noch seine Vita beigegeben. Ein zweites Werk, über den jüdischen Krieg, welches ursprünglich in hebräischer Sprache abgefaßt war, aber von Josephus selbst in's Griechische übertragen wurde, schildert in 7 Büchern den Krieg der Juden gegen die Römer, der mit der Zerstörung von Jerusalem und der Unterwerfung des Landes endete. Das Werk hat neben der Darstellung der Thatsachen den Zweck, den Josephus betreffs seines Verhaltens im jüdischen Kriege gegenüber den erbitterten Angriffen seiner eigenen Nation und gegenüber den Römern zu rechtfertigen. Es ist besonders gegen Justus von Tiberias gerichtet, der als politischer und literarischer Gegner des Josephus in einem Werke über den jüdischen Krieg die schwersten Vorwürfe gegen Josephus erhoben und die ganze moralische Verantwortung des traurigen Krieges auf ihn gewälzt hatte. — Ein drittes Werk, in 2 Büchern, welches den Titel „gegen Apion" führt, widerlegt die Erdichtungen und Fabeln, welche zur Beschimpfung des Judenthums erfunden worden waren, und ist besonders gegen den alexandrinischen Grammatiker Apion gerichtet. Die Aechtheit der Schrift „über die Makkabäer," welche den Namen des Josephus trägt, ist zu bezweifeln. — Obschon die Schriften des Josephus sämmtlich der historischen Literatur angehören und Anspruch auf die strengste historische Genauigkeit machen, so sind sie doch weit davon entfernt, die Wahrheit als den obersten Grundsatz gelten zu lassen. Josephus verfolgt in seiner Darstellung den Zweck, das Judenthum auf Kosten des Hellenismus zu verherrlichen und die vielgepriesene hellenische Bildung im Bereiche der Mathematik, der Dichtkunst, der Astronomie und der Philosophie auf hebräischen Ursprung zurückzuführen. Deshalb wird von ihm einerseits aus den alttestamentlichen Quellen eine Menge von Thatsachen gestrichen, die dieser Absicht der Verherrlichung nicht günstig gewesen wären, anderseits wird die Fälschung der Geschichte im ausgedehntesten Maßstabe im Bereiche der Zahlen und der erdichteten Thatsachen betrieben. Die hebräische Literatur wird von ihm mit der größten Willkür gehandhabt und muß sich dem Zwecke seiner Darstellung

fügen. Während er einerseits oft rationalistisch genug in seiner Exegese verfährt, so huldigt er andererseits einem Aberglauben, der den gänzlichen Verfall der nationalen Entwickelung bekundet. Für die Philosophie zeigt er wenig Befähigung. Ist es ihm doch ganz entgangen, daß der Begriff φύσις, Natur, in der hebräischen Literatur nicht vorhanden ist, und daß hier alle Erscheinungen in der Schöpfung auf den Geist Gottes zurückgeführt werden. Daher das unsichere Schwanken des Josephus in Bezug auf Naturgesetz und den Willen Gottes. — Josephus gehört den Pharisäern zu, deren Philosophie er der stoischen zunächst setzt. Während die Pharisäer in den Schriften des neuen Testaments als Heuchler voll sittlicher Fäulniß, als Schlangenbrut und Natterngezücht bezeichnet werden, so ist die Auffassung des Josephus durchaus entgegengesetzt. Die Pharisäer stünden der Stoa zunächst, behauptet er, sie sind in seinen Augen frei von sittlichem Tadel. So beweist es sich, daß Josephus selbst ein Pharisäer in des Wortes ganzer Bedeutung ist, voll Scheinwesen, Lüge, Betrug und Heuchelei, wie sich diese in seinen Schriften wiederspiegeln. Das jüdische Volk war selbst in seinen höchsten Vertretern, in seinen Priestern, tief entsittlicht und reif zum Untergange. Josephus ist ein Spiegel seiner gesunkenen Nation und seines Jahrhunderts, und seine Werke beweisen den Zustand der sittlichen Fäulniß, welcher dem Sturze Jerusalems voranging. Längst auch waren die Juden, wie die Literatur zeigt, bei allen Völkern der tiefsten Verachtung verfallen und ein Haß lastete auf ihnen, der nur durch den Untergang ihrer Nation gesühnt werden konnte. — Obschon dem Josephus die Bedeutung des alten Prophetenthums ganz unklar war, so suchte er sich doch selbst mit dem Glanze der Weissagung zu umstrahlen. Als Prophet will er die Einnahme von Jotapat für den 47. Tag geweissagt haben, als Prophet will er dem Feldherrn Vespasian, vor dem er als Gefangener stand, die Erhebung auf den Kaiserthron geweissagt haben. In Vespasian fand Josephus die messianischen Hoffnungen der Propheten erfüllt, daß Einer, der aus Judäa hervorgegangen, die Weltherrschaft ergreifen sollte. Dadurch charakterisirt sich zugleich seine Stellung zur Messiasidee des Christenthums, welchem er völlig fremd gegenüber steht. Selbst die Person Christi findet sich bei Josephus nicht erwähnt, falls wir die Stelle antiq. XVIII. 3., welche in wenigen auffallend schlecht stilisirten Zeilen über Christus handelt, als unächt bezeichnen müssen. Offenbar ist sie von einem Christen eingeschoben, der inmitten der Schilderungen aus der Zeit des Pilatus die Erwähnung der Person Christi nur ungern

vermißte. Der Standpunkt des Josephus bleibt der des Mosaismus in der pharisäischen Auffassung.

Am 9. März 1865 beantwortete Herr Prem.-Lieut. Berendt die Frage: Warum trifft der Schalttag eines Schaltjahrs auf den 24. und nicht auf den 29. Februar?

Hierauf hielt der Gymnasial-Hilfslehrer Herr Seichter einen Vortrag über die Weltschmerzpoesie der Gegenwart und ihre Berechtigung.

Nicht ausgehend von dem sprachgebräuchlichen, sondern ausgehend von dem begrifflichen Sinne des Wortes Weltschmerz, das, activisch genommen, (was auch das richtigere sei), einen Schmerz, den die Welt empfindet, bezeichne, passivisch aufgefaßt, einen Schmerz, den Jemand über die Welt empfindet, entwickelte der Vortragende, (indem er die passivische Auffassung, als die gewöhnlichere zu Grunde legte, um eben zur activischen zu gelangen), daß im letzten Grunde alle Poesie Weltschmerzpoesie genannt werden müsse. Die Weltschmerzpoesie habe ihren Grund in der Unzufriedenheit des Dichters mit der wirklichen Welt, die sehr wohl gerechtfertigt sei, da sie auf der Erkenntniß der Unvollkommenheit der Welt und jedes Glückes der Erde beruhe, welche Erkenntniß nicht blos der Dichter, sondern jeder Mensch fast täglich gewinnt. Vorzüglichste Trägerin der Weltschmerzpoesie sei die subjective Lyrik, welche in ihren wehmüthigen Dichtungen, deren Inhalt in der Regel verlorne Liebe und verlorne Jugend, Reue oder Schmerz über gescheiterte Hoffnungen sei, die hauptsächlichsten Erscheinungen der Weltschmerzdichtung darstelle. Der Dichter schildere in diesen Gedichten allerdings nur seine persönlichen Seelenleiden, weil aber diese Leiden Millionen auf der Welt mit ihm theilen, so hätten jene Dichtungen einen allgemeinen, den Schmerz der Welt in sich schließenden Inhalt. Der Vortragende illustrirt seine Ansicht durch Mittheilung von Proben aus Heinrich Heine's, Emanuel Geibel's und Albert Trägers Dichtungen. Ebenso sei in den epischen Dichtungen, wie im Roman und in der Novelle und ebenso in allen Gattungen des Drama's (also auch im Lustspiel, hier freilich mittelbar), die Unzufriedenheit mit der Welt das bewegende Prinzip. — Den etwaigen Einwurf, warum denn der Vortragende nur von einer Weltschmerzpoesie der Gegenwart spreche,

da diese Poesie nach seiner Ansicht von der Ursache der Weltschmerzdichtung doch zu allen Zeiten dagewesen sein müsse, beantwortet er dahin, daß er das Letztere entschieden behaupte und nur deßhalb vorzüglich von der Gegenwart rede, weil in ihr der Weltschmerz sich am offensten, entschiedensten, weil am subjectivsten, ausspreche, während er früher, besonders aber im Alterthume mehr in objectiver Form, wie besonders im griechischen Drama (hier sind die Conflicte der Pflichten und das Fatum Weltschmerzmomente), aber auch im Epos und in der Lyrik der Alten zu Tage getreten sei. Durch das Christenthum sei die vorherrschende Objectivität in der Poesie verdrängt worden und die Subjectivität zu ihrem Rechte gelangt. Alle mittelalterliche, objective, wie subjective Poesie sei ebenfalls Weltschmerzpoesie, wie die der Neuzeit. Es sei überhaupt keine Poesie denkbar, die zur Folie nicht den Schmerz habe. Diese Poesie finde auch in jedem Herzen Anklang, weil alle Menschen denselben Schmerz über die Welt empfinden, wie der Dichter, und der Unterschied zwischen ihnen und dem letzteren nur darin bestehe, daß dieser dem Schmerze eine poetische Form zu geben die Macht habe, was den Andern versagt ist. Haben aber alle Menschen, d. h. die Welt, denselben Schmerz über die Welt, so sei der Weltschmerz richtiger activ zu fassen, d. h. als ein Schmerz, den die Welt hat, oder besser: die passive Auffassung löst sich auf in der activen. Das Weltschmerzgefühl ist darnach ein allgemeines, folglich auch die Poesie, in der es ausgesprochen wird, und in dieser Allgemeinheit des Weltschmerzes liegt zugleich die Berechtigung der Weltschmrrzpoesie. — Schließlich bemerkt der Vortragende, aus allem Gesagten werde man leicht ersehen, weshalb er die Poesie der vollkommensten Gemüthszerrissenheit, die man sprachgebräuchlich speziell als die des Weltschmerzes bezeichnet und als deren Vater Lord Byron angesehen wird, nicht als die alleinige Poesie des Weltschmerzes anerkenne.

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia w Opolu
BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA OPOLE

Druckfehler.

p. 81 Zeile 10 v. u. ließ „Tiek“ anstatt „Piek.“
p. 99 Zeile 14 v. u. ließ „flüchtiger“ anstatt „flüssiger.“
p. 111 Zeile 5 v. o. lies „dieselbe“ anstatt „dieselben.“
p. 111 Zeile 6 v. o. lies „könne“ anstatt „können.“
p. 111 Zeile 11 v. u. lies „indem“ anstatt „in denen.“
p. 170 Zeile 9 und 11 v. o. lies „Mittel“ anstatt „Jahres-Mittel.“

Neisser
Philomatie

14.
1863-65

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
D. 3303/XIV
013-003303-14-0